

Mischa Roch: Der vernetzte Zeuge.

Memoiren aus Forschung & Entwicklung.

**Herausgegeben von Serdar K. Lubürtür und mit einem Nachwort
von Sir Christopher Fishflop**

Serdar Kivanç Lubürtür, „Vorwort des Herausgebers“

Eine Bitte um Rückruf von Prof. Dr. Stig Andersing, ein halbes Jahr ist das etwa her. Stig und ich kannten und schätzten uns seit unserer Zeit als Stipendiaten am Seminar „Wolf Werktru“ für Editionsphilologie. Er privatdoziert inzwischen an einer saarländischen Universität und ist Leiter eines Literaturarchivs; ich verdinge mich als Herausgeber einer deutschtürkischen Avantgarde-Literaturzeitschrift, *çübürpunk*, und Ghostwriter von Memoiren. Ich rief Stig kurz darauf zurück und er berichtete mir von einem autobiografischen Vorlass, der seinem Literaturarchiv übertragen worden war und für den er nun nach einem versierten Herausgeber suchte.

Der Ich-Erzähler der Lebensgeschichte, um die es sich bei dem Vorlass handelt, sei ein *personal digital assistant*, schilderte Stig mir. Eine Art *Blackberry*, nur ausgefeilter, fuhr Stig fort, das an einer Technischen Hochschule in Deutschland behilflich ist bei der Recherche, Planung und Koordination eines Forschungsantrags im Rahmen der Zweiten Exzellenzinitiative des Bundes und der Länder. Ich stutzte und fragte zweimal nach, dreimal. Ja, ich hatte richtig verstanden. Verfasst wurden die Lebenserinnerungen von einem *smartphone*, das „lernt“ und sich nach und nach zur KI ausbildet, als die es den Universitätspräsidenten unterstützt bei dem Vorhaben, einen maximalerfolgreichen Antrag zusammenzustellen.

Meine Neugier war geweckt. Das alles hörte sich an wie ein unglaublicher Mix aus *Galatea 2.2* und *Dichtung und Wahrheit*, aus Cyberpunk und Campus Novel. Ich ließ mir den Text zukommen, sichtete ihn – und hielt ihn schon nach den ersten fünfzehn, zwanzig Seiten für ein historisches Selbstzeugnis. Ich bot mich an, die herausgeberische Betreuung zu übernehmen und einen geeigneten Verlag zu finden.

Nach langer Prüfung erwies sich der Rheinlese Verlag, Ingelheim, als geeignete Publikationsplattform für die Druckfassung des Textes (das digitale Original befindet sich nach wie vor im saarländischen Literaturarchiv in der Obhut von Stig Andersing).

Der Verlag und ich als Herausgeber wünschen der ersten Autobiografie, die ein informatisches Artefakt aus Speicherchips, Platinen und autopoietischer Programmierung verfertigt hat, viele interessierte Leserinnen und Leser.

Anfänge unter Hödel

Entwickelt wurde ich in aufgeregten, unruhigen Zeiten. Der erste Schwung der digitalen Revolution war vorbei, aus dem ARPAnet war dank der Leute vom CERN das *World Wide Web* geworden, das Internet funktionierte längst stabil, griff immer weiter aus und erlebte nach einer Zeit der Ideologisierung als vermeintlich superdemokratischer Apparat seine Unterwerfung unter das Diktat des Profits und der Gewinnmaximierung. Die Hochschulen weltweit waren federführend bei der Nutzung und Optimierung des Internets als sich aufschwemmender Wissensspeicher und geblähter Kommunikationsraum. Mobiltelefonie und –kommunikation waren aufgekommen und hatten sich durchgesetzt, es folgte schließlich die übliche Phase der Miniaturisierung der Hardware und die Optimierung der Netze: schneller, höher, breiter – schnellere Verbindung, höhere Rendite, breiteres Band. Irgendwann begannen die Technologien Mobilkommunikation und Internet zu konvergieren, auch das war so absehbar wie ein Jahrhundert zuvor die Zusammenführung von Pferdedroschke und Verbrennungsmotor im Prinzip „Automobil“. Erste internetfähige Mobilterminals waren als Prototyp längst erfunden und standen kurz vor der Marktreife. Parallel dazu hatte sich die Informatik längst als akademische Disziplin durchgesetzt und nahm vor allem an Technischen Hochschulen eine beherrschende Stellung ein. Die Informatik, diese junge Disziplin, lebte von Anfang an im Heute und vor allem für das Morgen. Sie war ein Fach, das weder Geschichte hat noch es für nötig hält, sich eine zu schreiben.

Schließlich stand das *Blackberry* vor dem großen Durchbruch am Markt. Schon an dessen Entwicklung hatte mein Vater großen Anteil, ehe ihm, der nach seiner Berufung an die Informatik der Technischen Hochschule das Fachgebiet *Digital Convergence* leitete, der Gedanke zu zwei Neuerungen kam.

Diese Innovationen setzte er prototypisch in und mit mir um.

Da war einmal die Erweiterung des heute handelsüblichen *Blackberrys* um eine *recorder function*, also eine Vorrichtung zur audiovisuellen Aufzeichnung dessen, was in der *blackberry ambience* vor sich geht, mit einer *120° wide angle lens*, *hyperresolution* audio und video, und hochsensiblen *Minikrofon*, für Mini-Mikrofon. Die *recorder function* ließ sich als Speicher- und Archivvorrichtung ähnlich einem Diktafon einsetzen, und zwar zum einen am Ort meiner Hardware: also da, wo der materielle Teil meines Ichs gerade war und ich mich sozusagen körperlich befand. Als ich Hödel vorgestellt – sprich: vorgeführt und übergeben – wurde, dachte man schon vorausschauend daran, dass mit meiner *recorder function* seine

Monologe und Dialoge sowie sein segensreiches Wirken und Handeln in Ton und Bild aufgezeichnet und somit bezeugt werden sollten, um sie der Nachwelt zu erhalten als Dokument von größtem hochschulpolitikhistorischen Wert.

Zum anderen – und das war die zweite Innovation, die in mir im Unterschied zu einem herkömmlichen *Blackberry* steckte – konnte man mit mir auch Vorgänge aufzeichnen an anderen Orten als denen, an denen ich mich mit meiner Hardware gerade befand. Technisch vonstatten ging das mit einem Verfahren, das Vater *ex-and-eave* nannte. *Ex-and-eave*, das stand für *exocarping and eavesdropping* und meinte im wesentlichen, dass ich anders als normale Geräte der Tele- und Mobilkommunikation in der Lage war, ein Netzwerk des Abhörens und Mitschreibens zu errichten und entfalten. Dafür installierte ich in den Endgeräten anderer Kommunikationsteilnehmer im Verborgenen so etwas wie wahlweise de- und reaktivierbare, von den Programmen und der Sicherheitssoftware dieser Endgeräte lange Zeit nicht zu ortende *highdef spookies* für Mitteilungen mündlicher und schriftlicher (allerdings zunächst nicht bildlich-visueller) Art. Damit hatte ich das Zeug zum Spion, und zwar zum Hochleistungs-Meisterspion, wenn der *user*, der mich gebrauchte und über mich kommunizierte, es denn wollte. Oder etwas weniger nüchterner formuliert: Ich war vorherbestimmt für ein Dasein als stummer, dabei bestens vernetzter Zeuge, der alles mitbekommt – alles, überall.

Ex-and-eave funktionierte nicht nur perfekt, sondern würde auf lange Sicht kaum zu hacken sein. Vater war anfangs sogar überzeugt, dass es niemals und niemandem je gelingen würde, umgekehrt aus mir ein undichtes, exhibitionistisches Plappermaul zu machen, also *mir* heimlich ein *highdef spookie* aufzustecken, mit dem man dann die gespeicherten Aufzeichnungen der Monologe, Schriftwechsel und Unterredungen und die Echtzeitkonversationen aus dem Hödelhauptquartier gegenspionieren konnte. Denn das Verfahren war raffinierter und bedeutete weitaus mehr als das bloße Einsetzen von kaum detektierbaren Wanzen in den Endgeräten anderer, mit denen Hödel über mich kommunizierte. Und das wiederum hing zusammen mit den zwei Funktionen, die unter dem Begriff *exocarping* zusammengefasst wurden.

Exocarping, damit ist zunächst der systematische Auf- und Ausbau einer Hülle gemeint – in der Botanik der äußeren Hülle einer Steinfrucht, dem sogenannten Exokarp, also etwa der pelzigen Außenhaut eines Pfirsichs –, der von einer *seminal device*, also einer streuprogrammierten, expansiven Kernapparatur (mir) aus erfolgt und gesteuert wird. Das schließt im Normalfall mit ein, dass Versuche der Gegenspionage durch *hacking* oder sonst

eine Manipulation zum Scheitern verurteilt sind, weil es zur Systematik von kommunikationstechnologischem *exocarping* gehört, dass ich in der Regel schneller expandiere und auch die Programme und Softwarearchitekturen der Gegenseite bereits zu einem Teil meiner Außenhülle gemacht habe, ehe diese überhaupt loslegen können mit ihren viralen oder sonstigen *counterstrikes*.

Und sollte es wider Erwarten doch einmal gelingen, *mich* auszulesen und -hören, dann greift bei mir als zweite Verteidigungslinie das so genannte Sammelsteinfruchtprogramm.

Um zu erklären, worum es sich dabei handelt, muss ich ein wenig ausholen. *Pfirsiche* haben nur *einen* Kern, oder Stein; sie heißen deswegen unter Botanikern Steinfrüchte. Und ich funktioniere dann und solange wie ein Pfirsich, wenn ich mittels meines Streuprogramms aus mir, meiner Nucleusapparatur, heraus in das allmählich expandierende Netz aus mobilen und festen Endgeräten eingreife und mein Exokarp diese andere Hardware systematisch umschließt und einwachsen lässt in das Fruchtfleisch meiner Programmierung. Daneben gibt es aber auch *Sammelsteinfrüchte*, also solche, die aus einer Vielzahl von Fruchteinheiten mit jeweils einem mikroskopisch kleinen Kern bestehen. Die *Brombeere* ist eine solche Sammelsteinfrucht, sie setzt sich zusammen aus vielen aneinanderhaftenden, botanisch je für sich vollwertigen Steinfrüchten mit winzigen Kernen, dazu ein wenig Fruchtfleisch oder Mesokarp, das mittig zwischen Kern und Außenhülle der Steinfrucht liegt und – wieder, oder auch – Exokarp heißt. Kommt es tatsächlich zu einer Attacke oder besteht auch nur der Verdacht eines Angriffs, dann bin ich in der Lage, nicht mehr wie ein Pfirsich zu funktionieren, sondern wie die Brombeere, die eine ihrer Steinfrüchte verlieren kann – sich sozusagen selbst amputieren kann – ohne wesentliche Funktionen und ihre Infrastruktur und also im großen und ganzen ihre Gesamtform zu verlieren. *Exocarping* heißt also hier nicht ausgreifendes Vereinnahmen und Einhüllen anderer Hard- und Software. *Exocarping blackberry* meint je nach Umständen und im Unterschied zum *exocarping peach* auch die Figuration meiner selbst, die umgehend eintritt wenn man *mich* hacken und zum *highdef spookie* eines anderen Systems machen will. In diesem Figurationsmodus bin ich in der Lage, das befallene Segment von mir zu identifizieren, isolieren – zu „schutz-exokarpieren“, wie Vater sagte – und abzuwerfen.

Vater ließ sich bei seinen informatischen Forschungen und Entwicklungen offenbar inspirieren von der *Botanik*. Tatsächlich hat er von ihr mehr als nur die Morphologie für meine Namensgebung übernommen. Denn ich bin kein einfaches *Blackberry*. In mir umgesetzt und verwirklicht hat Vater auch die in der botanischen Analyse nistende *Idee* der

Brombeere: das Cluster aus einzelnen, winzigen Fruchtsegmenten, die die ganze Beere erst ausmachen. Es war sein Einfall, mich so zu nennen, ganz schlicht und sachlich: Brombeere.

Zweieinhalb Stunden, bevor ich von der *jeunesse dorée* der IT-Intelligenz an der Hochschule, die als *white hat hackers* versuchten, mich zu knacken, und mit Testanrufen bei den Mobiltelefonen von arglosen Sprachwissenschaftlern und Soziologen das erste Mal auf meine volle Funktionstüchtigkeit geprüft werden sollte, verschwand mein Vater. Ich war, so hatte es den Anschein, von jetzt auf gleich zur Waise geworden.

Die Testreihen liefen ungeachtet dessen weiter, und sie waren ein ziemlicher Erfolg. Ich setzte *spookie* für *spookie* und pfirsich-exokarpierte in C 25-Siemenshandys und ähnlich urzeitliche *Nokias* und *Samsungs*. Mein noch kleines System hörte mit und zeichnete auf, was an dienstlichen, vor allem aber privaten Gesprächen geführt wurde. Zur Belustigung der gesamten Arbeitsgruppe *Digital Convergence and Mobile TeleTechnology*, die nach Vaters Verschwinden rasch und umstandslos zwischen seinen professoralen Kollegen aufgeteilt wurde, erwischte man durch mich einen ahnungslosen Politikwissenschaftler dabei, wie er eine Gesprächsteilnehmerin verbal in einen Zustand sexueller Erregung zu versetzen versuchte, indem er ihr von den Manipulationen erzählte, die er gerade an sich selbst vornahm. Mit der *Utah Tech*, einer der Partnerhochschulen in den USA, klappte Internettelefonie, und ich stibitzte einen kompletten, zwar noch nicht eingereichten aber so gut wie fertigen Beitrag für ein *1A-journal* aus der Dateischublade des amerikanischen Kollegen, der sich später wundern sollte, dass ihm und seinen Ko-Autoren bei Ansatz und Lösung seines Forschungsproblems jemand zuvor gekommen sein sollte, so dass er sein *paper* nur noch in einer unbedeutenden online-Zeitschrift ohne *blind review*-Verfahren unterbringen konnte. Während mündlich-akustische und schriftkodierte Daten also problemlos von den *highdef spookies*, die ich insgeheim auf Dekanatshandys und in Salt Lake City setzte, zu mir durchliefen, gaben die *white hat hackers* halb anerkennend, halb in der Ehre gekränkt und frustriert auf.

Noch ein Erfolg also. Die *brilliant boys* kamen nicht weit mit ihren Standardtricks: Bis zur Aktivierung des *exocarping blackberry* Modus, bei der ich eine meiner softwaredigitalen Steinfrüchte hätte von mir abtrennen und opfern müssen, war für sie noch ein langer, langer Weg (seit der zweiten Version des Sammelsteinfruchtprogramms, die mein Vater zwar noch skizziert hatte, aber nicht mehr programmieren konnte, ließ sich die entstandene Lücke des

fehlenden Segments übrigens flicken. Das entsprechende *update* nannten sie etwas bräsig ‚Rekonfigurationsplasma 2.0‘).

Es folgten Wochen und Monate, in denen die Platzhirsche in der Informatik offenbar ausfochten, was weiter mit mir – der ich kurz vor der Serienreife stand – geschehen sollte. Ich selbst wurde währenddessen die meiste Zeit abgeschaltet, den Akku nahm man nachts und über das Wochenende heraus, ans Netz kam ich nur für die regelmäßigen Hackerattacken, die weiter angesetzt wurden, weil niemand aus dem Bereich IT-Sicherheit mit einer Totalpleite leben wollte. Und ich gammelte ungebraucht und nutzlos in einem der Büroräume im großzügig ausgelegten, komplett drittmittelfinanzierten Informatik-Gebäude vor mich hin.

Das war zugleich die Zeit, als der Interimspräsident der Technischen Hochschule sich anschickte, seinen Hut in den Ring um die Nachfolge von „Uncle Sam“ zu werfen: dem allseits beliebten bisherigen Amtsinhaber Samuel Ezechiel Klöpffer. Besagter Zwischendurchpräsident setzte auf den Heimvorteil und nutzte seine vielen Kontakte an der Technischen Hochschule für umtriebigen Klinkenputzen sowie das Aufspüren von weiteren Unterstützern seiner Kandidatur. Es muss bei einer dieser Gelegenheiten und mehr oder minder dezenten Zusammenkünften gewesen sein, dass die Rede plötzlich auf mich kam. - „Die Brombeere, ja, wir haben hier diesen einen Prototyp“, verlautbarte der Interimspräsident mit beträchtlichem Stolz. „Und zwar mit allem, was dazugehört: Patente, das *know-how*, um das Ding auch noch durch die letzten Testläufe zu bekommen und dabei zu optimieren – es verhält sich jetzt schon sagenhaft unangreifbar, wir kriegen’s schlicht nicht gehackt, und Sie wissen, wer bei uns hackt, die Weltmeister hacken bei uns! – dazu besitzen wir hier vorzügliche Infrastrukturen, um ein *start-up* auszugründen“.

Genau das wäre der Deal gewesen: Die europaweit führende *Telecommunications Company* steigt ein in den Mobilfunk-Hardware-Markt und kriegt gleich das Premiumprodukt für seine Premiumkundschaft in den Vorstandsetagen, Geheimdiensten, ganz hohen Politikerkreisen und auf den Börsenparketten – also überall dort, wo Wissensvorsprung zählt und entscheidend ist, genauso entscheidend wie Spurenlosigkeit bei der Beschaffung dieses Wissens. Und die Technische Hochschule bekommt in der Person des kandidierenden Interimspräsidenten von Magenta-T in die Hand Drittmittel in Höhe x plus einen Overhead von 60% von x , mit dem sie publicity-trächtig ein wunderbar erfolgreiches IT-Unternehmen ausgründet: T-Kom-TH oder so, in dem die Brombeere weiter ausgefeilt und für den Mobilkommunikationsgiganten zur Marktreife getrimmt wird ...

Dazu kam es aber nicht. Ich, die Waisenkeure, war zwar eine kurze Zeit lang Spielmarke und wertvolle Geisel im Dienst einer Präsidentenkandidatur – doch die Bewerbung des Interimspräsidenten war am Ende nicht von Erfolg gekrönt. Das Schicksal hatte jemand anderen für den Posten des Hochschulführers ausersehen: Hödel.

Der Tag der Machtübernahme war für Hödel selbst nur bedingt ein fröhlicher und beschwingter. Kaum hatte das stimmberechtigte Volk ihm in der Hochschulversammlung sein Votum gegeben, trat er an die frische Luft vor dem Physikhörsaal, hielt schlapp einen Strauß Blumen in der Hand, und sah käsig aus um die Nase. Eine Virusgeschichte, raunte man. Zur selben Zeit kam der Leiter der Pressestelle ins Informatik-Gebäude gelaufen, stieß die Tür zu dem Büro auf, in dem man mich abgelegt hatte, griff nach mir und verschleppte mich ins Verwaltungsgebäude.

Föggels hantierte an mir rum und kapierte dabei rasch, wie man mich einschaltete und bediente, denn kaum waren wir im sechsten Stock des zukünftigen Hödelhauptquartiers angekommen, hatte er meine *recorder function* aktiviert, damit ich die ersten salbungsvollen Worte des Neuen aufzeichnen konnte, ehe ich dem Präsidenten zum Präsent gemacht wurde. Die ersten Laute, die er in seinem Rektorat von sich gab, waren allerdings weniger geschliffene Phrasen des Dankes oder Repliken auf die Glückwünsche, die ihm die Kerntuppe seiner zukünftigen Leibstandarte entgegenbrachte, sondern es war ein Röcheln knapp an der Kante hin zum Übergeben, dann ein Husten, das immerhin den Brechreiz unterdrückte und letztlich erstickte.

- „Herr Präsident, diese kleine Aufmerksamkeit ist für Sie“, flötete Föggels, der Pressesprecher, dem kalkweißen Frischgewählten zu, als der sich durch seine Stegreifdankesworte gequält hatte, „eine Brombeere, und wahrlich mehr als ein ordinäres *Blackberry*. Sie werden begeistert sein!“

Es folgte eine kurze Preisrede auf die technischen Besonderheiten, die mich nicht nur als Prototyp einzigartig, sondern tatsächlich zum Unikat machten, dann gab es für den maladen Frischgewählten eine Unterweisung in meine Funktionen.

- „Dann kann das Ding ja gleich mal was für mich tun“, die matte Stimme Hödels, „hier, eine Nachricht für meine Frau. Die wartet in Berlin auf das Ergebnis und macht sich bestimmt schon Gedanken“.

Eifrig und mit jener Spur Unterwürfigkeit, die nötig sein würde, um unter diesem Präsidenten Karriere zu machen und eines Tages zum Ministerialen für Kommunikation, Medien und Propaganda heraufbefördert zu werden, tippte Föggels von Hand die ihm avisierte

Telefonnummer in der Hauptstadt in meine Tastatur. Dann hielt er mich dem neuen Menschen in der Leitung der Hochschule an Ohr und Mund.

Hödel übernahm, und ich übermittelte und registrierte synchron: 1. „Ich bin’s. Ja, es hat geklappt, die wollen mich hier“. 2. Eine ordinäre Siemens-Festnetztechnik, die fast schon so vorgestrig war, dass ich eine Millisekunde lang Fehlermeldungen gefeedbackt bekam beim *exocarping peach*, weil mein *highdef spookie* an der veralteten und überkommenen Telefon-Hardware in der Hauptstadt nicht direkt andocken wollte. 3. Ein auf den ersten Blick unspektakuläres Archiv an ein- und ausgegangenen Telefonaten, die von diesem Berliner Anschluss aus getätigt worden waren: viele private Anrufe, einiges an Verbindungen mit Mobiltelefonen, ein paar Gespräche mit den unverdächtigen Sondervorwahlnummern von Dienstleistern, öffentlichen Einrichtungen oder Ämtern. Dass einige der privaten und Mobilfunktelefonate dort in Berlin dann doch nicht so ganz unspektakulär waren, sondern im Gegenteil pikant, war etwas anderes. Hödel sollte es schon am Ende seiner ersten Dienstwoche herausfinden, und sollte mit dieser Entdeckung in einem mein *ex-and-eave*-Verfahren das erste Mal über die Maßen schätzen lernen.

Wenn die Gattin in Berlin heimlich und hinter seinem Rücken mit irgendwelchen ihm unbekanntem männlichen Gesprächsteilnehmern plauderte oder sonstwie fernmündlich verkehrte, dann war eine Gegenmaßnahme dringend angebracht. Die ließ nicht lange auf sich warten und hatte eine Dienstbezeichnung – Persönliche Referentin Präsident, Kürzel: PRP –, einen studierten Hintergrund und einen Herkunftsort (sie war Deutschlandforscherin aus ebenfalls Berlin) sowie die Order, sich einzufinden im Hödelhauptquartier zur steten Verfügung und besonderen Verwendung.

Offiziell verlautbarte Hödel über Föggels kurz und umstandslos: Meine Braut ist ab sofort die Technische Hochschule. Was mit sich brachte, dass zuerst lediglich ausgewählte Angehörige des inneren Kreises etwas von der anderen heimlichen Braut erfuhren, und auch das nur inoffiziell und äußerst diskret. Jedenfalls zu Beginn. Da aber die PRP tagsüber bald immer zugegen war, omnipräsent sozusagen, wenn sich im Hödelhauptquartier der Präsident selbst die Ehre gab oder Termine wahrnahm, zogen Klatsch und Tratsch konzentrische Kreise, und plapperte es zuerst in den Dezernaten, dann den Innenstadtfachbereichen, schließlich hochschulweit. Auch auf den mobilkommunikativen Kanälen, die ich binnen kürzester Zeit durch ausgiebiges *exocarping* mit *highdef spookies* versehen hatte, sausten die Lästereien und Anzüglichkeiten nur so hin und her. Präsidentens Rektorats-Primadonna, Präventionsmaßnahme Röhms-Putsch, Papas Raffinierte Puppe: Ich zeichnete alles

geflissentlich auf. Die Krone der Boshaftigkeiten war aber „Privater Reichsparteitag Prutzenstraße“, eine Anspielung auf die Präsidentenwohnräume, die Hödel in besagter Straße in einer leidlich aufgehübschten ehemaligen Mietskaserne bezog. Bescheiden hauste er dort, ich bekam bald Zugang und zeichnete seine Nachtgespräche und Monologe auf, während ich zeitgleich die vielen am Tag unerledigt gebliebene Textnachrichten expedierte (Hödel arbeitete langsam, meistens geriet sein Terminkalender schon am Vormittag ins Rutschen und Unterredungen mussten wieder abgesagt, Verhandlungen aufgeschoben und zu erledigender Schriftverkehr auf die Nachtstunden ausgelagert werden). Der foto-optische Teil zur Aufnahme meiner Brombeer-*ambience* verzeichnete, wie man durch einen schmalen Korridor in die Privaträume des Hochschulführers gelangte. Eine Pantryküche war alles, was er zur Zubereitung seines Nachtmahls benötigte, ein Küchentisch mit zwei Stühlen diente mehr als Ablage für Akten und papierschriftliche „Vorgänge“, das Bad war kaum geräumiger und *en suite*. Weilte PRP in der Wohnung, legte er mich auf einem Schemel in diesem Bad ab – meistens übrigens, ohne meine *recording function* auszuschalten. War er allein, nahm er mich in der Regel mit in das Wohn-Schlafzimmer.

Die Rede von der Präventionsmaßnahme Röhm-Putsch kam aus der Verwaltung und meinte wohl, dass mit der Einstellung von PRP, die Hödel als erstes durch- und umsetzte, verhindert werden sollte, dass diejenigen, die ihm letzten Endes gewählt und seine Machtübernahme somit ermöglicht hatte, nun mit dem geschmeidigen Hinweis auf den präsidialen Gegenzug und einer Erwartung von Hödelscher Erpressbarkeit auf ihn zukommen konnten.

- „Das wird deine Hauptaufgabe sein für die ersten Monate, meine Jugend“, nahm ich keine fünf Wochen später vom Badezimmerschemel aus auf, was Hödel nebenan der PRP zuschnarrte. Nach und nach fand ich raus: Mit ‚meine Jugend‘ redete er sie anfangs nur dann an, wenn sie unter sich waren: eher ein komischer Tick war das, und wahrlich kein Kosename.

- „Abblocken und vertrösten?“

- „Lange Bank, wenn’s sein muss, ja“.

- „Wie ruppig darf’s denn sein?“

- „Wir orientieren uns an der Liste der Leistungsfähigen, die mir Klöpfer zugesteckt hat. Wer da nicht drauf steht, bei dem kannst du ruhig zulangem“.

- „Ihr Vorgänger hat ...?“

- „... mir eine Mail geschickt, in der stand, wer in der Verwaltung was taugt. Und wer nicht. Wir orientieren uns für den Moment daran“.
- „Habe verstanden. Und er selbst? Klöpfer?“
- „Früher oder später werden wir was machen müssen mit dem“.
- „Und bis dahin?“
- „Spielen wir das Spiel vom Marschall und dem Gefreiten“.
- „Marschall Klöpfer und Gefreiter Hödel ..?“
- „... gehen voran im Kampf um Drittmittel und Minimum Bronzeplatz in den Rankings, exakt“.

Präsident und Präsidialreferentin z.b.V. pflegten in ihren von mir dokumentierten Gesprächen einen ungemein funktionalen und durch und durch nüchternen Umgang miteinander. Jedenfalls war das so bei dem, was ich an schriftlicher und mündlicher Information auffangen konnte, während meine *120° wide angle lens* nur die geschlossene Badezimmertür aufzeichnete, wenn beide im Wohn-Schlafzimmer zugange waren. Im Unterschied zu mir hatte PRP ihr Mobilendgerät, das ich programmgemäß gleich bei der ersten Kontaktaufnahme *bespookt* hatte und das eine integrierte 7 Megapixel Kamera besaß, oft mit drinnen. Es mag einige enttäuschen, andere inspirieren und den Stab vom Fachgebiet *Digital Convergence* motiviert haben, dass mein *ex-and-eave* zwar verbalsprachliche Daten aus dem Privatgemach des Präsidenten lieferte, aber keine Bilder.

Das Prinzip PRP, also die Berufung einer neuen Kraft, mit der niemand gerechnet hatte, wurde auch stilbildend für die Zusammenstellung des Hauptquartierstabs, die der neue Hochschulführer zügig anging. Er stellte sich eine Entourage der Engen und Engsten neu zusammen. Vielen war das *Revirement* zu radikal und weitreichend, wie ich mitbekam: vor allem die höheren Verwaltungsbediensteten im Hödelhauptquartier waren enorm beunruhigt. Das sei Mobbing vom Allerübelsten, flüsterte es hinter vorgehaltenen Händen über Diensttelefonhörer in Kollegenohren, da sollen ja wohl gezielt Altgediente und verdienstermaßen zur Beförderung Anstehende gemeuchelt werden. Wehret den Anfängen, raunte es morgens beim Frühklatsch vor Arbeitsbeginn, mittags an Mensatischen, nachmittags auf den Fluren beim Bürotürabschließen. Die Anfänge allerdings waren längst gemacht; die Angehörigen der inneren Führungsriege nannten sich untereinander zuerst „Stab Hans Jochen“, später und unverblümter dann „Leibstandarte HJ“, und entwickelten einen entsprechenden Korpsgeist. Von der Klöpferliste schafften es neben dem neuen Ministralen für Kommunikation, Medien und Propaganda nur Hanna Renata Stundenkueh als Oberste

Verweserin für Unterweisungsangelegenheiten und Daniel Medardus Famulla als Vizepräsident in den erlesenen Zirkel. Es folgten die Tage der langen Messer, in denen es den Angestammten selbst an den Kragen ging, so ihre Nasen denen im Hödelhauptquartier nicht passten: vom Parkraumbewirtschaftungsbeauftragten bis hin zum stellvertretenden Kanzler.

So wurde nach einhundert Tagen, die bei der Präsidialansprache auf dem ersten der Hochschulhauptquartiersvollversammlungstage schon mal als „hundert Jahre“ bezeichnet wurden, eine de facto kanzlerlose Hochschule in die Kameras und Objektive der von Föggels eigens zu diesem Zweck engagierten Werbe- und Imagefilmchendreher hineininszeniert. Denn zum Zeitpunkt des Einzugs ins Hödelhauptquartier war neben dem Posten des Vizekanzlers auch der des Hochschulkanzlers selbst vakant: zufällig ohnehin vakant und zur Neubesetzung anstehend. In dieser Personalie begann man kurz nach den jubelumtosten Präsidiumssaubendarstellungsfeiertagen zu sichten, wer sich eignete, und tat das unter strenger Beachtung der Prinzipien von Gutem Regierungsführen und Effektivem Netzwerkzerschlagen. Genauer gemustert wurde ein baurechtlich ausgewiesener Kandidat, denn als Schanzenkanzler, sprich Architekten von wehrfähigen Strukturen im Inneren und nach außen, sollten dem zukünftigen Amtsinhaber insbesondere die Ressorts Liegenschaften und Bau zufallen, hinzu kamen die Bereiche Personalabbau, -umbau und Altlastentsorgung auf Dezernatsebene. Der Kandidat war zudem Schachverständiger, was später als eher zufällige weitere Qualifikation von Nutzen sein sollte. Er trug den Namen Kaspar Snorre Ølander und wusste die Sichtungskommission offenbar zu überzeugen, denn er wurde umgehend für tauglich befunden und durch die Hochschulversammlung gepresst. Die Konkurrenzbewerber erhielten im Zug der nunmehr etablierten Bestallungspolitik des Hauses nicht mal eine Absage.

Mit Ølanders Amtsantritt zum Ende des zweiten Jahres der Hödelära traten ich und die Hochschule ein in neue Phasen unseres jeweiligen Daseins. Ich wieder mal in technikevolutionärer Hinsicht, denn was ein rechter Hochschulführer ist, der will ganzumfänglich informiert sein über das, was sein Kanzler so treibt: Ølander erhielt als verpflichtend zu nutzendes Dienstmobilkommunikationsendgerät eine Art Klon meiner selbst, was *Hardware-Zusammensetzung*, *recorder function* und die Fähigkeit zur Übertragung von schrifttextuellen, mündlichen und als Neuerung nun auch visuell-bildlichen Information anging. Kurz, der Schanzenkanzler hatte einen nun auch optischen Agenten seiner Majestät des Präsidenten in der Sakkotasche: eine Art Türspion, der seinerseits aber vollständig durch

mein *ex-and-eave*-Mitschnittverfahren absorbiert war und also auch nicht in entgegengesetzter Richtung, zum Schanzenkanzler hin, heimlich kompromittierende Daten aus dem Hödelhauptquartier übermittelte. Die Innovation aus der *Digital Convergence*-Abteilung bestand allerdings nicht nur in der nunmehr auch möglichen *realtime*-Bildübertragung, sondern auch darin, dass ich mit meinem kleinen, impotenten Geschwisterchen mehr Spielraum für mein *blackberry exocarping* erhielt. Ich konnte nicht mehr nur auf der Ebene der Software und Netzwerkarchitektur Teile meiner selbst abstreifen und mich so gegen jedwede Form von Hacker-Attacken noch besser zur Wehr setzen – zusätzlich besaß ich von nun an die Möglichkeit, dem Angreifer im Zug dieses Täuschungsmanövers tatsächlich auch ein Stückchen *Hardware* anzubieten: eben meinen vermeintlichen Doppelgänger, das technologisch eher unterbelichtete und unausgereifte, wie ich inklusive Akku 165 Gramm schwere Diensttelefon des Schanzenkanzlers. Später, zum Ende des Zweiten Exzellenzfeldzuges, als Hödel sich schon längst nicht mehr selbst artikulierte und ich so gut wie sämtliche Kommunikation, die in seinem Namen nötig war, für ihn simulierte, sollte mir mein ungleicher Zwillingbruder das Apparateleben retten.

Die neue Phase, in die die Hochschule eingetreten war, bestand aus der konzertierten und überaus zielgerichteten Fokussierung aller, aber auch wirklich aller Kräfte auf den großen Sieg in der Exzellenzinitiative, Zweite Runde. Daneben galt es, die übriggebliebenen und liegengelassenen Obliegenheiten abzarbeiten, die sich aus den spärlichen Schlachtenerfolgen der Ersten Runde sowie den Pyrrhussiegen bei den Trostpreismeisterschaften auf Landesebene, den GAKKES-Projekten (Gau- und Kreiskonkurrenz-Exzellenzspiele) ergaben. Für diese Herausforderungen war mit Kaspar Snorre Ølanders Ernennung die Leibstandarte HJ endgültig vollzählig, nachdem neben Föggels, PRP, Stundenkueh sowie einigen unteren Chargen auch die Vizepräsidiumsposten an so opportune wie loyale Mitstreiter vergeben worden waren. Als einzige Frau wurde eine Monderscheinung aus der Krone der Geisteswissenschaften als Vizepräsidentin vorgeschlagen und vom zunehmend auf gleichgültig geschalteten Hochschulwahlvolk abgenickt, die weniger wegen ihres Äußeren als auf Grund des enormen Umfangs ihrer Zuständigkeiten auf den Fluren und Gängen nach rekordverdächtigen nicht mal sechseinhalb Stunden ihren Kosenamen weg hatte: Man taufte sie ‚die fette Hermannsdóttir‘. Ihrem Ressort wäre letzten Endes auch ich anheimgefallen – und Begehrlichkeiten von ihr in meine Richtung soll es einige gegeben haben – denn ihr Zuständigkeitsbereich lautete Argumentative, Kommunikative und Technologische Lufthoheit in Forschungs-, Bildungs- und Sämtlichen Weiteren Prozessen (AKT LuHoFoBiSäWeiPro).

Neben der Frau, die sie die fette Hermannsdóttir nannten, stets blass bleibend und bis zu seiner so raschen wie merkwürdigen Auflösung in Luft kaum in Erscheinung tretend, dazu mit unklar konturiertem Ressortzuschnitt versehen, hinterließ Vizepräsident und Edler Adam-Magnus zu Erlangen-Fluchtenburckh kaum Spuren in den Annalen des Präsidiums unter Hödel, die ich fleißig anfertigte, indem ich protokollierte und aufzeichnete. Kaum besser erging es dem alten Kämpen aus der Klöpferzeit, Daniel Famulla. Der durfte als Vizepräsident für Ehemaligen-Belange und Außenbeziehungen die Hochschulveteranenkartei verwalten und war für die in Zeiten galoppierender Autismusbestrebungen und Exzellenzfeldzugvorbereitungen immer obsoleter werdenden hochschulaußenpolitischen Diplomatiefloskeln zuständig. Famulla und Ølander wurden bald als ‚Lau und Bau‘ vergackeiert – ein Pat-und Patachon- Arrangement und eine Plisch-und-Plumiade, die umso treffender war, weil sie in ihren Ressorts teilweise diametral entgegengesetzte Ziele zu verfolgen hatten: Der eine betrieb Netzwerkaufbau, der andere den dezidierten Abbau von solchen Strukturen im Hochschulbedienstetenvolk. Es sollte sich als folgerichtig erweisen, dass nur einer von beiden bis zur Entscheidungsschlacht und totalen Niederlage im Exe II in seinem Amt verblieb, ohne dass er – anders als die Frau, die sie die fette Hermannsdóttir nannten – einem Hödel in puncto Kondition und Kalkül bei der Durchsetzung seines Kampfes, den es bald gegen alle und alles sowie auf Gedeih und Verderb auszufechten galt, jemals das Wasser reichen konnte. Ølander hielt bis zum Ende durch, während Famulla mehr kapitulierte als selbst kapitulierte.

Lange Zeit war es sogar Hödel selbst unklar, womit man in den Exzellenzfeldzug ziehen sollte, der hochschulintern das Kürzel Exe II verpasst bekommen hatte. Zwar gab es ein paar Schlagworte, die aber waren zunächst wenig mehr als leere Hülsen, die es irgendwie zu füllen galt. „Aus einem Guss“ sollte es sein, so die Vorgabe, die Föggels gleich zur „Vision“ verklärte und, dermaßen hochgepimpt, hochschulöffentlich verkaufte. Die Idee vom „einen Guss“ bestand darin, ein Modell sozusagen als Blaupause hinzulegen, das sich dann erstens auf den zu untersuchenden Gegenstand in einem der Exellenzforschungsgruppenanträge beziehen sollte, dazu auf dessen Projektmanagement und – dies sollte der besondere Clou werden – auf die sogenannte dritte Säule: die des sämtliche universitären Wissenschaftsaktivitäten rahmenden Hochschulführungskonzeptes. Denn auch das musste exzellent sein und war unabdingbar nötig, um zu den in wettbewerblichen Begutachtungsprozessen herauszumendelnden Superunis zu gehören. Dreimal dieselbe Idee, zu implementieren beim Forschungs-Was, seinem Wie – der

forschungsarbeitsorganisatorischen Herangehensweise –, und schließlich in der Suprastruktur der Universitätsführung selbst: Das hörte sich in der Theorie wunderbar wohlfeil an und mag auch erfolgsversprechend gewesen sein – aber wie bekam man die Vision praktisch umgesetzt? Was *wäre* ein solches Modell, und wie sehen die dazu passenden Forschungsgegenstände, die Kooperationsstrategien der beteiligten Wissenschaftler und schließlich die maßgebliche Hochschulführungslinie im Hödelhauptquartier aus? Drucksendes Schweigen, als die Leibstandarte HJ mit der Vision konfrontiert wurde. Famulla wagte es als Erster, und ergriff zögerlich das Wort.

- „Mein Präsident, ich bin wie alle hier über die Maßen angetan von Ihren Vorstellungen. Wahrlich eine Vision ist das, und was für eine! Zweifelsohne gelingt es uns auch ...“, er unterbrach sich, blickte kurz und etwas unsicher in die Runde, „... gelingt es Ihnen an der Spitze und uns als willige Unterstützer Ihres Plans, Forschungsfragen zu finden, die dazu passen, genauso wie ... der Rest.“

Ølander, der Edle zu Erlangen-Fluchtenburckh, die PRP, Stundenkueh und Föggels standen mit mehr oder minder offenen Augen und Mündern daneben, nickten dann zaghaft. Hödel verzog keine Miene, das Nicken der anderen fror ein. Die Vizepräsidentin hielt den Blick gesenkt und spielte mit den Kaumuskeln, die scharf zu mahlen begannen: untrüglisches Zeichen für ein Brodeln in ihr, das seinen Grund haben konnte in inhaltlichen Vorbehalten, bisweilen aber auch indignierte Ablehnung anzeigte. Zugleich war das Wangenmuskelspiel ihre Vorzugsmimik, wenn sie vor allem eines kommunizieren wollte: die Gewissheit ihrer eigenen Lufthoheit in puncto Argumentationshärte und ihres Status als die vom Hochschulführer am meisten Geschätzte.

- „Sie meinen wohl, wir zäumen hier das Pferd von hinten auf, Famulla?“, kroch es mit Unterton aus Hödels Bester heraus in die Totenstille und absolute Regungslosigkeit, die sich mittlerweile eingestellt hatten, effektiv begleitet von der Eismimik des Hochschulführers. „Natürlich gibt es längst Inhalte und Vorstellungen, wie diese Vision konkret zu füllen ist. So unbedacht, wie Sie es vermuten, ist niemand, so naiv ...“.

Die Frau, die sie die fette Hermannsdóttir nannten, hob den Blick und fixierte den Veteranenkarteiverwalter. Hödel, immer noch ohne Regung, hob die Augen und durchbohrte ihn mit seinem kalten Blick ebenfalls.

- „Selbstverständlich“, fiel Föggels ein, gespielt lebhaft und übertrieben munter wie immer in solchen Situationen, „kein Erfolg ohne glasklare Ideen. Herr Präsident, bitte, lassen Sie uns teilhaben an den Inhalten und Vorstellungen – an den Details Ihrer Vision!“

Hödel vertraute mir am selben Abend vor dem Zubettgehen an, dass das, was er dann sagte, zunächst nichts anderes als improvisiertes Zeug war, ehe es sich zu einem schlüssigen Ganzen fügte, zu einer runden Sache formte, zu jenem großen Entwurf aus einem Guss, der es werden sollte.

- „Sie sagen es doch, Föggels“, Hödel auch in der Stimme eiskalt und mit schnarrendem Timbre, „kein Erfolg ohne glasklare Ideen. Und umgekehrt, keine Idee ohne Erfolg. Die Idee, der Inhalt, ist Erfolg. Wir machen in Optimierung von Strukturen, Programmen und Prozessen mit dem einzigen Ziel und Zweck, Erfolg zu haben, erfolgreich zu sein“.

- „Umgekehrt wird auch ein Schuh draus, sehr richtig!“, jubelte Föggels, der in solchen Runden bisweilen den Narren geben durfte mit aller Freiheit, die dazugehörte. Zu Erlangen-Fluchtenburckh, Ølander und besonders der erleichterte Famulla lösten sich, lächelten erst vorsichtig, lachten dann kräftiger, nickten. Die PRP blieb stumm, erlaubte sich aber auch einen Anflug von Lächeln neben dem grinsenden Föggels, und notierte etwas. Nur das Gesicht der Frau, die sie die fette Hermannsdóttir nannten, blieb auf Maske gestellt. Hödel ignorierte den Einwurf seines Stabsleiters für Propaganda und wies an:

- „Erfolg. Wir wollen Erfolg, um jeden Preis. ‚Technological strategies for measurable success‘, in diese Richtung werden wir gehen. Frau Vizepräsidentin, Sie und ich werden das weiter ausentwickeln“.

So wurde *Erfolg* zum Thema, das alle anderen überlagerte und die sonstigen Tagesgeschäfte der Hochschule an den Rand drängte. Alle Kräfte wurden gebündelt, alle an der Technischen Hochschule mussten sich damit auseinandersetzen. Thema und Mantra: Erfolg, Erfolg, Erfolg, success, éxito, réussite, успех, qiúchéng. Erfolg auf allen Ebenen, nur messbar musste er sein, also nicht irgendwie schwurbelig „nur gefühlt“ oder verwechselbar mit einer unspezifisch subjektiven „Zufriedenheit“. Überaus selbstreferentiell zog man es auf, denn Erfolg wurde zur primären Zielvorgabe für ein Softwarewunder von Programmarchitektur, das man im Rahmen der geplanten Exzellenzforschungsgruppe entwickeln konnte, um es handhabbar zu machen und zum Einsatz zu bringen bei Managerspielen im Internet oder Sportwetten, für Computerspiele, *social networks* und Schülerplattformen ... oder auch für Forschungsanträge. „Erfolg“ wurde zum Dogma der Hochschulführung.

Hier, auf Ebene Drei der Anträge für Exe II, wo es um die besonderen hochschulstrategischen Ausrichtungen ging, die eine Universität zur Exzellenzschmiede machte, lieferte der unvermeidliche Föggels als erster einen Vorschlag für einen Leitgedanken.

- „Hochschule sind viele – wir sind eine vollumfängliche, rundum superlative Höchstschule. Und sollten uns auch so nennen!“, posaunte er in die Runde. Kurzes Schweigen von allen, dann:

- „Na los schon, Föggels. Sie haben doch da was ausgebrütet. Raus mit der Sprache!“, die Vizepräsidentin tiefstimmig und etwas rauchig. „Ich bin ja durchaus auch für Kleckern statt Klotzen. Nur, wenn es nicht gut gemacht ist ...“

- „’Höchstschul-Forschung von A bis Z’ – in einem ein Anspruch, ein Programm und ein Slogan im Zeichen des unbedingten Erfolgs“. Noch ein kurzer Moment der Stille. Einwirkzeit.

- „Meinetwegen“, raunzte die Frau, die sie die fette Hermannsdóttir nannten. Nur war es ihr noch nicht knapp genug. Und fiel als Forschungsleitbild und Label für zukünftige Außendarstellung zu erheblichen Teilen mit in ihren eigenen Zuständigkeitsbereich, was gar nicht ging. Also wurde gegengemeckert. „Allerdings an Prägnanz mangelt es noch!“ Daraufhin traute sich Kaspar Snorre Ølander aus der Deckung, der zu Beginn seiner Amtszeit die hellsten Momente immer dann hatte, wenn er nur schwach fokussiert war und gedanklich eigentlich anderen Dingen nachhing.

- „Machen wir ein Akronym draus, es wäre ja nicht das erste. Höchsts Schul-Forschung von A bis Z, oder ... HöFAZ!“

- „Meine Jugend und Föggels, notieren Sie“, schaltete sich endlich Hödel selbst ein und machte der Namensfindung ein Ende, „Wir nehmen das. HÖFAZ, ganz in Großbuchstaben, für *Höchsts Schul-Forschung von A bis Z*, raus damit an alle Fachbereiche, Fachgebiete und Institute ... Ølander, dazu an die Verwaltung!“

Der Schanzenkanzler grinste, Föggels grinste, die anderen waren erleichtert, vielleicht bis auf die Frau, die sie die fette Hermannsdóttir nannten, der es lieber gewesen wäre, sie selbst wäre mit dem letztlich abgesegneten Vorschlag herausgekommen. HÖFAZ machte also die Runde im Reiche Hödel, wo bald die ersten Spottversionen kursierten: HÖdels FAuler Zauber zum Beispiel, denn unklar blieb nach wie vor, mit welchen Mitteln man die Hochschule strategisch auf Erfolg trimmen wollte – und ob man bislang denn so eklatant unerfolgreich gewesen war.

Immerhin, so war im Sinn der an Hoch- und Höchsts chulen beliebten Top-Down-Ideologie an der Spitze schon mal ein Top-Sinnspruch installiert, und die totale Ausrichtung auf Erfolg manifestiert. Nun ging es darum, auch die unteren beiden Ebenen nicht nur mit einem Thema, sondern dieses Thema mit Inhalt zu füllen. Erfolg wollte und sollte als Primärziel in einer *input*offenen und sich stetig auto-optimierenden, umsichtig zu programmierenden

Softwarearchitektur abgebildet werden, und zwar in so vielen Bereichen und Anwendungsfeldern wie nur möglich. Es wurden systematisch Informationen eingeholt, um zunächst Modelle zu entwerfen und diese dann zu implementieren. Eine Prognose der Operationalisierbarkeit wurde erstellt – dass es sich mehr um Wunschdenken denn um eine wirklich seriöse Probalitätsaussage handeln würde, lag in der unerschöpflichen Zuversicht der Höchstschulangehörigen, die im Grunde nichts anderes als eine besonders ausgeprägte Form von Selbstbesoffenheit war: natürlich würde das Artefakt funktionieren, natürlich würde diese Programmarchitektur alles vorher Dagewesene bei weitem übertreffen, natürlich würde sie mess- und nachweisbar erfolgreich sein. Und natürlich würde bei diesem Artefakt und seiner intelligenten, intelligent gesteuerten Anwendung das Ergebnis nur lauten können: Es war immer schon erfolgreich, es wird immer Erfolg hervorbringen, es *ist* Erfolg.

Wichtig und letztlich dann doch nur durch die Kärnerarbeit des Forschers zu bewältigen waren die ersten beiden Schritte: Informationsbeschaffung als Beschreibung des Ist-Zustands und Modellbildung als Vorstufe eines Soll-Zustands, den man letztlich erreichen und wenn möglich sogar noch übererfüllen wollte. Hier half kein in Hard- und Software abgebildetes Superprogramm des Erfolgs in allen Lagen und Situationen, das es ja erst eines Tages immer schon gegeben haben wird – hier musste man noch die Mühen der Ebene auf sich nehmen und händig die Dinge zusammentragen, exzerpieren, synthetisieren, koordinieren, administrieren und kooperativ optimieren. Die Leibstandarte HJ beschloss, sämtliche höchstschuleigenen Kompetenzen zu mobilisieren.

So wurden die Arbeitswissenschaftler an den pädagogisch-psychologischen und soziologischen Instituten der Höchstschule angewiesen, Dossiers darüber zu erstellen, wie Teamerfolg zustande kommt und in koordinierten Handlungsabläufen nachhaltig aufrechtzuerhalten ist. Experten in *Knowledge Management* und Kenner der Materie im Bereich *Verteiltes Wissen* reichten Kurzgutachten zum *state-of-the-art* ein, begleitet von Skizzen, in denen sie ihre potentiellen Eingriffs- und Einstiegspunkte für das verbundforscherische Antragsvorhaben benannten. Zurüsten mussten auch das Fachgebiet *Kinetische Informatik* und die *Serious Game Researchers*: die Kinetikinformatiker wegen der von ihnen entwickelten, meisterschaftsgekrönten *Basketball Beagles*; das Häufchen Ernstspielforscher auf Grund ihrer Arbeiten an der Schnittstelle von primär entspannungsförderndem Spiel und antagonistischem Wettbewerb, die beide zumeist regelgeleitet und vor allem erfolgsorientiert waren. Auch zahlreiche Rand- und Exotenfächer wurden gemustert und in Dienst gestellt. Etwa die Linguistik, die ‚Erfolg‘ etymologisch

auszuloten hatte und kulturensensible Spezifika herauspräparieren sollte. Wenn schon, dann sollte das gute Stück auch global implementiert werden, lautete der Anspruch: also musste man vorher Kenntnis darüber besitzen, woher die verschiedenen Semantiken und Synonyme von „Erfolg“ herkamen und wie sie sich entwickelt haben. Und man musste wissen, was die Schweizer meinen, wenn sie von Erfolg sprechen: nämlich geldwirtschaftlichen Zinsertrag, während die schrägeren unter den Amerikanern unter dem Begriff Erfolg eher den Dienst am lieben Gott verstehen. Im selben Sinn war es wissenswert, ob den vielfältigen animistischen Ritualen, der Praxis des Voodoo und den Naturbeschwörungen ein ähnlich operationalisierbares Verständnis von Erfolg zugrundelag wie dem kompetitiven Erfolgsbegriff in der westlichen Welt. Denn falls nicht, dann ließ sich mit dem Superding schon alleine deswegen kein Regen herbeizaubern und keine Ahnenbeschwichtigung betreiben, weil niemand sich im Kongobecken, den Urwäldern Borneos oder am Amazonas dafür interessierte, geschweige denn es erwarb und einsetzte.

Selbst die hyperindividualistische und aus diesem Grund eher exzellenzdienstkritische bis -verweigernde Philosophie wurde vor den Karren gespannt. Die Vizepräsidentin leierte Hödel hierfür eine Extraprofessur aus dem Kreuz und erhielt den Dienstauftrag, „Erfolg“ in allen Ausformungen „zu denken“, die eben denkbar waren, und bald exerzierte man die übliche Trias von Kontemplation, Relation und Negation durch. Kontemplation: Erfolg per se, das gibt zu denken. Relation: Erfolg und seine Verbindung zu Fülle und Erfüllung, Genugtuung und *satisfaction*. Negation: Misserfolg, Erfolglosigkeit, Mindererfolg – es gab sie tatsächlich auch, die schreckhafte dunkle Seite! Möge sie an der Höchstschule Forschung von A bis Z außerhalb des Alphabets ihren Ort haben. Und mögen Minder- und Misserfolg bei *CHESS* – so sollte der Antrag für das Verbundforschungsvorhaben in Exe II schließlich akronymisch betitelt werden – gebannt sein und bleiben.

Mir fiel die Aufgabe zu, die *deliverables* der einzelnen Höchstschuldisziplinen einzutreiben – ein paar neue *highdef spookies* galt es hierfür zu setzen, da nunmehr sämtliche Höchstschulangehörige auf den exklusiven Gebrauch von Mobilterminals und Festnetzgeräten bei allen Kommunikationen, die unter dem Label HÖFAZ liefen, dienstverpflichtet wurden. Ich hatte also diesen *input* zu sammeln, koordinieren und sinnvoll zu synthetisieren: auch übrigens solche Datensätze, die Vorabversionen von Skizzen darstellten oder Erstfassungen, die nach neuerlicher Betrachtung dann doch nicht „offiziell“ an die Leibstandarte HJ eingereicht wurden. *Ex-and-eave* machte es möglich, dass es einige sehr interessante erste Würfe gab und dem Hödelhauptquartier dennoch zur Kenntnis

gelangten, obwohl sie aus Opportunitäts- oder anderen Gründen von den Experten aus der Fachwissenschaft nicht weiter verfolgt worden waren.

Ein Paradebeispiel war die ‚Operation Ahnenerbe‘, die das Höchsts Schulpräsidium den Universitätshistorikern nahelegte, garniert mit zwei durchaus attraktiven Promotionsstipendien und der üblichen Menge an Reputation und Gelegenheit zur Selbstdarstellung im Universitätsmagazin, auf der Homepage und über die lokale Presse unter federführender Koordination durch Föggels’ Ministerialdezernat. Die finalisierten, von den Leitern der ‚Operation Ahnenerbe‘ abgesegneten und offiziell dem Führungsstab um Hödel unterbreiteten Ergebnisse waren mit den heute üblichen Standards an politischer Korrektheit versehen und wiesen recht denunziatorisch auf eine mehr oder minder deutliche Selbstverpflichtung und den vorausseilenden Gehorsam vormaliger Lehrstuhlinhaber hin, die in den 1930er und frühen 1940er Jahren auch an deutschen Hochschulen an der Tagesordnung gewesen waren und zu Gleichschaltung und nahezu vollkommener Anpassung geführt hatten. Die permanente Kritik an den ideologischen Schemata und Voraussetzungshaushalten des Nationalsozialismus ständig mitlesen zu müssen, störte jedoch erheblich den unverstellten Blick auf die reinen Ergebnisse erfolgreicher Verbundforschung jener Zeit.

- „Hätten wir bei Fishflop Vorgänger-*bashing* bestellt, hätten wir es nicht Ahnenerbe getauft sondern Höchsts Schulvergangenheitsaufarbeitung“, sinnierte mir eines späten Abends der Präsident in seiner Wohnung in den Speicherchip und meinte mit Sir Christopher Fishflop einen Emeritus der Geschichtswissenschaft, der als verpensionierte *grey eminence* die Geschicke der Operation steuerte. „Dass mein Auftrag so missverstanden werden konnte, ist eigentlich unglaublich. Das Heute ist *immer* schon im Gestern vorgezeichnet und angelegt, auch in den Strategien, Technologien und Praktiken erfolgsorientierten Handelns. Gibt es da nichts an Material, das Klartext spricht, bevor meine Historiker es verschlimmbessert haben?“.

Mit dieser rhetorischen Frage war klar, hier musste ich ran. Das *highdef spookie* glühte und funkte mir von Fishflops altem 486er entsprechende Exzerpte, Quellensynopsen und Fragmente erster Sichtungen rüber. Das bloße Einholen und Sammeln war hier aber nicht die Herausforderung: die bestand vielmehr im Filtern, Koordinieren und Zurichten dieser frühen Versionen für die lesenden Augen und den wachen Verstand des Höchstschulführers. Ich war plötzlich nicht mehr nur Hödels vernetzter Zeuge, ich war für ihn vielmehr nun auch *Organizer* von Daten und Textinformationen und rekonstruierte den Werdegang der Schriften der ‚Operation Ahnenerbe‘ von der ersten Notiz bis zur Promotionsarbeit. Heraus kam ein

eigenes kleines Dossier, das an dem von Hödel gewünschten Klartext nichts zu wünschen übrig ließ.

Ergiebig im Sinn der von der Leibstandarte HJ forcierten Suche nach Erfolg waren vor allem die von der ‚Operation Ahnenerbe‘ aufgespürten Rüstungsvorhaben in der Endphase des Zweiten Weltkriegs, speziell das tatkräftige Mitwirken der Ingenieurs- und Naturwissenschaftlerelite der Technischen Hochschule, die einen beträchtlichen Anteil ihrer Forscher für das Verbundprojekt Überschallrakete abgestellt hatte und so nicht zuletzt Hödels gerne benutzte Floskel von der Höchstschule und ihrer *supériorité toujours déjà*, der immer schon dagewesenen Überlegenheit, bekräftigte. Der damalige Auftrag und damit gleichzeitig die Erfolgsdefinition lautete: Konstruktion und Serienproduktion eines ballistischen Flugkörpers mit Sprengkopf mit den Eigenschaften Überschallgeschwindigkeit, Funkfernlenkbarkeit und größtmöglicher Flugbahnstabilität zum Zweck einer nachhaltigen und v.a. psychologisch breit wirksamen Kriegsführung gegen die urbanen Zentren des alliierten Feindes. Informationslage und Stand der Forschung zu Beginn des Überschallraketenprojekts: sehr disparat, kaum integriert, dazu eine überdurchschnittlich große Anzahl beteiligter Disziplinen. Projektmanagement: zwanzigtausend Einzelteile, begleitende Grundlagen- und Optimierungsforschung bei laufendem Test- und ab Herbst 1944 Einsatzbetrieb unabdingbar; Arbeitsorganisation schließt zunehmend mit ein: einige wenige Fachleute in Werkstätten („Meister“) und Serienproduktionsanlagen, in Anbetracht eines kriegsbedingten Facharbeitermangels zudem die Hinzuziehung von i.d.R. ungelerten oder lediglich oberflächlich angelernten Konzentrationslagerhäftlingen. Erfolgsevaluation (kann ex post erfolgen, O-Ton Hödel später hierzu: „Das macht die Vergangenheit ja so angenehm. Wenn meine Historiker das doch nur mal begreifen würden!“): quantitativ ca. 3.000 Exemplare im Untersuchungszeitraum verschossen; qualitativ durchaus bemerkenswertes Verschussintervall – Belieferung der Front- und Abschussstellen mit tauglichem Schussgerät sehr zufriedenstellend – bei allerdings suboptimaler Zielgenauigkeit. Nachhineinliche Erfolgsminderungsfaktoren: unterbliebene Vorabberechnung der Aufschlagintensität („Die Zigarre raste ja so schnell auf den Boden zu, dass sie sich beim Aufprall in den Boden rammen *musste* und die Wirkung des Sprengkopfs unter der Erde verpuffte. Warum“, schnarrte Hödel, „hat man für die letzte Phase des Ansturzes nicht mit Bremsfallschirmen experimentiert?“). Die Antwort von den Aerodynamikern seiner Höchstschule: „Herr Hödel, man wollte psychologischen Effekt. Erst der Einschlag, dann der Triebwerkslärm: so ging und geht Überschall, der Schrecken einjagt. Eine Raketenwaffe, die an Fallschirmen vom Himmel

trudelt, sieht lächerlich aus“), dazu mutmaßlich Sabotage in den Serienfertigungsbetrieben. Nachhineinliche Ermöglichungsfaktoren des insgesamt sehr zufriedenstellenden Forschungs- und wissenschaftlichen Erfolgs „Überschallrakete/Vergeltungswaffe“: vor allem die zweck- und zielorientierte Integration der schier unüberschaubaren Datenmengen aus den beteiligten Disziplinen und den ständigen Einzeltestläufen in Windkanälen oder Materialtestständen – kurz und mit einem gleichsam nachineinlichen Wort: *der* Ermöglichungsfaktor des nicht unerheblichen Erfolgs war schlicht und ergreifend *Rechenleistung*.

Das war aber noch nicht der Clou, wenngleich der kurze Zeitraum vom ersten gelungenen Testflug im Oktober 1942 bis hin zur seriengefertigten Terrorrakete zwei Jahre später auf eine bemerkenswerte Koordinationsleistung hinwies, an der die Praktische Mathematik als anwendungsbezogen datenverarbeitende Disziplin einen erheblichen Anteil hatte. Das Besondere war vielmehr, dass die Gleichung „unsortierter Datenhaufen + Rechenleistung = Erfolg“ in diesem Fall eine besonders choreografierte Angelegenheit war, bei der weniger die maschinell operationalisierte Kalkuliererei und vielmehr der *human factor* die wesentliche Rolle spielte. Denn die datenverarbeitende Integrationsleistung vollführten noch keine autonomen, analogen oder digitalen elektronischen Rechenmaschinen, auch kein semi- oder vollmechanisches Lochkartensystem, sondern sie kam zustande durch das wieselhafte Wirken von einhundertundzehn jungen Damen an Tischrechenmaschinen, die bienenfleißig Lösungsalgorithmen abarbeiteten. Damit nicht genug, es handelte sich bei den zu erledigenden Rechenaufgaben um solche, die ein mathematisches *mastermind* ihnen vorprogrammierte. Einhundertzehn weibliche Eiweißcomputer errechnen Erfolg, indem ein Hochschullehrer zum Zweck der Ergebnisoptimierung des Großvorhabens „Überschallrakete/Vergeltungswaffe“ diese Bediensteten wie die Puppen im Marionettentheater tanzen, kalkulieren und tischrechenmaschinentippen lässt! Nota bene: Großvorhaben Terrorwunderwaffe – also nicht irgendein Nachrechnen von irgendwelchen Einkaufsbelegen aus dem Krämerladen, sondern ein Riesenverbund-Forschungsprojekt! Und das überaus effizient! Hödel frohlockte, als er am Rande der Unterzeichnung einer Kooperationsvereinbarung zwischen Höchstschule und Nationaler Eisenbahn auf mein Display schaute und mein gerade frisch fertigerstelltes Dossier überflog, und führte noch auf dem Bahnsteig vor allen geladenen Gästen ein Tänzchen auf, dessen *recording* durch mich später die von Fachleuten aufgestellte These seiner grundlegend psychopathologischen Anlage belegen sollte.

- „Das ist der Maßstab, das ist die Blaupause!“, resümierte Hödel mir am Abend beim vertrauten *à deux* ins Minikrofon. „Die einhundertzehn *Rechenmädels* sind heutzutage obsolet – die hat der Computer in seiner digitalelektronischen Hard- und Softwarewerdung längst in sich hineinrationalisiert. Was aber noch nicht drin ist, sind die einhundertzehn erfolgsorientierten *Rechenmädchen* und der eine sie anleitende und ihre Rechnereien choreographierende Herr Professor aus *wetware*, Verstand und Gemüt. Im Algorithmus muss deren menschliche Erfolgsorientierung so simuliert werden, dass jeder Turingtest positiv ausfällt und niemand mehr sicher sagen kann, ob es sich um eine Programmarchitektur handelt, mit der man kommuniziert und die einem dabei überzeugend vorrechnet, wie es geht, oder um einen erfolgreichen Menschen aus Fleisch und Blut. Vor allem aber brauchen wir die Strukturen der Supervision, wie sie hier von einem einzigen Forscher über einhundertzehn Assistentinnen praktiziert wurde, jetzt in vollwertig computergestützter Form in unserem Projektmanagement!“

- „Die Dossierphase liegt nun hinter uns“, resümierte Hödel zur Eröffnung der nächsten Sitzung seiner Leibstandarte und gleichzeitig der ersten ohne zu Erlangen-Fluchtenburckh, der dem Ruf einer anderen Universität gefolgt war. „Inhaltlich ist HÖFAZ aber noch lange nicht klar genug konturiert. Der Rücklauf aus den Fachgebieten wird noch einmal gesichtet werden müssen“.

- „Die ‚Operation Ahnenerbe‘ hat Ihnen, Herr Präsident, und uns allen die Idee mit der Supervision beschert“, Föggels wie immer immens feierlich, „und nun fragen wir uns, wo liegt der nächste Goldklumpen vergraben? Was soll ich nochmal genauer screenen?“ Föggels wie immer enorm dienstbeflissen und vorausseilend gehorsam. ‚Lau und Bau‘ sahen einander kurz an, dann jeder für sich herab in Richtung Fußboden. Unbeobachtet von allen außer mir, schüttelte Ølander angewidert mit dem Kopf. Hödel bedeutete Föggels mit erhobenem Zeigefinger, dass er sich gefälligst zurückhalten möge, nahm mich zur Hand, rief Jurij Moller-*Toff* von der *Kinetischen Informatik* an und beorderte ihn umgehend her zu uns ins Hauptquartier.

- „Kampf. Wir werden über den Kampf gehen. Erfolgsforschung in antagonistischen Umgebungen“, die Frau, die sie die fette Hermannsdöttir nannten, unterdessen im Befehlston. Hödels Augenaufschlag während er mit dem Kinetikinformatiker telefonierte verriet, dass er und die Vizepräsidentin sich vorher abgesprochen und verständigt hatten auf das, was seine Beste nun zum Besten gab. „Wettbewerbssituationen, und zwar erstmal akkurat und konkret regelgeleitete, also nicht das darwinistische Zeugs. Kampfspiele, Sport. Aber nicht Eins-

gegen-Eins, das ist zu unterkomplex. Viele gegen viele bei verteilten Intelligenzen und verteilt internalisiertem Wissen, das stattdessen. Kriege, Mannschaftskämpfe, Ellbogenkämpfe um Forschungsgelder“.

Kaum hatte Hödel meine *record-stop* Taste gedrückt und so das Gespräch mit Moller-Toff beendet, stand der schon in der Tür.

- „Tach auch, alle!“

Alle staunten Bauklötze, sogar Hödel zog die Brauen in die Höhe. Da stand im lachsfarbenen Sakko und tiefvioletter Hemd, mit mintgrüner Cordhose und dottergelb gefärbten Chucks, dazu mit hochgegelten und an den Spitzen blau eingefärbten Haaren in Weizenblond der Kollege Moller-Toff vor ihnen, den sie bis dahin als zwar etwas extravaganten und sehr von sich selbst überzeugten, aber dennoch seriösen Robotikforscher kannten, und grinste breit.

Was war hier los, was sollte die Aufmachung, woher kam der abrupte Habituswechsel?

Moller-Toff bemerkte die entgeisterten Blicke, das kaum unterdrückte Gekicher von PRP, die weit aufgerissenen Augen und die zu einer strohhalmisaugenden Schnute zusammengezogenen Lippen von Föggels. Selbst die Züge der Vizepräsidentin entspannten sich und kokettierten um die Mundpartie herum mit einem Lächeln. „Weltmeister, die Damen und Herren. Welt – Mei – Ster! Weltmeister sind sie, meine Langohr-Doggies. Und das in der Höhle des Löwen, in Salzseestadt gegen die von der *Utah Tech*. Da verlier’ ich gerne jede Wette für“, flötete der Kinetikinformatiker, tänzelte hinein, trommelte Famulla lässig auf die Schulter, klopfte ihm dann ein paar Schuppen vom Revers, grienelte dazu. „Mein Einsatz lautete: ‚Comicprof‘. Ich hab meiner Arbeitsgruppe gesagt, Jungs, ihr dürft aus mir so viel Fix und Foxi machen, wie ihr wollt, wenn wir das packen. Sowas lassen die sich nicht zweimal sagen ...“

- „Gratulation, Moller-Toff“, Hödel mehr für die Galerie der anderen um ihn herum als aus wirklichem Interesse, während der von ihm Belobigte in seiner Jackentasche nach einer pastellfarbenen Schokolinse fischte, sie in die Luft wirbelte und mit dem offenen Mund auffing, um sie krachend zu zerkauen. „Diesen Triumph des Ingenieurswillens bereiten wir Ihnen selbstverständlich ordentlich auf. Föggels, das übliche Maximum an auswärtiger Presse! Dazu vorne auf die Homepage und Seite 1 in der *höchst³s.t.*“.

höchst³s.t., das war seit der Einführung der HÖFAZ-Programmatik der neue Name des Unimagazins und stand für Höchstleistung in der dritten Potenz, und zwar sofort beziehungsweise gut akademisch: *sine tempore*.

- „Jetzt hier zur Sache, Moller-Toff. In Ihrem Dossier beschreiben Sie das Funktionsprinzip Ihrer *Basketball Beagles*. Jedes ... dieser ...“, Hödel kramte das Dossier auf seinem

Schreibtisch unter einem Stapel Papiere hervor und überflog es, „jedes einzelne von den Dingen, schreiben Sie ...“

- „Nicht Dinger. Mein lieber Hödel, das sind *hightech*-Roboter und keine Dinger“, Moller-Toff lauernd und plötzlich sehr nüchtern. Der Präsident überhörte den Einwurf, las nun von dem Dossier in seiner Hand ab:

- „... sei ein autonom agierender Roboter mit Kameraaugen im 180°-lateralflexiblen Kopf, gelenkbeweglichkeitsoptimierten Läufen und eigenem Prozessor im Leib?“

- „Jawohl, mein Hödel“, begleitet von einem angedeuteten Hackenknallen seiner Füße in den hohen gelben Turnschuhen, „dazu mit volltorsionabel aufgehängten Schaufelgelenken an der Wurzel der Beagle-Ohren, die selbst mit einer Löffelgriff-Mechanik versehen sind zum sicheren Auffangen und zielgenauen Katapultieren des Balles in Richtung Mitspiel-Doggy oder Korb. Technisch natürlich weitaus komplizierter, aber so würde ich es einem Laien wie Ihnen erklären“.

- „Achtundzwanzig zu zehn“, Hödel musterte den bunten Vogel vor sich nun genauer, „bei zweimal zehn Minuten Spielzeit. Und das im Finale. Großartig, Moller-Toff, großartig. Nun bin ich kein Experte, aber elf Körbe aus dem Feld, dazu fünf Freiwürfe, das ist schon imponierend“. Nun der Präsident lauernd, der Kinetikprofessor dagegen wieder cool, als sich wie auf Knopfdruck die Vizepräsidentin einschaltete:

- „Wie kommt es eigentlich zu Freiwürfen? Sind das dieselben Regeln wie beim normalen Basketball, körperloses Spiel und so?“

- „Wie beim Humanbasketball, verehrte Frau Hermannsdóttir, ganz wie beim Humanbasketball“. Moller-Toff mit den Lidern geschlossen, die Angesprochene mit Muskelzucken der heftigeren Sorte schräg vorne unterhalb der Ohren. „Rammt ein Gegnerbeagle einen von meinen drei Doggies auf dem Spielfeld, wenn der den Ball auf seinem Schlappohr führt, gibt's zwei Freiwürfe. Dazu bei zu langer Ballführung auf dem Ohr einen. Wenn der Beagle nach acht Sekunden nicht abgespielt oder abgeschlossen hat, muss der Schiedsrichter eingreifen“.

- „Bei dem Finale gegen die Utah Technopoodles, wie viele Freiwürfe gab es da eigentlich *gegen* Ihre Basketball Beagles?“, neugierte sich Föggels in den Vordergrund, „28 : 10 ging es aus, sagt unser Präsident, äähm .. und bei den zehn Punkten für den Finalgegner war kein Dreier dabei, nehme ich an ...?“

- „Wir hatten einen Dreier, die keinen. Und auch keinen Freiwurf, sprich kein Foul meiner Beagles, sprich ...“

- „Sprich: ausgereifte Technik, sagenhafte Verarbeitungszeit von Kamera-*input* im Prozessor“, ging Hödel dazwischen und wurde für einen Satz lang übermütig: „Halt, da steht ein ballführender Gegnerkötter im Weg, in den darf ich nicht reinrennen, da muss ich anhalten oder drumrum dackeln“, bewortete er, wie die Schaltzentrale im Hundsroboterleib die optischen Daten aus der Beagle-Peripherie verarbeitete. „Und beeindruckend rasche Übersetzung dieser Information in eine Ausweichbewegung, um den Zusammenstoß zu vermeiden. Die Bilanz spricht für Ihre Roboterhündchen, Moller-Toff“.

Alle nickten, kurz aber anerkennend. Bis auf einen:

- „Wenn Ihre Korbballhunde den Ball nur maximal acht Sekunden führen dürfen“, stutzte Famulla, „wie klappt denn das ...“

- „Zusammenspiel?“, fiel ihm Moller-Toff ins Wort. „Himmel, Famulla, wie oft hab ich dir schon angeboten, komm mal vorbei, schau dir das selbst an. Dann wüsstest Sie: alles Rechenleistung, zwar wenig Taktik, aber enorm effektiv“. Famulla war baff, weder war er mit diesem Papagei per Du, noch verstand er im ersten Moment, was das bedeutete: nur Rechenleistung, und wenig Taktik. Gab es denn keine Abstimmung untereinander zwischen den drei Beagles auf dem Feld? Kriegten die nicht irgendwie eingepflegt, wer wo steht und wer wohin läuft, wenn man in Ballbesitz ist? Und wer welche Wege mehr tapsig voranrattert als mit runden Bewegungen läuft, wenn man den kleinen orangenen Plastikball mal an die gegnerischen Korbballhundchen verloren hatte? Wie konnten die sonst so erfolgreich sein?

- „Himmel, Famulla“, klinkte sich Kaspar Snorre Ølander ein, „jeder von denen koordiniert zwar Lauf- und Ballführbewegung und leistet zugleich mit Hilfe der Kamera im Beagleköpfchen Selbstorientierung sowie Mitspieler- und Gegnerverortung. Aber alles ist instantan errechnet und geschieht nur aus der Situation heraus. Also nix mit einstudierten Laufwegen, nix mit vorher einprogrammiertem Angriffs- und Abwehrverhalten, nix mit Fernsteuerung während des Spielgeschehens. Das denken immer alle, vor allem die, die das noch nie gesehen haben. Aber die Viecher ... entschuldigen Sie, lieber Moller-Toff, die *Roboterhunde* sind und rechnen jeder für sich autonom“.

- „Na, mein lieber Herr Gesangsverein. Mensch Schanzenkanzler, als hätten *Sie* ne Dauerkarte! Fein verinnerlicht hamse das. Genauso ist es“, Moller-Toff mit der nächsten Schokolinse, die er auf der Hand in die Luft schnippte und mit dem Mund auffing.

- „Mit einem Siegergen, oder meinetwegen einem Programm zum Körbwerfen, sind Kollege Moller-Toffs *Basketball Beagles* nicht ausgestattet. Ihnen wird auch nichts von außen eingegeben. Soweit hat unser Ølander recht“, resümierte die Frau, die sie die fette

Hermannsdóttir nannten. „Teamplay emergiert bestenfalls im Spielverlauf, oder besser: etwas, das aussieht wie Teamplay. Und das wohl nur im Auge des oberflächlichen Betrachters existiert“.

- „Trotzdem sind sie erfolgreich“, führte Hödel weiter aus. „Wir wollen genauer herausfinden, warum das so ist, und dieses neue Wissen mit in die Software- und Programmarchitektur integrieren, für die wir die Exzellenzforschungsgruppe beantragen. Doppelter Ansatz: Erstens, Auswertung der Prozessorprotokolle jedes einzelnen Roboterhundes. Fragestellungen: Gibt es Muster von sich optimierendem Verhalten, gibt es besondere Verschaltungen, die sich konstituieren und konsolidieren, gibt es eine Art Lernen? Sprich: Gibt es etwas, das für uns so aussieht wie ‚Lernen‘, im Grunde aber eine Form von stetiger Konstruktion, De- und Rekonstruktion beziehungsweise De- und *Rekonnexion* ist, wie es die Theorie der neuronalen Netzwerke beschreibt? Entsteht so etwas wie ein situatives und dynamisches Modell der Spielfeldumwelt im hundsinneren Prozessorgebilde? Eines, das zwischengespeichert wird und letztlich eine Art Roboterhundwissen darstellt, mit dem der Einzelbeagle immer bessere Ergebnisse erzielt: sich besser bewegt, schneller auf die Spielhandlungen des Mitspielers reagiert, womöglich antizipiert ... kurz, erfolgreicher wird? Oder müssen wir von der Annahme einer inneren Modellbildung, einer Repräsentanz oder gar kognitoiden Verarbeitung der Außenwelt im roboterhündischen System Abstand nehmen ...“

- „... etwa, weil es zu anthropomorph aufgehängt ist“, schoss die Vizepräsidentin dazwischen. ‚Zu sehr vom Vorbild des Menschen her gedacht‘, raunte ‚Bau‘ rüber zu ‚Lau‘, der wieder nicht ganz mitkam während sich Moller-Toff genüsslich und irgendwie nicht ganz fokussiert die nächste Schokopille einwarf. „Man würde damit ganz nebenbei an den Grundfesten bestimmter Schulen und Lehrausrichtungen in der Psychologie rütteln“, belehrte Hödels Beste die Umstehenden. Was ein weiterer Grund zum Eindampfen dieser Fachwissenschaft an der Höchstschule wäre, wird sie für sich weitergedacht haben, zugunsten einer ganz bestimmten geisteswissenschaftlichen Kronen- und Königsdisziplin.

- „Zweitens und wichtiger: analytische Beobachtung der final zum Erfolg führenden Interaktionen der einzelprozessorbewehrten Roboterhunde mit- und untereinander. Entstehen da Spielzüge, aus denen so etwas wie *Spielintelligenz* spricht? Emergieren aus den verteilten und physisch nicht konnektierten Prozessorleistungen in jedem Beagle Strukturen gemeinschaftlichen Handelns, die, den Bedingungen des Spiels angemessen: Regelrahmung und so, wesentlich zum Erfolg beitragen? Entsteht so etwas wie *robotermannschaftliches Teamplay*, wie es die Vizepräsidentin gerade nannte, beziehungsweise ein roboterkollektives *Know-How*, das jedem der Einzelhunde unzugänglich ist, zugleich aber für den Gesamterfolg

sorgt und somit *da* ist? Und kann man *das* abbilden und formalisieren – sagen wir, als neuronales Netzwerk höherer Ordnung? Kann man es zu einem Programm *sui generis* machen, kann man daraus ein *tool* programmieren? Quintessentiell: Erhält man einen informatisch modellier- und implementierbaren Mehrwert aus der Supervision der kinetikinformatischen Versuchshunde und ihres siebringenden Zusammenspiels, und kann man den zurichten für andere Kontexte, in denen Erfolg ebenfalls prioritär ist?“

Später, als Hödel schon längst nicht mehr selbst verlautebarte und stattdessen mich diesen Job ausführen ließ, wurde eben diese Sequenz aus den gesammelten Gedanken- und Gesprächsaufzeichnungen des Höchstschulführers und Präsidenten für eine kurze Saison lang zu dem, was man wohl Kult nennt. Hödelisten und selbst die Gegenhödelianer wollten diesen Schwung der Worte und der ihnen eingelagerten Argumentation wieder und wieder hören: mitgerissen oder je nach dem abgestoßen von dem, was da so bizarr zwischen Vision und Wahnsinn schillerte. Hier allerdings, in der Situation im Höchstschulführerhauptquartier selbst, waren die Reaktionen weitaus unspektakulärer und gaben weder Anlass noch Kulisse für eine Rede, die umgehend als charismatisch wahrgenommen wurde. Moller-Toff meldete sich als Erster:

- „Den Einblick in das beagleindividuelle Prozessorgeschehen können Sie gerne haben. Denn das haben wir selbstverständlich längst ausgewertet“. Der Kinetikinformatiker und der Höchstschulpräsident kurz im Blickduell, die anderen dabei nur Staffage. Den Blick zuerst senkte Moller-Toff, aber nicht unsouverän, sondern sehr selbstsicher. „Sie sind neugierig, Hödel, und ich kann Ihren Wissensdurst gerne löschen“. Dann wieder direkt ins Präsidentengesicht: „’Gelernt’ haben meine Doggies nicht so sehr, so umfangreich oder so viel als dass nennenswerte Effekte in dem Sie hier interessierenden Parameter ‚Erfolgsausrichtung’ auszumachen gewesen wären. Ein wenig schneller reagiert jeder einzelne von ihnen, das stimmt, doch in Form von Balleroberung oder verbessertem Angriffsabschluss zum Tragen kommt das statistisch in einer von circa einhundert Spielsituationen. Und Stichwort antizipatives Lernen: nichts, aber auch gar nichts. Leider. Jedes Beagelchen in unserem Robodogteam läuft nach wie vor eher zweimal zehn Minuten tumb dem Ball hinterher, statt dass mal einer sich dorthin begibt, wo der Ball nach Probabilitätsmaßstäben aus einer Spielsituation heraus im nächsten Augenblick landen müsste“.

- „Bisschen was das Training intensivieren vielleicht?“, Ølander betont flapsig.

- „Wir arbeiten dran“, beantwortete Moller-Toff mit aufgesetzter Leichenbittermiene die Provokation. „Einiges ist da schon angelaufen. Pröbchen gefällig? Gerne doch. Schon unterwegs!“

Der grellbunte Kinetikinformatiker schien die Leibstandarte HJ hochzunehmen, wieder mal. Alle sollten sich täuschen.

Hödel bat mich per kurze Tastenkombination, Moller-Toffs Angaben zu verifizieren. Auf den Rechnern in der Arbeitsgruppe *Kinetische Informatik*, die wie alle anderen dienstverpflichtet worden waren zur willigen Auskunft im HÖFAZschen Sinn, fand ich vier Dokumente, die Moller-Toffs Ausführungen bestätigten. Das war zu erwarten und kaum der Rede wert.

Beunruhigen musste mich aber eine merkwürdige Trickfilmanimation gleich zu Beginn, als ich mein im Arbeitsgruppenrechnernetzwerk installiertes *highdef spookie* anfunkte, um es zur Dokumentensuche und –übermittlung an mich aufzufordern. Scheinbar hatte das Netzwerk dort das *spookie*-Wäffelchen lokalisiert und schaltete vor dessen Übermittlung der ausgespähten Dateien eine Art Trailer.

Knapp zehn Sekunden dauerte dieser Cartoonstreifen. Er zeigte drei überproportional große Beagleköpfe, damit ein Robodogteam, die allerdings aus einem einzigen Roboterhundkörper gewachsen waren und vor einem Höhleneingang kauerten, wo sie bedrohlich die Fänge in die Richtung des Betrachters und des sich heranzoomenden Bildausschnitts fletschten, offenbar eine Anspielung auf antikgriechische Mythologeme. War das eine Warnung, hatte man mein *ex-and-eave* identifiziert, also das *highdef spookie* nicht nur lokalisiert, sondern war auch dessen *undercover*-Spionage auf die Spur gekommen und werkelte nun an wirksamen Gegenmaßnahmen? Symbolisierte die Höhle in dem Filmchen ein Versteck: unzugänglich, weil gut von einem sechsfachschlappohrigen Cerberus bewacht, und möglicherweise randvoll mit Informationen oder Daten, die es tunlichst unter Verschluss zu halten galt? Ein Versteck, das einen besonderen Output der Arbeitsgruppe enthielt: eine *top secret* Software, ein noch nicht patentiertes Programm? Und der eine Hundekörper in diesem schrillbunten Cartoon, in dessen Inneren sich bei den wirklichen Basketballhundchen ja der Prozessor befindet: symbolisierte er bereits so etwas wie ein wirkungsvolles Verschaltetsein der drei Roboterhundspieler, ein existierendes oder zumindest sich herauskristallisierendes Netzwerk, das womöglich schon dem entsprach, was Hödel eben noch als Forschungsdesiderat ausgegeben hatte? ...

- „Allerdings“, Moller-Toff beinahe zeitgleich mit dem Cartoon, der mir von den Rechnern seiner Arbeitsgruppe gerade eingespielt wurde, „haben wir zu den sich möglicherweise

herausbildenden Strukturen von intelligentem Doggy-Teamplay und dessen Abbildbarkeit in Programmarchitekturen noch keinerlei Analysen betrieben, geschweige denn Modelle erstellt. Mir leuchtet angesichts dessen und nach dem, was Sie, Herr Präsident, da eben ausführlich angeordnet und anordnend ausgeführt haben, absolut ein, dass es sich dabei um verdammt lohnenswerte Forschungsfragen handelt“. Wieder ein kleines Blickduell, wieder ein Grinsen bei Moller-Toff, noch eine Schokolinse, diesmal seitlich zum Mund geführt und mehr zwischen den Lippen reingesteckt als eingeworfen.

Wenn ich die Symbolik in dem Cartoon richtig auslegte, dann log der bunte Bursche wie gedruckt und spielte ein doppeltes Spiel. Sicher musste ich zunächst Vorsicht walten lassen, denn die Grundlage, auf der ich zu dieser Schlussfolgerung kam, waren platteste Cartoonhundhermeneutik und eine letztlich grenzwertige Cerberus-Interpretation, die sich vermutlich als nicht sonderlich belastbar erweisen würde. Dennoch wies sich Hödel mit einer kurzen Vibration und der für solche Zwecke vorgesehenen I-4-U-Untertastenleuchtsequenz hin auf eine Besonderheit, die ich für ihn („I4U“) vorhielt und die er dringend zur Kenntnis nehmen sollte. Hödel zog sich für einen Moment zurück, schaute sich das Animationsfilmchen an, unternahm aber nichts und wandte sich wieder seinem HÖFAZ-Kreis zu: Vielleicht hielt er es für nicht weiter wichtig, vielleicht begriff er nicht direkt, was mich so stutzig machte. Das war es jedenfalls, was mich damals durchfuhr angesichts der Indifferenz Hödels gegenüber dem Cartoon. Ich unterließ es schließlich, nochmal Alarm zu schlagen, trotz des Unbehagens, das auch noch einen zweiten Grund hatte.

In dem Zehnsekundencartoon erschien einem nämlich nicht nur der dreiköpfige Beagle-Höllenhund und grollte links, kläffte mittig und knurrte rechts drohend in die Richtung des Betrachters. Hinzu kam nun, dass der in der Mitte einen Keks auswürgte. Ein Schnitt zeigte das Gebäck dann in Großaufnahme: eher ein Salzcracker mit einer uneben verkrusteten Oberfläche, die sich innerhalb von anderthalb Sekunden erst kurz in einen Siliziumchip verwandelte, dann zu einem Knochen ummorphte, den der linke Beaglekopf ins Maul nahm, um ihn mit seinen scharfen Zähnen so zu bearbeiten, dass schließlich nichts mehr von ihm übrig blieb außer Marksplittern und Knochenpulver. Das Zermalmen des Knochens geschah bis zum Ende der zehn Sekunden, aber nicht nur das: Auch der rechte Beaglekopf vollführte noch etwas, und würgte mit Wucht einen weiteren Keks hervor und schleuderte ihn zielsicher in die Richtung des Cartoonbetrachters. Also mir entgegen, der ich das Vorspannfilmchen gebannt verfolgte, ehe ich auf üblichen *ex-and-eave*-Weg an die Dokumente und Informationen der Kinetikinformatiker gelangte. Sicher, auch hier galt es, vorsichtig zu sein

mit dem, was man da reininterpretierte. Dennoch war ich beunruhigt. Der Keks, der zur Platine und dann zum Knochen wird, der wiederum zwischen den mächtigen Kiefern des Riesenbeaglekopfes links zermalmt wird – stand der für mein *highdef spookie*, das ich routinemäßig im Rechnersystem der Arbeitsgruppe Kinetische Informatik abgelächelt hatte? Und der andere Keks, der einem am Schluss des Filmchens entgegen geschleudert wird, war das nicht auszudeuten als eine Hackergeste? War es nicht Ausdruck sinnbildlicher Gegenspionage, indem man versuchte, nun mir eine Wanze ins System zu setzen?

Ich machte den Sicherheitscheck und begab mich in den Figurationsmodus des Schutzexokarpierens, in dem ich nötigenfalls einen nicht systemrelevanten Teil meiner selbst abstoßen konnte und dadurch einem Hacker vorgaukelte, dass er gerade die ganze Brombeere – und eben nicht nur ein kleines, unwesentliches Steinfrucht-Segment – erhält. Dieses kurzzeitige Abtauchen in den Figurationsmodus des *exocarping blackberry* ist zwar im Fall der Fälle sehr effektiv, sein Vollzug allerdings nicht ohne Risiko. Mein Vater war sich dessen sehr wohl bewusst gewesen, als er den Sicherheitscheck damals programmierte und mir dann implementierte, doch hatte er nicht mehr die Gelegenheit gehabt, eine wirksame Maßnahme zu entwickeln gegen die Verwundbarkeit, die jedesmal auftrat, wenn man in besagtem Figurationsmodus war und die darin bestand, dass man selbst für die kurze Dauer des schutzexokarpierenden Vorgangs sozusagen „runtergefahren“ werden musste: Vater hatte immer von einer *dangerous dreamspan*, einer gefährlichen kurzen Traum- und Schlafphase gesprochen. Solange ich nicht allzu lange im selbstschützenden Figurationsmodus verweilte, war dies kein großes Problem, denn wer wusste schon, wann genau das sehr seltene Ereignis eintrat, dass ich kurz einschlief und mir eine Traumpause gönnen musste, in der ich schutzlos war? Auch diesmal – übrigens das erste Mal in der Ära Hödel, die nun bereits in ihr drittes Jahr ging – war es kurz und schmerzlos, jedenfalls auf den ersten Blick: Der Systemcheck nach einer *dangerous dreamspan* von 0,89 Sekunden zeigte an: 1. keine *exocarping blackberry* Aktivität notwendig geworden, sprich: kein unwesentliches Segment musste losgeschlagen werden, um damit auf einen Angriff zu reagieren. Allerdings war 2. über mein *highdef spookie* in den Computern der besagten Arbeitsgruppe *Kinetische Informatik* just in der Kurzschlafphase etwas an mich übermittelt worden, das der Systemcheck umgehend erkannte als *unusual communication*, also eine den Konventionen und systemimmanenten Bedingungen der Kommunikation zwischen mir und meinen zahlreichen *highdef spookies* in den auswärtigen Endgeräten nicht entsprechende Nachricht. Ich ließ sie mir anzeigen: „1

central unit dogbody with 3 basketballing beagleheads: presently still fiction. not yet fact. but watch out“, hieß es, und weiter: „KI staff close at your heels, MT traitor“.

Das war nun kein Grund mehr für ein bloßes Unbehagen, das war in der Tat alarmierend, und zwar in mehr als nur einer Hinsicht.

Erstens: Jemand benutzte das *highdef spookie* in den Geräten der *Kinetischen Informatik* – hatte es also identifiziert, geknackt und spielte mir nun darüber Nachrichten zu – um eine Warnung loszuwerden. Zweitens: Die Entwicklung einer die drei korbballspielenden Roboterhunde koordinierenden Zentraleinheit, eines einzigen „dogbody“ beziehungsweise eines im physischen Hunderoboterkörper verorteten Systems höherer Ordnung – also tatsächlich das, was Hödel noch zu beforschen gedachte, weil er meinte, in dieser Richtung gebe es noch nichts – stand offenbar bereits kurz vor dem Abschluss. Damit drittens, indirekt: Ich lag mit meiner Interpretation von dreiköpfigen Hunden mit ein und demselben Körper und den Keksmutationen über Computerchip und Hundeknochen zu Knochenmehl richtig. Und in einem: Vorsicht, da ist euch einer scharf auf den Fersen – was mir nicht verborgen bleiben konnte, berücksichtigt man alleine schon den Kanal (und den Zeitpunkt, nämlich während meiner *dangerous dreamspan*), auf dem mir diese Warnung zugespielt wurde. Durchgesagt wurde, viertens und letztens, dass „MT“ ein Verräter sei: gemeint war damit wohl niemand anderes als Moller-Toff. Ungleich komplizierter und im Grunde zum jetzigen Zeitpunkt nicht herauszubekommen war, wer es war, der sich so virtuos eingeklinkt hatte in meine *highdef spookies* – von deren vermeintlich totaler Unantastbarkeit man nun Abstand nehmen musste, auch wenn das hier kein *black-hat hacking* war, sondern lediglich ein transparentes Nachrichtenübermitteln in die Gegenrichtung – und der dazu noch meine schutzexokarpierungsbedingten Absenzen ausnutzte. War das jemand, der es ehrlich meinte, oder war die vertrauliche und vertrauensvolle Adresse nur ein Trick? Warum verpiff da jemand den Fachgebietsleiter Moller-Toff, wo dessen kleidungstechnischer Comicfigurenauftritt uns doch gerade sehr eindrücklich bewiesen hatte, wie flach die Hierarchien und wie besonders die Arbeitsatmosphäre innerhalb seiner Arbeitsgruppe waren? Was sollte das, war es der ernstgemeinte Hinweis eines technisch enorm gewandeten Insiders, womöglich eines arbeitsgruppeninternen Konkurrenten Moller-Toffs? Der loyale Warnruf eines tausendprozentigen Hödelanaten? Oder war es eine ernste Drohung, die nur verpackt war in eine kleine, nicht wirklich bedeutsame und herbeigeflunkerte Denunziation? Ich überprüfte die mir über das nun indizierte und teilkontaminierte *highdef spookie* überspielten vier Dokumente vom Rechnerverbund der kinetikinformatischen Arbeitsgruppe, die aus ernüchternden Skizzen und kleinen Dossiers zu den beagleindividuellen Prozessoraktivitäten

bestanden: Nein, die schienen authentisch und nicht nachträglich bearbeitet zu sein, alle vier wiesen ein unangetastetes und nicht im Nachhinein manipuliertes digitales Speicherzeitsiegel auf, das als letztes Änderungszeitpunkt ein Datum vier Wochen vor der Roboterhundbasketballweltmeisterschaft auswies. Manipuliert und für Kommunikationen in die Gegenrichtung zugerichtet worden war also lediglich das *highdef spookie* selbst, jedoch nicht die durch diese Wanze in meine Richtung übermittelten Dokumente. Dies wiederum deutete eher hin auf einen wirklich ernstgemeinten Warnhinweis als auf ein Komplott gegen mich und meinen Obersten Dienstherrn, den Höchstschofführer.

Hödel hatte die Runde seiner Leibstandartisten aufgelöst, verbunden mit dem Auftrag an Moller-Toff, sich mal Gedanken zu machen und zu äußern zu jenem zweiten Forschungsfragenkomplex, den der Kinetikinformtiker und seine Truppe möglicherweise schon längst einer Lösung zugeführt hatten. Nur Vizepräsidentin Hermannsdóttir und die PRP blieben im Raum. Ich machte mich mit einem erneuten I4U-Tastenflackern bemerkbar und steckte Hödel die *unusual communication* durch, die mir während meines Sicherheitschecks in der *dangerous dreamspan* zugeleitet worden war. ‚KI staff close at your heels, MT traitor‘. Die PRP war verblüfft, wurde dann aus Gewohnheit misstrauisch, wusste aber im Grunde mit der Information nicht so recht etwas anzufangen. Die in solchen Situationen zum Jähzorn neigende Vizepräsidentin plädierte für eine umgehende Sanktionierung Moller-Toffs: Karten auf den Tisch und ihm die Daumenschrauben anlegen! Auch Hödel war beunruhigt – hier lief etwas nicht nach seinem Plan, hier hatte er es mit einer Intervention zu tun, die selbst ihn unvorbereitet traf und überraschte. Seine Reaktion war aber bedachter als die seiner Stellvertreterin; er wollte nicht direkt mit der Tür ins Haus fallen. Möglich, dass sie dort in der Arbeitsgruppe schon viel weiter sind – vielleicht kurz vor dem Durchbruch stehen – als wir hier alle meinen. Möglich, dass sie eine höherstufige Analyse ihres Roboterköterteamplays bereits durchgeführt und das auch schon in einem Modell abgebildet und in ein Softwareprogramm umgewandelt haben. Aber wir wissen nicht, wer da wie zu einem solchen mutmaßlichen Durchbruch steht. Hödel deklinierte nochmal die unterschiedlichen Spielarten und Möglichkeiten durch: Wer ist der Informant, wo steckt und wo steht er? Ist Moller-Toff wirklich ein Verräter? Worin bestünde so ein Verrat, im Hintergehen der Arbeitsgruppenmitglieder? Im Verrat an seiner Dienststelle, also an der Höchstschof? Für unsere Exe II-Konkurrenten an den anderen Universitäten wäre der Kunstbeagle-Weltmeistercoach Moller-Toff zweifellos eine fette Beute. Oder ist das alles nur ein *Fake*? Meinen die mit „close at your heels“ nicht möglicherweise ganz was anderes, etwa

einen kurz bevorstehenden Totalhackerangriff auf ... mich? Eine erste Maßnahme, die beschlossen wurde zur umgehenden Umsetzung, bestand in einem profunden *Screening* aller Mitglieder der Arbeitsgruppe. Zweitens musste herausgefunden werden, ob Moller-Toff selbst sein Eisen woanders im Feuer hatte: Gab es Wegbewerbungen, gar Rufanbahnungen von anderen Universitäten, oder sonstwie ein *headhunting*, dem er hätte erliegen können? Drittens musste ich einen erneuten Systemcheck machen, tauchte also ab und erlebte keine zwei Stunden nach der ersten meine zweite *dangerous dreamspan*, um herauszufinden, ob während der ersten Traumphase Unheil an und in mir angerichtet worden war. ‚In mir‘, das war für mich vollkommen neu und ungewohnt: nicht mehr bei meinen *highdef spookies* in der *Kinetischen Informatik*, sprich meiner Peripherie, sondern direkt in meinem brombeerigen Zentrum. Resultat bei allen drei Unternehmungen: gleich null. Die Arbeitsgruppenmitglieder waren alle kosher und erwiesen sich alle als ähnlich verrückte Jungs und übertrieben arrogante Topnachwuchslleute wie ihr Chef, den sie in Comicmontur gesteckt und so auf die Umwelt losgelassen hatten zur allseitigen Bespaßung. Moller-Toff selbst hielt alles unter Verschluss, was auf mögliche Abwerbungsversuche und auf illoyales Verhalten hätte schließen lassen können. Das Protokoll meines *ex-and-eave* auf, von und über seine Endgeräte war vollkommen unergiebig, und selbst Föggels' Aushorchen der *grapevines* von Moller-Toffs eigener und den fachlich benachbarten *scientific communities* blieb ergebnislos. Tröstlich, jedenfalls für mich, war immerhin das negative Ergebnis des erneuten Schutzexokarpierens, dem ich mich zu unterziehen hatte. Quintessentiell blieb vorerst rätselhaft, wer mir mit welcher Motivation und Rechtschaffenheit in mein systemisches Unbewusstes hinein gesteckt hatte, dass Kinetikinformatiker an meinen oder unseren Fersen hingen, und dass Moller-Toff ein ganz, ganz merkwürdiges Spiel spielte.

Hödel schmeckte diese Unklarheit nicht, hatte ich den Eindruck. Hier war eine offene Flanke, kombinierte ich was in ihm vorging, die es schnellstmöglich zu schließen galt. Es gelang ihm nur mühsam, sich wieder auf die wesentlichen Dinge zu konzentrieren. Immerhin, mir und den über mich laufenden Kommunikationen gegenüber hegte er kein Misstrauen. Ganz im Gegenteil – ich war ohne es zu erfahren von ihm ausersehen worden für eine ganz besondere Mission.

Ich sollte lernen.

Und zwar so, wie es sich für ein informations- und kommunikationstechnologisches Artefakt im Zeichen des Erfolgs gehört: selbstständig Daten aufnehmen, verarbeiten, hieraus die situationsangemessen besten Schlüsse ziehen – an dieser Stelle ging das Training, das mir

bevorstand, über das Ahnenerbe-Dossier heraus, das ich für Hödel hatte erstellen müssen, denn dort war es noch der Höchstschulführer selber, der aus den zusammengetragenen Informationen die forschungsantragsstrategischen Folgerungen abgeleitet hatte. Hier dagegen sollte ich es sein, ich selber es sein, der am Ende des Trainings die richtige – sprich über Ge- und Misslingen entscheidende – Handlung einleiten und zu einem erfolgreichen Ende führen sollte.

EURYDIZEE

Hödel hatte Moller-Toff ein paar Tage später zum Abendessen einbestellt in seine Privaträume in der Prutzenstraße. Mich erstaunte die Einladung ausgerechnet an den unter Verdacht geratenen Kinetikinformatiker; umgehend bestätigte Moller-Toff den Dinnertermin über mich. Hödel fuhr das ganz große Programm auf, sprich: er stellte sich selbst an den Pantryherd in seiner Mietskasernenwohnung und bereitete Dinkelsuppe und vorher einen Chicoreesalat zu; die PRP besorgte frisches Weißbrot, Mineralwasser *medium* und ein Päckchen von Hödels Lieblingstee, hatte danach sofort wieder zu verschwinden: Es sollte ein Vier-Augen-Termin werden. Wollte Hödel bei Moller-Toff direkt nachbohren? Wollte er die Karten auf den Tisch legen und den Roboterhundcoach mit den Verdachtsmomenten konfrontieren, die er, ich und die Frau, die sie die fette Hermannsdóttir nannten, gegen ihn hegten? Ging es schon um ein Gegenangebot, im Fall eines Rufs an eine andere Universität sicher eine erwartbare Maßnahme — alleine eine, von der ich nichts mitbekommen hatte (mir, dem sämtliche anstellungstechnischen und wegbewerbungsspeziellen Kommunikationen und Sachverhalte früher oder später zur Kenntnis gelangten)? Ich sollte es weder vor noch nach dem Gespräch herausfinden, und erst sehr viel später wurde mir klar, bis zu welchem Punkt und in welchem Ausmaß Hödel schon damals mit Moller-Toff heimlich paktierte.

Die Dinkelsuppe köchelte vor sich hin, als Hödel mich nochmal zur Hand nahm. Moller-Toff würde nicht vor 21 Uhr erscheinen, also blieb noch Zeit für ein paar wieder einmal liegengebliebene Jobs des Tages, vermutete ich.

Es kam anders.

Hödel ließ nochmal den Cartoon mit den Comicbeagleköpfen aufrufen, den man mir von den Rechnern der *Kinetischen Informatik* vor meine dort installierten *highdef spookies* gespannt hatte. Die drei Biester auf dem einen Beaglekörper erschienen, wie vorher.

Dann hantierte Hödel auf meiner Tastatur, hielt kurz die „nach oben“ Taste im *replay mode* gedrückt ... und der Bildausschnitt verengte sich, der Betrachter bewegte sich gleichzeitig auf das buntgepixelte Biest vor dem Höhleneingang zu, das einen wiederum aus drei fangzähnebewehrten Kehlen anfauchte. Hödel drückte kurz die „nach vorne“ Taste, der Bildausschnitt blieb darauf hin arretiert und verschob sich um eine Winzigkeit nach rechts. „Nach hinten“ Taste, und die Rechtsbewegung war korrigiert; wieder „nach oben“, und erneut ging es voran in Richtung Höllenhund. Die zehn Sekunden, die das Trickfilmchen normalerweise dauert, waren längst vorbei.

Man konnte in dieser Animation navigieren!

Ich war verblüfft, das war mir vorher nicht nur nicht aufgefallen – das war bei der ersten Sichtung vor ein paar Tagen bei der Verifizierung von Moller-Toffs Aussage auch definitiv noch nicht möglich. Dort war es ein beliebig oft wiederholbarer, in seinem Ablauf aber ein für alle Mal festgelegter audiovisueller Einspieler von zehn Komma nulleinsacht Sekunden Dauer. Und nun konnte man sich darin bewegen, und den Film scheinbar beliebig lange zeitlich dehnen.

Konnte man möglicherweise sogar noch mehr?

Hödel tippte erneut auf meiner Tastatur herum, näherte sich dabei ganz langsam dem Untier. Eine Sprechblase poppte plötzlich auf, machte sich seitlich am oberen Bildausschnitt breit, ihre Spitze zeigte auf den, der sprach: auf die Perspektive des sich vorwärtsnavigierendes Egos. „Brav, Blondie. Schön brav!“, las ich, was Hödel kurz vorher über meine Tastatur eingegeben hatte. Die Dreikopfbestie unterbrach ihr Gebell und merkte auf, Hödel tippte hinterher: „Schön hinlegen, den Keks. Und schön liegenlassen!“ Der mittlere Beaglekopf würgte den Keks hervor, wie vorher in der Trickfilmversion schon. Links der rührte ihn aber nicht an, nachdem er sich in einen Mikrochip und schließlich den Hundeknochen verwandelt hatte.

Die Kreatur gehorchte, das hier war interaktiv!

Hödel tippte ganz kurz die „nach vorne“ Taste, der Ausschnitt ruckelte entsprechend vorwärts, das Ego ging einen halben Schritt auf den Köter zu. Der fing unvermittelt wieder mit seinem Gebell an und bedeutete in einer Sprechblase, dessen Spitze diesmal auf den rechten der drei Köpfe zeigte: „Quid pro quo, Fremder. Schön stehenbleiben!“

Unfassbar. Unter meinen Augen und auf meinem eigenen Speicherchip war der Kurztrickfilm zu einer Art Computerspiel mutiert.

Hödel wechselte den Kommunikationskanal, probierte mündliche Sprache. Zunächst über die Tastatur, meine Transoralisationssoftware setzte die schriftliche Eingabe um in Sprechsprachenlaute, dann über das Minikrofon: „Verstanden. Wer bin ich?“

Statt zu antworten, trat der Animationscerberus ein Stück zur Seite und gab den Blick in das Dunkle der Höhle frei. Wie in einer billigen Folienpräsentation rotierte einem von dort ein transparentes Bild entgegen, das sich allmählich größer wirbelte. Dann stand es aufrecht im Hellen vor dem Höhleneingang: Das Bild war von der Art ausgebleichener Farbfotografien, es zeigte Hödel in gestreifter Sträflingskleidung und Holzpantinen an den Füßen, mager wie immer. Als milchglasiger Höchstschulführergeist zoomte es sich einem entgegen und legte sich wie ein Schleier über das Display. Die Eintrübung verschwand und die alte Szenerie des Höhlenschlunds wurde wieder gestochen scharf erkennbar. Als Antwort auf Hödels Frage

schien das eindeutig zu sein – eindeutig und trotzdem rätselhaft, denn warum trug sein Konterfei in der Animation Häftlingskleidung? War sein Avatar in der Höhle gefangen? War er selbst es, der da drinnen steckte?

Hödel ließ in dem Augenblick, als ich dies kombinierte, ab von mir und dem Computerspiel, das auf meinem Display angezeigt wurde. Im Nachhinein wurde mir klar, er legte mich in voller Absicht beiseite, um zum Herd zu schlurfen und die Dinkelsuppe umzurühren, das Brot aufzuschneiden und den Wasserkocher für ein Kännchen Tee anzustellen, dann zu mir zurückzukehren und mich auf *non-recording stand-by* zu schalten, ehe Moller-Toff eintraf. Meine Neugier und Spekulationslust war angefacht. Ich fokussierte voll nach innen auf das Geschehen in diesem Computerspiel, jetzt wo ich gegenüber dem, was in meiner direkten Umwelt vorging, heruntergedimmt war. Und ich fing an, in ein Spiel einzugreifen, dessen gesamte Anlage in mir schlummerte, ohne dass ich irgendeinen anderen Zugriff darauf hatte als den des selbst involvierten Mitspielers.

Das Training begann, intensiv und überaus immersiv.

Das Geschehen schluckte mich auf, ich ließ es zu. Ich lernte zu kombinieren, selbständig zu kommunizieren und Aussagen zu gewichten, miteinander vergleichen und für wahr oder falsch zu klassifizieren, und aus all dem die richtigen Schlüsse zu ziehen.

Kaum hatte sich der Schleier des Hödelgeistes wieder aufgelöst und die gestochen scharfe Sicht auf die Felshöhle war zurück, da bezog der Dreikopfköter wieder seinen Wächterposten und es erschien eine neue Sprechblase. Aus dem Höhlenschlund kam sie, und mit sich um die eigene Achse drehenden, grellbunten Lettern gab sie den Namen dessen preis, worum es hier ging und worin ich der FPA, der *First-Person Agent*, sein sollte:

EURYDIZEE.

Ich verstand die Anspielung: Wie Orpheus hatte sich mein Computerspiel-Ego auf die Suche nach etwas zu machen, das im antiken Mythos Eurydice hieß. Ich bewegte mich vorwärts auf Hund und Höhle zu. Ein scharfes „Stehenbleiben, sagten wir!“ schlug mir umgehend aus gleich drei Sprechblasen entgegen, in unterschiedlichen Schrifttypen, begleitet von erneutem Drohgeknurre und einer Transkription in den Blasen: „☠☹☹☠☹☹“. Meine Antwort hatte ich mir schnell hochgeladen. Höllenhunde wollen beschallt werden, will man an ihnen vorbei, um eine gute alte Freundin aus dem Reich der Toten zurückzuholen, so das Mythologem. Also plärrte ich in voller Lautstärke und der Deutlichkeit halber mit sprechgeblasener Unterbetitelung los:

“You ain’t nuthin’ but a hound dog,

Cryin' all the time.

You ain't nuthin' but a hound dog, cryin' all the time.

Well, you never caught a hobbit,

And you ain't no friend of mine!!”

Das wirkte. Die Kreatur machte brav *Sitz!*, schlug dann mit dem Schwanz auf dem Staubboden den Takt mit. Die drei Bestienköpfe wiegten im Rhythmus und ließen abwechselnd rechts und links ihre langen nackten Ohren baumeln, die Lefzen trieften vor Seligkeit: eine Choreografie wie die eines bestens eingespielten Trios. Sechs Hundeaugenlider schlossen sich schließlich. Ich nutzte die Gelegenheit und kam noch näher, schob mich vorsichtig am Höhlenschlundwächter vorbei. Kurz beschäftigte mich, ob der eine *dogbody* jemals *aus sich heraus* seine drei Köpfe so schön harmonisiert bekommen würde wie ich mit dem alten Rhythm-and-Blues Klassiker. Dann befiel mich der Eindruck, nicht ich oder das Ich, das ich hier in der EURYDIZEE war, schrummte den Song weiter ...

„When they said you was high-classed

Well, that was just a lie ...“

... sondern der Sound und die Lyrics kamen aus Lautsprechern im vom selben Gesang anästhesierten Dreihundkörper selbst. Musik und Gesang wurde lauter und lauter, die Membrane in meinem Minikrofon (hatte ich noch eins? Ja ... ich denke, ja) drohten zu zerplatzen, auf so viel Dezibel kam mir *L-Viz* Presley jetzt reingekreischt, ich stolperte auf den Höhleneingang zu, noch zwei Schritte, dann war sein Felsschatten erreicht, noch einer. Kurz verschwamm alles wieder, ich registrierte nur Unvollständiges, es war wie durch ein Glasfenster zu fliegen oder eine Schallmauer zu durchbrechen, der Riesenlärm vermilchte mir die Sicht und die Dunkelheit, die sich vor mir ausbreitete, verwirrte mich ...

... kurz ...

... bevor ich merkte, dass ich durch war. Kein Splittern mehr, kein minikrofonbetäubendes Kreischen. Stattdessen Totenstille, plötzlich und von jetzt auf gleich. Dazu absolute Finsternis, jedenfalls im ersten Moment: keine Orientierung, bis ich eine Neonröhre ein paar Meter vor mir schwach flackern sah.

Dann konturierte sich der Rest des EURYDIZEE-Spielszenarios. Eine Untertagewelt, ein fünfzig Meter breiter Stollen mit je einem halben Hundert Seitenstollen schräg nach links und nach rechts, deren Länge variierte und die am Anfang und zum Ende des vier Kilometer langen Hauptgangs kürzer wurden, so dass es von oben aussehen musste wie ein riesiges Buchenblatt mit seinen vielen Seitenrippen, die alle vom Stiel in der Mitte abgehen. Ich war

eingetreten durch den Ausgang am Ende eines dieser Seitenstollen, die Ausdehnung und Dimension dieses Tunnelsystems erschloss sich mir erst nach und nach und auch das nicht vollständig: Eine Karte davon anfertigen könnte ich auch im Nachhinein nicht, denn die peripheren Gänge des Stollensystems schienen dynamisch, in steter Bewegung und Veränderung zu sein. Kaum anzugeben, wie viele Tiefenschichten und Etagen mit Zwischengängen herauf und herunter das hier hatte. Sämtliche Stollen waren nur schwach beleuchtet von endlosen Neonlichtschlangen. Die Wände hatten sie ausgekleidet mit rauhem Beton, durch den an zahlreichen Stellen noch der nackte, scharfkantige Fels hervorschaute. Alles war voll mit Hightech-Werkbänken und bevölkert mit unzähligen Figuren: Sträflingen, Funktionalitätsmanagern, Arbeitsgruppenleitern, Administratoren. Sowjetische Avatare neben deutschen, polnischen, indischen, US-amerikanischen; alte Informatiker neben jungen Praktikanten, die Laufburschenjobs zu erfüllen hatten und in abgewetzten Jacken und Pumphosen herumliefen. Und mit einer braunen Cordschiebermütze auf dem kahlgeschorenen Kopf. Wie ich.

Das heißt, mein Avatar war *dann* ein junger Bote aus der Ukraine, wenn der Anblick, der sich mir bot als ich mich umdrehte, tatsächlich mein Spiegelbild war und kein animierter optischer Mummenschanz, den sie mit mir trieben an der Stelle, wo bis vor einem Moment noch der Höhlenausgang war, durch den ich die Spielwelt der EURYDIZEE betreten hatte.

- „Mischa, rein hier. Ich hab einen Gang für Dich!“, die Stimme aus einem seitlich in den Fels geschlagenen Verschlag mit einer offenen Milchglastüre und sogar einem breiten Fenster: eine Pförtnerloge, blickdicht gemacht durch die geschlossenen Lamellen einer cremefarbenen Jalousie. Ich reagierte nicht sofort, wer war Mischa, was für ein Gang?

Einen Augenblick später trat eine Figur in die Türangel des Büroverschlags, raunte ungeduldig in meine Richtung: „Hast du’s an den Ohren, verdammt nochmal? Rein hier mit dir!“

Der Avatar drehte sich um und stieß die Tür nun weit auf. Er sah aus wie Kaspar Snorre Ølander. Ich folgte seiner Aufforderung und trat in das enge Büro ein: ein Schreibtisch mit enorm hoher Arbeitsplatte gegen eine nicht sauber verputzte Wand, davor ein genauso hoher, thekenhockerartiger Stuhl – wie der von den beiden Beamten aus dem *Cabinet des Dr. Caligari*, glich es sich in mir ab. Eine Anrichte gegenüber mit Glaskäfigen, in denen verdrahtet und verkabelt Schachfiguren standen als seien es Alkoholpräparate von Fohlenspringer, Jungkönigin und Läufer. In der Mitte ein Besprechungstisch mit Bauplänen, bunten Zeichenstiften und einem Handbuch *Uncle Toby’s Manual of Fortifications*.

- „Mütze ab!“, der Ølanderavatar jetzt von seinem Hochsitzstuhl aus, mir zugewandt und sehr ungeduldig. In der Leibhaftigkeit und vollkommenen Körperlichkeit, die jeden in diesem Computerspiel auszeichnete, hatte auch ich nun bewegliche Extremitäten, konnte greifen und die virtuellen Dinge hier drin wortwörtlich hand-haben. Ich griff nach oben, über meinen Kopf, bekam tatsächlich eine Mütze zu fassen, riss sie herab und hielt sie mit beiden Händen vor mir, nestelte an ihrem Rand, und machte eine kurze Bestandsaufnahme dieser ersten Minuten hier drin. Dem Bild von gerade eben, nach dem Übertritt in die Spielwelt, war zu trauen, sonst hätte ich nun nicht die Mütze in der Hand, die ich dort im Spiegel auf meinem Kopf gesehen hatte. Ich war also nicht mehr im Aufzug des Hödelsträflings unterwegs, der mir als *First-Person-Agent* draußen vor dem Höhleneingang noch übergestülpt worden war. Außerdem war die Figur, als die ich von dem Ølanderavatar angebrüllt wurde: war dieser ukrainische Laufbursche mit Schiebermütze, der auf den Namen Mischa hörte, in der EURYDIZEE scheinbar schon etabliert. Selber neu und gerade erst eingetreten, war ich in eine vorhandene und den anderen hier drinnen geläufige, mir selbst aber noch unbekanntere Rolle geschlüpft. Oder ich sah genau so aus wie jemand, der hier bereits seit längerem agierte, und die Ølanderfigur verwechselte mich gerade. Oder, dritte Möglichkeit, Ølander-II initiierte mich als „Mischa“, gab mir eine Aufgabe und demonstrierte seinen scheinbaren oder tatsächlichen Status in diesem Spiel, indem er frisch hinzugekommene Mitspieler wie mich mit einem Namen und einer Identitätshohlform versah, die ich nun auszufüllen hatte.

- „Hier: Türchip und Boten-ID“, von seinem Schreibtischhochsitz war der Ølanderavatar heruntergeklettert und heftete mir einen Siliziumchip von der Größe eines Geldstücks an den Kragenaufschlag meiner lumpigen Botenläuferjacke. Das Ding glich exakt dem Chip, der sich aus dem Keks herausgemorpht hatte, der von dem mittleren der drei Hundeköpfe in dem Animationsfilmchen ausgespien worden war. „Die Parole ist auch nochmal drauf, für alle Fälle, bei euch Ruskis weiß man ja nie.“

- „Zu Befehl, Herr ...“

- „Jedem seine Umkehr“, lautet sie. Präg es dir ein“. Er kramte in der Schublade seitlich am Besprechungstisch, zog ein Notebook-Tablet heraus, nahm einen der stumpfen Buntstifte und drückte ihn mir in die Hand, wies mich an zu unterschreiben. Ich sah ihn an, unschlüssig, griff nach dem Stift und kritzelte meinen neuen Vornamen auf die Displayoberfläche. Es war eine Art Empfangsbestätigung. Die Unterschrift begann auszubleichen, langsam aber so stetig, dass sie nach kaum einer Minute bereits deutlich ausgegraut war. „Digitale Zitronensafttinte, zur Sicherheit. Hier wimmelt es von feindlichen Agenten und Saboteuren. Lass dich von niemandem, den du nicht kennst oder dem du nicht vertraust, ansprechen. Und ich rate dir,

lass dich von niemandem *anwerben*“, die Ølanderfigur so beiläufig wie möglich, während seine Augen das Tabletdisplay mit meiner Signatur musterten.

- „Jedem seine Umkehr?. Und nicht ansprechen lassen. Zu Befehl“, bestätigte ich, durchaus eingeschüchtert. Der Ølanderavatar schlurfte zu der Anrichte hinüber und machte sich an den Schachfiguren zu schaffen, die in ihren Glaskäfigen aussahen wie Design-Thermoskannen aus blankem Edelstahl, welche ein besonders extravaganter Architekt in einer Wohnzimmervitrine sammelt. Ich wollte wissen, wie der erste Schritt meines Gangs aussehen sollte.

- „Die Zeit läuft, Mischa“, abwehrend und mit halb drohendem, halb schon wieder teilnahmslosen Unterton. Mit dem Rücken zu mir gewandt, nestelte er an den Kupferkabeln an den Glaskäfigen, inspizierte Datenkolonnen auf einem kleinen Kontrollbildschirm daneben. „Na los, worauf wartest du noch“, jetzt vollkommen absorbiert von den Schachfigurendaten. „Raus mit dir, schaff dich endlich!“

Damit stand ich wieder vor dem Verschlag, die Tür schob sich von selbst zu. Ich probierte den Türchip aus: Nichts, kein Summen im Schloss, sie blieb verschlossen. Das Neonlicht beleuchtete den Stollengang und hinter mir, an der Stelle meines Eintritts in die EURYDIZEE, den Anblick eines ukrainischen Laufburschen mit Schiebermütze und silbrigem Boten-ID am Revers in einer Art Spiegel, der blind geworden war und undeutlicher als vorhin reflektierte: Zeichen meiner Zeit hier drin, die angefangen hatte abzulaufen. Unsicher und vorsichtig schritt ich den Gang herunter in Richtung Hauptstollen. Der Gang war ungewöhnlich leer, hatte rechts und links Verschläge, dazu abgedeckte Gruben und Stahltreppen nach unten und, seitlich, bis hinauf an eine schmale, türschlossgesicherte und verriegelte Falltüre in der Stollendecke. Leuchtdioden und Scannerlichtschranken von ID-Stationen blinkten an den Wänden rechts und links, aus denen auch hier schroffe Felskanten hervorragten: wohl eine Konzession an das Höhlendesign und die Unterweltatmosphäre, die die Avatare hier drin und die *Gamer* draußen bei einem Spiel mit diesem Namen erwarteten. Dann vernahm ich plötzlich Geräusche, die aus dem Hauptstollen vorne kamen: mehrere Stimmen, zuerst noch ziemlich laut und vom Timbre, das mit herauszuhören und auf gesonderte Informationen abzuklopfen ich mittlerweile gewohnt war, aufgeregt. Die sonoren, hier drinnen von den Wänden widerhallenden Rufe wurden leiser, als entfernten sie sich. Neugierig geworden und nach einem ersten Hinweis suchend, wie ich wo und an wen die mir mitgegebene Parole loswerden sollte, schlich ich mich seitlich am Stollengang entlang, den Stimmen hinterher. Ich bog um die Ecke in den Hauptstollen – außergewöhnlich leer auch

der. Dann sah ich sie, ungefähr ein Dutzend Figuren schob da aufgeregt und betont vorsichtig ein Gefährt vor mir weg und lärmte Rufe zur Seite, Befehle von hinter dem Handkarren, ‚Langsamer!‘ von seitlich. Die Konzentration und absolute Ernsthaftigkeit in ihren Stimmen und Avatargesichtern mal weggedacht, mutete das hier wie eine übermütige Promotionsfeier an, bei der der Kandidat mitten in einem selbstgebastelten Doktorwagen zu sitzen kommt und von seinen Kommilitonen durch die Gegend geschoben wird. Und tatsächlich, auf dem Gefährt hockte jemand, hielt sich an einer überdimensionalen, quadratischen Platte mit vierundsechzig graupolierten, mal längs und mal querschaffierten Quadraten fest, die auf dem Handwagen geladen war, und wies die um sich herum an.

Ein merklich angespannter Arbeitsgruppenleiter war das, mit einer Visage, die ich kannte: Es war die von Adam Magnus zu Erlangen-Fluchtenburckh.

Nur mühsam kam der Treck mit dem Schachbrett voran, alle waren mürrisch konzentriert auf die umsichtige Handhabe des Gefährts, das sie an den Seiten vorwärts schoben. Von denen würde mich keiner ansprechen, was mir recht war angesichts der Mahnungen von gerade eben. Andererseits konnte auch ich niemanden von ihnen um Auskunft angehen. Also zwängte ich mich seitlich an diesem Doktorwagenschwertransport vorbei, unbemerkt und vor allem ohne zu dem Erlangen-Fluchtenburckh-Typen hinüberzuschauen, denn auf dessen Erscheinen hier drin konnte ich mir überhaupt keinen Reim machen ... außer vielleicht den einen: Das hier war ganz offensichtlich für mich, mein Speicherwissen und meine Vorkenntnisse konfektioniert.

Die EURYDIZEE war *customised*.

Kaum hatte ich den Schachbretttreck hinter mir gelassen, bevölkerte sich der Hauptstollengang zusehends. Eine ID-Station seitlich an der Wand forderte mich über einen kleinen Lautsprecher auf, kurz anzuhalten und mich zu identifizieren. Unschlüssig näherte ich mich dem kleinen Schaltkasten, auf dem eine Erkennungsleuchtdiode blinkte. Der Scanner erfasste meine Boten-ID vom Chip an meinem Revers, der tiefrot leuchtete, als der Lichtbalken über ihn hinwegfuhr. So also funktionierte das. Das kleine Display auf dem Schaltkasten wies in einem roten Trapez aus: „Mischa Wj./ UA“, daneben ein kleines Bild, eine Art Passfoto, mit meinem Avataraussehen. Dann: „Passieren!“. Ich drehte mich wieder weg, ging ein Stück weiter, immer noch ohne eine Ahnung darüber, wie ich hier an Informationen oder Hinweise über Ziel und Zweck meines merkwürdigen Auftrags gelangen sollte. Seitlich gingen Stollengänge ab, einige gesichert durch schwere Stahltore. Dazu zahlreiche Verschlüge. In der Mitte des Hauptstollens waren Treppenaufgänge und Gruben

wie in Autoreparaturwerkstätten; unter der gewölbten Decke verliefen seitlich von den Neonröhrenschlangen Förderbänder aus Hartgummi auf Aluminiumwalzen. Ihr beständiges Surren erfüllte den Gang und hallte von den Stollenwänden wider, angereichert und durchschnitten von den Kommunikationen der anderen hier drin, jeder von ihnen ein eigener *First-Person Agent*, mutmaßte ich. Das Stahltor eines Seitenstollens, an dem ich gerade vorbeischlich, öffnete sich und ...

... ich begegnete mir selbst.

Lächelnd trat mir, kaum hatte er mich erblickt und sogleich erkannt, mein

Mischadoppelgänger entgegen.

Ich riss mir die Mütze von Kopf, drückte das Rückgrat meines Avatarkörpers durch.

- „Lass gut sein, Mischa“, ließ er mich wissen. „Wir sind’s doch nur. Dass wir uns hier und jetzt treffen, wird dich und mich nicht überraschen“. Das Stahltor hinter ihm schloss sich wieder. „Es war in gewisser Weise vorgesehen“. Er schwieg einen Moment, scheinbar amüsiert von meiner Verwirrung und wohlwissend, dass es sich in mir gerade sortierte, was einen Augenblick dauerte. Dann hatte mich der Ølanderavatar vorhin tatsächlich verwechselt, und zwar mit dem hier. Beurteilt nach dem, was er mir hier sagte und wie er mir entgegentrat, hielt er sich schon länger hier in der EURYDIZEE auf und schien sich bestens auszukennen.

- „Ich weiß nicht ...“, stammelte ich. Er ermutigte mich mit seinem Blick, auszureden. „Ich weiß nicht, ob es so gut ist, wenn ...“

- „Wenn wir hier so einfach reden? Ich denke, das geht in Ordnung. Das ist alles sauber“. Er schielte in die Richtung des Hauptstollens, aus der ich gekommen war. Dann zu mir: „Mischa, ich muss weiter. Was soll ich für dich tun, raus damit!“

Ich zögerte, er schien tatsächlich in Eile zu sein und wartete ungeduldig auf meinen nächsten *move*. Tatsächlich fragte er das nicht nur eindringlich, sondern ziemlich aufdringlich: als sei es wirklich alles andere als Zufall, dass er mir hier begegnet. Sondern Teil eines Plans, einer Inszenierung oder eines Stationenspiels. „Es war in gewisser Weise ja auch vorgesehen“.

- „Kann ... darf ich Sie ... dich mal kurz zur Seite bitten?“

- „Was hast du vor?“

Ich bat ihn vor die nächste ID-Station, er ließ es geschehen und folgte mir. Auch bei ihm ein rotes Trapez und interessanterweise ebenfalls als Namenskennung: „Mischa Wj. /UA“.

Tatsächlich vollidentisch.

- „Der – wie hättest du es genannt? – der Doktorwagen ist schon um die Ecke gebogen. Ich muss da hinterher. Also frag schon!“, drängelte der Zweitmischa. Woher wusste er ...? „Klär‘ das später, oder lass es sich später klären. Und jetzt *frag es* schon!“

- „Du bist Laufbursche wie ich.“ Ich musste ihn vorsichtig fragen, indirekt, so dass ich aus ihm herausbekam, was ich wissen wollte, ohne mich ihm gleich zu offenbaren – und damit zu verraten. In Computerspielen wimmelt es von Falschspielern und Hinterhalten: Wusste ich, ob es mein Doppelgänger hier ehrlich mit mir meinte? „Ich suche nach ... einem Abtrünnigen oder so. Einem möglichen Renegaten. Mir wurde eine etwas mysteriöse Parole mit auf den Gang gegeben, ‚Jedem seine Abkehr‘ – daraus schließe ich das mit dem Abtrünnigen. Hast du eine Ahnung, wer das sein könnte?“

Meinem Spiegelmischa lösten sich die Züge, er schien erleichtert und entspannte sich trotz der Eile, in der er war.

- „Punkt für dich, Lektion gelernt!“, strahlte er. „Erkenne die Eingeweihten, zwing sie und gib ihnen gleichzeitig die Chance, andersherum auch *dich* zu erkennen. Und vermeide *wannabes* und Kontaminierte“. Er schob sich seine Schiebermütze gerade, vorsichtig. „Es heißt ‚Umkehr‘, nicht ‚Abkehr‘ – deine Mission ist allen, die es wissen können und dürfen, kodiert als ‚Jedem seine *Umkehr*.‘ Und jetzt“, er schaute ungeduldig den Hauptstollengang entlang, wo der Doktorwagen mit dem Magnetschachbrett nun verschwunden war, „und jetzt ich für dich. Mach dich auf die Suche nach dem, den man hier als Hödel kennt. Du dürftest wissen, wie er aussieht. Und hol ihn raus, bevor es ihn erwischt ...“

- „Was ... was heißt ‚erwischt‘?“

- „Er braucht jemanden, der ihn kontaktiert und mit ihm sauber kommuniziert. Saubere Kommunikationen erhöhen dir hier deinen *score*. Saubere Kommunikationen sind die Währung hier drin, und gleichzeitig sowas wie das Elixier des Lebens. Du wirst vielen ausgemergelten und apathischen Avataren begegnen, vor allem den Seitenstollen. Die hat es erwischt, weil sie nicht ausreichend sauber kommuniziert haben – oder weil sie zwar mit vielen geredet und gemeinsam oder gegeneinander gehandelt, ihre Mitstreiter oder Gesprächspartner ihnen aber kontaminierte Kommunikation untergejubelt haben. Fehlinformation, Gelogenes, falsche Fährten – sieh dich vor!“. Mit dem Zeigefinger tippte er sich an den Mützenschirm. „Ich muss weiter. Wir sehen uns!“

- „Wir .. sehen uns?“

- „Ich weiß es“. Seine Rechte strich über den Cord der Mütze, als überprüfte er den richtigen Sitz einer Frisur. Eigenartige Geste. Und weg war er, hastete den Hauptstollen herunter, dem Schachbretttransport hinterher.

Auch ich setzte mich nachdenklich wieder in Bewegung, weiter den breiten Stollen entlang. Außerhalb der EURYDIZEE, draußen, hatte ich für das, was hier drinnen kontaminierte

Kommunikation hieß, ein paar wirksame Gegenmittel – die aber schienen mir hier, in der Spielhandlung, nicht zu nützen. Immerhin, jetzt hatte ich neben einer merkwürdigen Parole auch eine Suche, auf die ich mich zu machen hatte. Und ich hatte Anhaltspunkte, wie derjenige, den ich zu finden hatte, mutmaßlich auch hier drinnen aussah; wer er war und was er trieb.

Mit jedem Quer- und Seitenstollen, den ich passierte, nahm der Betrieb zu. Außer Boten wie mir, die ich an ihren Schiebermützen, den abgerissenen Klamotten und manchmal, wenn sie zusammen mit mir aufgefordert wurden, sich an ID-Stationen zu identifizieren, an den Trapezen auf dem Stationsdisplay erkannte, hatte es in dieser unterirdischen Spielweltgesellschaft Facharbeiter und Ingenieure, die entweder in gestreiften Häftlingskleidern herum liefen oder Zivil trugen und einem Teamleader unterstellt waren, der ihre Arbeit – meist eine in kleineren Arbeitsgruppen – koordinierte und Entscheidungen traf. Der Trupp von Schachbrettentwicklern rund um den zu Erlangen-Fluchtenburekhavator war so eine Arbeitsgruppe. Wie erfolgreich ein Teamleader war, sah man an seinem Avatarzustand und dem seiner Mitarbeiter. Das folgerte ich aus dem, was mir mein Doppelgänger gerade zugesteckt hatte. Sträflinge oder Zivilisten, Facharbeiter oder gehobenes Arbeitsgruppenpersonal wie die Ingenieure: allen ging es so lange sichtlich gut, alle hatten so lange eine anständige Avatarform wie sie von kontaminierten Kommunikationen verschont blieben und zielgerichtet ihr jeweiliges Arbeitsprojekt vorantreiben konnten, was wesentlich auf belastbaren Informationen, verlässlichen Daten und sauberen Berechnungen bei der Erstellung von Modellen, Prototypen und serienreifen Artefakten beruhte. Und jedem ging es dann ein wenig schlechter – und jeder merkte es sofort an seinem *score*, den er jederzeit an den ID-Stationen ablesen konnte – wenn er mit unrichtiger oder gefälschter Information in Kontakt kam. Das Risiko, auf kontaminiertes Kommunikations- und Informationsmaterial zu stoßen oder damit konfrontiert zu werden, war angesichts des Konkurrenzdrucks hier in der EURYDIZEE-Welt hoch: Zu viele Arbeitsgruppen verfolgten ähnliche oder gar identische Projekte, erfuhr ich nach und nach, es gab Werkspionage und Betriebsgeheimnisse wurden streng gehütet. Ich lernte gut ein halbes Dutzend solcher Projektarbeitsgruppen kennen, begegnete manchen über die Zeit mehrere Male, hatte dabei oft den Eindruck, als komme das konkrete Artefakt, an dem gearbeitet wurde, eher nicht voran, und als stagniere die Arbeit.

Einmal begegnete ich der *FeMaSchaFo*-Arbeitsgruppe (für Ferro-Magnetik in der Schachforschung) wieder, die sich besonders gut abzuschotten verstand gegenüber jedweder Form von Ansprache und die von daher eigentlich gut hätte vorankommen müssen mit ihrem

Projektvorhaben. Ihr schweres, schraffurgemustertes Schachbrett, das mir von der ersten Begegnung mit ihnen in Erinnerung geblieben war, hatten sie wieder glatt poliert und an der Unterseite aufgebrochen, um unterhalb der Oberflächenplatte herumzuwerkeln. Etwas an dem ferromagnetischen Schachbrettmodell war nicht optimal eingestellt, funktionierte nicht richtig oder war sonstwie fehlerhaft, sonst hätte sie den Prototyp nicht in einen der Seitenstollen verbracht und dort mit einem Hebekran über eine der Gruben im Boden gehievt, um von unten an sein sensibles Innenleben aus Magneten, Chips und Mikroprozessoren zu gelangen. Kontaminierte Kommunikation, folgerte ich, vermutlich hatte jemand Daten verfälscht, falsche Daten absichtlich weitergegeben oder gefälschte verwendet. Verblüffend war, dass man dies an der allgemeinen Konstitution der Arbeitsgruppeningenieure und Facharbeiter nicht erkennen konnte. Im Gegenteil, alle waren in anständiger äußerer Form, nimmt man als Maßstab das Erscheinungsbild ihrer Avatare: Ihre individuellen *scores* mussten verhältnismäßig hoch sein. Der zu Erlangen-Fluchtenburckhavatar und seine Leute leisteten augenscheinlich gute Arbeit auf der Grundlage unkontaminierter Informationen und sauberer Kommunikationen – und genauso augenscheinlich hatte das, woran sie da tüftelten, zu kämpfen mit Rückschlägen, notwendigen Neujustierung und Korrekturen. Für mich ein Widerspruch, den ich mit meinem derzeitigen Wissens- und Kenntnisstand nicht aufzulösen in der Lage war.

Neben Sträflingen und Zivilarbeitern, Boten wie mir und den Teamleadern gab es eine weitere Kaste, die Funktionalitätsmanager. Die hatten dafür zu sorgen, dass sich das freie Spiel der Kräfte und Projektgruppenvorhaben ohne Störungen technischer oder sonstiger Art vollziehen konnte. Die Vermutung lag nahe, dass sich hinter den Funktionalitätsmanageravataren, die man an ihren hellorangefarbenen Warnwesten und Schutzhelmen erkannte, die Administratoren der EURYDIZEE verbargen. Die Aufgabe der *Fumas*, wie sie von allen genannt wurden, bestand in der Aufrechterhaltung der wenigen hier drinnen geltenden Regeln, Codes und Maximen mit allem, was dazu gehört. Eine solche Maxime lautete so darwinistisch wie schlicht: *survival of the fittest*. Zu den Obliegenheiten der *Fumas* gehörte folgerichtig die Verbringung der Muselmanen, wie die Mitspielerfiguren mit einem *score* unter einem kritischen Grenzwert und einem entsprechend schlechtverfassten Avatar genannt wurden, hinaus aus der Spielwelt. Hierzu mussten sie zunächst den genauen *score* erfassen – die *Fumas* besaßen exklusiv das Recht, sich auf Verlangen den Chip an den Jackenrevers der Avatare aushändigen zu lassen oder ihn bei kommunikativ Extremkontaminierten selbst abzukleppen, um sich an der nächsten ID-Station den *score*

anzeigen zu lassen – und die Figur daraufhin an den Händen und Füßen zu packen, sie eine der Stahltreppen hinauf zu tragen und durch eine der Falltürluken an der Stollendecke unehrenhaft und ein für alle Mal aus der EURYDIZEE zu entfernen. Unter den Muselmanen waren selten Zivilarbeiter – diese hatten im Unterschied zu den Sträflingen regelmäßigen und besseren Zu- und Umgang mit sauberen Kommunikationen, was ihren *score* so gut nie unter eine kritische Marke abrutschen ließ. Bei den Sträflingen war die Muselmanenanfälligkeit umso größer – Sträfling war, wer entweder ein Arbeitsgruppenprojekt ganz verbockt oder durch nachgewiesene eigene Nachlässigkeit gegenüber den Konkurrenten um Längen zurückgeworfen hatte, sei es als Teamleader oder einfacher Facharbeiter. Kategorisch nie zu Muselmanen werden konnten die *Fumas*; jedenfalls ist mir als Boten und Laufburschen während der Zeit in der EURYDIZEE niemals jemand von ihnen begegnet, der tatsächlich zum Muselman heruntergekommen war. Kurz nach der ersten Begegnung mit meinem Doppelgänger lernte ich eine unangenehme Seite dieser erbärmlichen Figuren kennen, als ich mich an einer ID-Station ausweisen musste und einer von ihnen plötzlich hinter mir auftauchte, sich mit letzter Kraft aufrichtete und das rote Trapez mit meinem Namen sah. - „Wjatscheslaw“, raunte der Muselman mir zu. „Du bist es!“ Meinte er mich, kannte er den ganzen Namen, der sich hinter der Abkürzung ‚Wj.‘ verbarg? Wie sollte ich darauf reagieren? - „Nein“, versuchte ich mich an einer Antwort, die mich nicht kompromittieren durfte und ihn verscheuchen sollte, „Wjesolod“. Der Muselman, ein Sträfling, sah mich aus seinen großen, schon gelblich verfärbten Augen an; es schien einen Moment zu dauern, bis er meine Replik aufgenommen und verarbeitet hatte. Dann senkte er den knochigen Schädel, nickte kurz, sackte in sich zusammen, blieb auf dem schmutzigen Lehm Boden des Hauptstollens liegen, direkt vor mir und der ID-Station. Er verendete.

Ich fand schnell heraus, warum gerade hier und warum gerade jetzt. Ich hatte ihm mit meiner Antwort, ‚Wjesolod‘, wohl ein kontaminiertes Stück Information zukommuniziert. Mein voller Name lautete nicht ‚Mischa Wjesolod‘, ganz einfach. Ich checkte meinen eigenen *score*: plötzlich niedriger. Auch er hatte unsauber kommuniziert, ‚Wjatscheslaw‘ war ebenfalls nicht der volle Name, der sich hinter der Sigel ‚Wj.‘ verbarg. Wahrscheinlich hatte der Muselmann mit seinen letzten Kräften den Falschinformationsanschlag auf mich verübt in der Hoffnung, dass ich mich davon überrumpeln ließe und ihm mit meiner Replik ein sauberes Kommunikat zukommen ließ, das seinen erbärmlichen *score* ein wenig aufbesserte. Auf meinen Hinweis kümmerte sich die nächste *Fuma*-Patrouille um den Muselman und entsorgte ihn aus der EURYDIZEE.

Dann begegnete ich einer *Game*-Figur, deren Äußeres nach Moller-Toff gestaltet war. Es war in einem offenbar ausrangierten, jedenfalls schon seit längerer Zeit ungenutzt brachliegenden Seitenstollen, in dem wenig Spielaktivität vor sich ging und wo entsprechend wenige ID-Station an den Stollenwänden installiert waren. Auf verlassenen Werkbänken trocknete dunkelgrün gefärbtes Kunstharz vor sich hin, ohne dass Schaltplatinen oder Chips darin eingelötet worden waren. Die Überkopf-Hartgummibänder waren abgeschaltet, und alles war ungewöhnlich geräuschfrei und beinahe still. Ein von seinem *Gamer* offenbar aufgegebener und verlassener, von den *Fumas* noch unentdeckter Muselman lag regungslos in der Ecke. Die Moller-Toff-Figur hatte mich entdeckt und kam näher.

- „Stellen Sie sich nicht so an, Mischa“, rief er zu mir herüber. „Den Erlangen-Fluchtenburckh müssen Sie aufsuchen. Verlieren Sie keine Zeit!“

- „Kennen wir uns?“, fragte ich vorsichtig, verwundert über sein plötzliches Auftauchen aus einer der Gruben unten oder der Falltüren oben. Was sollte das? Der gesamten *FeMaSchFo* Arbeitsgruppe lief ich seit einiger Zeit regelmäßig über den Weg, woher auf einmal diese Dringlichkeit?

- „Ich bin's, Moller-Toff. Nun tun Sie nicht so, als ob ...“, unterbrach er sich. Er sah wohl ein, dass ich auf Misstrauen eingeschworen worden war und führte mich, ohne dass ich etwas dazutun musste, zur nächsten ID-Station. Die wies seine Aufforderung an mich als sauber aus.

- „Als ob ich nicht wüsste, wer Sie sind“, nahm ich den Faden wieder auf. „Selbstverständlich erkenne ich Sie. Was wollen Sie von mir, warum *muss* ich Erlangen treffen?“

- „Weil es da was zu lernen gibt. Außerdem warten dort neue Hinweise für deinen Gang auf dich. Auch dir, mein lieber Mischa, das Seine. Dreh dich um und sieh zu, dass du ihn im Hauptstollen triffst!“

Ich schien unnötig Zeit zu verlieren hier in der EURYDIZEE, sonst hätte mir der Moller-Toff-Avatar nicht aufgelauert, kombinierte ich.

Die *FeMaSchFo*-Arbeitsgruppe werkelte vor einem Verschlag auf der Ecke zu einem Seitenstollen unweit des einen der beiden Enden des Hauptstollens. Das Schachbrettmodell hatten sie wieder an einem Deckenhaken in die Höhe gehievt und machten sich an seiner Unterseite zu schaffen, die komplett aufgebrochen war: Sie führten mit stählernen Messstäben Materialprüfungen durch, verlegten Sensoren, lasen auf kleinen Displays Magnetstärken aus. Einer wies stumm auf den Büroverschlag, als ich mich nach dem Teamleader erkundigte. Durch das seitliche Plexiglasfenster lugte ich kurz hinein: Da stand die Erlangen-Fluchtenburckh-Figur mit Mischa, meinem Doppelgänger, beide offenbar in angeregtem,

angespannten Austausch. Ich checkte routinemäßig meinen *score* an der ID-Station vor dem Büro, trat vor die Stahlschiebetür zum Büro, hielt meinen Boten-ID-Chip an den kleinen Kasten seitlich davor – tatsächlich, die Tür schob sich zur Seite hin auf und gab den Blick frei auf eine weitere Tür, knapp anderthalb Meter weiter vorne. Rechts und links liefen zwei deckenlose Seitenwände auf diese Tür zu, eine mit Industriefußboden ausgeschlagen, die andere vollverspiegelt: eine Art Schleuse, die ich von draußen nicht hatte einsehen können. Ich versuchte, mit meinem Türchip die zweite Stahltüre zu öffnen. Es gelang nicht und ich musste warten, bis jemand sie von innen öffnete: Mischa, mein Doppelgänger.

- „Bereit zur Umkehr?“, grüßte er, während hinter ihm die Schleusentür zufuhr. Ein mir schon geläufiger Anblick: Mischa II materialisiert sich vor mir, überraschend und plötzlich, vor einer sich schließenden Stahltüre. „Wir haben nicht viel Zeit, du musst da rein“. Er nahm seine Schiebermütze ab, griff dann nach der auf meinem Kopf. „Umkehr ist nicht ganz der treffende Ausdruck. Wir beide rochieren. Tauschen unser Äußeres. Du bist für eine Weile ...“, er drückte mir seine Mütze auf den Kopf, „jemand anders!“

Ich ließ es geschehen. Was sollte ich sonst machen?

- „Denk dran, auf deinem ID-Chip bist und bleibst du der Bote ‚Mischa Wj. / UA‘. Lass dir also von niemandem über die Schulter schauen, wenn du dich an den Stationen identifizieren musst“, instruierte er mich, während sich bereits die Außentür aufschob. „Ich komme und werde dich wieder in den alten Botenmischa zurücktauschen sobald du die Sache mit Erlangen-Fluchtenburckh erledigt hast. Es wird nicht lange dauern, wenn du alles richtig machst, versprochen!“

Er verschwand in den Hauptstollengang. Die Außentür surrte wieder zu, die nach innen ging auf. Ich hatte nur einen Augenblick Zeit, mich in der vollverspiegelten Wand zu betrachten, zu orientieren und einzustellen auf die Rolle, die ich meinem neuen Äußeren zufolge nun anzunehmen und auszuführen hatte.

Mein neues Avataräußeres war Hödel, der Sträfling. Nicht unbedingt in schlechter Verfassung, weit entfernt von der Konstitution eines Muselmanen, aber dennoch: Sträfling. Die Schiebermütze, die mir mein Doppelgänger aufgesetzt hatte, war das eine Art Tarnkappe? Enthielt sie einen Kostüm- und Identitätenfundus?, spekulierte es in mir. Wenn es so wäre: Wer war es dann, der mir bei der ersten Begegnung mit meinem Doppelgänger *wirklich* begegnet war? Wer steckte damals *eigentlich* unter der Schiebermütze, an der die Figur, die wie ich aussah, so merkwürdig gezupft und herumgefingert hatte?

Der Verschlag sah von innen aus wie der, in dem der Ølanderavatar mir meine Mission aufgetragen hatte. Nur etwas geräumiger und heller. In der Mitte stand ein Labortisch mit

Messinstrumenten und einem silbrig glänzenden, pokalförmigen Metallkonus, dahinter der Teamleader der Arbeitsgruppe *FeMaSchFo*. Die konusförmige Metallplastik, schwante mir, war ein Schachfigurenmodell. Erlangen-Fluchtenburckh nahm sie in die Hand und keulte damit in meine Richtung, als wolle er mich erschlagen.

- „Ich warne Sie, Hödelchen. Wenn das“ – er deutete auf die Unterseite der Metallplastik – „wieder ein Trick ist, dann gnade Ihnen der Administrator!“

Wieder begriff ich überhaupt nichts, war in eine Situation des Spiels geworfen, mit der ich aus Mangel an Kontext- und Vorkenntnissen überfordert war. Und wieder musste ich vorsichtig sein mit dem, was ich sagte und an mir Gesagtem aufnahm.

- „Was sagen die Messungen?“, tastete ich vor, inhaltlich mit Absicht belanglos, auf die aktuelle Szenerie Bezug nehmend, die ganz offensichtlich eine Versuchsanordnung war, und dabei gleichzeitig Interesse an dem zeigend, was mein Gegenüber gerade intensiv beschäftigte. Ich registrierte nicht zum ersten Mal, dass ich situationsadäquat und kontextspezifisch kommunizierte. Das Training in der EURYDIZEE, würde ich später meinen, schlug hier bereits erkennbar an und trug erste Früchte.

- „Die sind in Ordnung. Das wissen Sie selbst. Die Frage ist, ob die Nanoprogrammierung der Legierung auch weiterhin korrekte Ergebnisse liefert. *Ihr* Materialprogramm meine ich“, Erlangen-Fluchtenburckhs Tonfall wurde maliziös, er blickte mir mit stechendem Blick in die Augen. „Wenn Brett und Figur nicht nachhaltig informationsflussdurchlässig sind, sondern isoliert, weil die Legierung wieder falsch programmiert ist ... Hödelchen, Sie wissen, dann ist unser gesamtes Projekt kaputt, sabotiert von Ihnen. Und dann lüge ich Sie hier drinnen dermaßen zu, dass selbst Ihr *Gamer* da draußen zum Strich in der Landschaft wird!“
Mein *Gamer* da draußen? Den gab es nicht. Oder??

Was ich verstand: der Hödelavatar, in dessen Rolle ich in der Eingangsschleuse zu diesem Laborverschlus geschlüpft war, schien außerhalb der Spielwelt seinen Repräsentanten aus Fleisch und Blut zu haben. Das jedenfalls nahm der hier an. Was ich außerdem verstand: eben dieser Hödelavatar hatte vorher, bevor ich vor drei Minuten er wurde, ein Programm entworfen, das an der Bodenlegierung der metallenen Figurenplastik zur Anwendung gekommen war. Oder kommen sollte. Und was ich auch noch verstand: das Material der Legierung war scheinbar ein künstliches, auf Nanoebene manipulier- und programmierbares. Ich verstand noch nicht, wo der Zusammenhang war zwischen richtig oder falsch programmierter Legierung und dem Informationsfluss zwischen Brett und Figuren, von dem Erlangen-Fluchtenburckh so kryptisch redete. Die Legierung sollte eine Schnittstelle, ein

informationsosmotisches *interface* sein? In welche Richtung sollten Informationen fließen? Vom Brett, das an seiner Unterseite eine Menge an *hardware* installiert hatte, zur Figur? Oder umgekehrt? Konnte man diese Durchlässigkeit blockieren, etwa durch das Nanomaterialprogramm, das der Hödelavatar entwickelt hatte? Wurde die Legierungsdurchlässigkeit einmal falsch programmiert – womöglich *versehentlich* falsch – und war das der Grund, warum die Hödelfigur, deren Rolle ich hier übergestülpt bekommen hatte, als Sträfling herumlaufen musste?

Ich musste Erlangen-Fluchtenburckh etwas antworten, während sich diese Erörterungen in mir anstellten. Also pickte ich mir eine der Mutmaßungen und Hypothesen heraus und machte eine Entgegnung daraus.

- „*Mein* Materialprogramm wird für die Optimaldurchlässigkeit der Legierung sorgen. Und zwar für eine nachhaltige Optimaldurchlässigkeit. Machen Sie sich da keine Gedanken!“, ließ ich Erlangen-Fluchtenburckh mit der ganzen Trotzigkeit eines Top-Forschers wissen, der aus irgendwelchen Gründen seinem Kollegen ausgeliefert war. „Die Frage ist vielmehr, ob Ihre *hardware* ausgereift und kapazitär ausreichend ist, um den Zu- und Abfluss der Informationen zu verarbeiten!“ Ich wagte es und packte den Teamleader bei seiner Wissenschaftlerehre. Er sprang darauf an.

- „Erfüllen Sie Ihren Auftrag, und kümmern sich um Ihren eigenen Status. Anmaßungen wie die gerade sind wenig zuträglich für Ihre Rehabilitation hier drinnen. Oder gefallen Sie sich etwa in der Rolle des Sträflings, Hödel?“, höhnte er zurück.

- „An Ihr Brett lassen Sie also einen Falschspieler auf Bewährung wie mich nicht ran?“, hielt ich dagegen, neugierig geworden.

- „Jetzt reicht es.“ Er wies mir die Tür. „Halten Sie sich zur Verfügung!“

Ich schritt durch die Schleuse, der Blick in den Spiegel an der Seitenwand zeigte mir den Hödelavatar, in dessen Rolle mich mein Doppelgänger gezwängt hatte. Von dem anderen Misha war hier draußen im Hauptstollengang keine Spur mehr.

Eine Legierung aus Nanomaterial hatte ich also programmiert. Eine, die es ermöglichte, dass zwischen dem Schachbrett und den Schachfiguren, die Erlangen-Fluchtenburckh mir zeigte und die seine Gruppe entwickelt hatte, Informationen fließen konnten. Soweit ich wusste und verstand, war die *FeMaSchaFo*-Arbeitsgruppe lediglich damit befasst, das Brett zu modellieren und zu entwickeln. Das Brett – und keine Figuren. Die konusförmige Metallplastik in Erlangen-Fluchtenburckhs Büroverschlag war lediglich ein Dummy, eine Testfigur für Materialexperimente. Nur ein Brett, durchfuhr es mich, denn die Figuren – die

richtigen Figuren: die, auf die es Erlangen-Fluchtenburckh abgesehen hatte – standen woanders. Die richtigen Figuren, spekulierte ich, wurden vom Ølanderavatar in seinem Büroerschlag mit den Hochstühlen messüberwacht, optimiert und trainiert.

Ein Facharbeiter der Arbeitsgruppe sah mich vor der nächsten ID-Station stehen. Der *score* war unverändert, registrierte ich, während der andere näherkam. Hastig bog ich das Revers meiner Sträflingsjacke um, die verräterischen Angaben auf dem Display an der Station verschwanden. Der Facharbeiteravatar scherte sich nicht um meine Identität. Er schien zu wissen, wer ich war und dass ich hier im Gang nichts zu suchen hatte.

- „Mitkommen! Zurück an den Arrestzellenrechner!“, fuhr er mich an. „Und Mütze ab, wenn ich mit dir spreche!“

Ich gehorchte, er ging voraus, schob mich dann in ein aus dem Stollenfels gehauenes, schlecht beleuchtetes Räumchen. Nur ein Bildschirm auf einem wackeligen Holztisch, davor ein Schemel: Der Rechner selbst befand sich außerhalb der Zelle, meinem Zugriff entzogen. Die Tür hinter mir flog zu, dann surrte außen der Schlossmechanismus. Ich war eingesperrt. Durch ein kreisrundes Loch, das in Augenhöhe in der Tür angebracht war, blaffte mir mein Gefängniswärter, der Facharbeiter, hinterher:

- „Weiterschreiben. Das Programm. Wir sind in Verzug. Wegen Ihnen, Sie Scheißkerl“. Dann mit einem anderen Tonfall: „Ihr Ølander wartet nur darauf, von seinem Hödelchen über’s Ohr gehauen zu werden“. Höhnisch klang das. Enthielt aber auch wichtige Informationen für mich, vorausgesetzt, sie waren sauber. Ølander und der Hödel, den ich eigentlich suchen sollte und zu finden hatte, und dessen Identität ich in den Augen meiner *hijacker* angenommen hatte, gehörten zusammen, folgerte ich. Wie draußen auch. Und beide arbeiteten an einem Projekt – irgendetwas mit einer *hardware*, die die äußere Form von Thermoskannen besaß und die Funktion von Schachfiguren erfüllen sollte. Dieses Projekt, spekulierte ich, machte wiederum dem der *FeMaSchaFo*-Truppe um den Erlangen-Fluchtenburckh-Avatar Konkurrenz. Oder ergänzte es, wie Figuren und Brett einander bedürfen, um ‚Schachspiel‘ zu sein? Und war auf Kommunikation gegründet, auf Datenaustausch und reibungslosen und störungsfreien Informationsfluss, den das Materialprogramm, das ich zu verfeinern hatte, sicherstellen sollte? Es passte noch nicht zusammen, an dieser Stelle. Ich musste wieder etwas wagen, auf der Grundlage meiner Konjekturen und Spekulationen.

- „Zu Befehl!“, ich hatte mich umgedreht, war innen vor das Türloch getreten und sah zu dem Facharbeiterwärter hinüber, der offensichtlich die Aufgabe hatte, mich bei meiner Zwangsprogrammierung zu überwachen und meinen *output* am Rechner außerhalb der Arrestzelle zu kontrollieren. „Sagen Sie ... Sie sind doch auch ein qualifizierter Mitarbeiter

hier in der Arbeitsgruppe, wenn ich Ihrem Status glauben darf“. Die Chuzpe war beabsichtigt – ich hatte schon bei Erlangen erreicht, was ich wollte: provozieren und aus dem Hinterhalt locken. „Darf ich Sie was fragen?“ Mein Bunkerwärter reagierte unwirsch und grunzte etwas in meine Richtung, blieb aber außen vor der Zellentür stehen und ermöglichte es mir, ihn weiter in ein Gespräch zu verwickeln und auszuhorchen.

- „Wie würden Sie umgehen mit dem Umstand, dass die Informationsdurchlässigkeit im Material der Legierung eine sein kann, die in beide Richtungen offen ist? Oder mit ein paar kleinen Kniffen zu einer doppelt permeablen Leitung umprogrammiert werden kann – Sie wissen, das ist programmiertechnisch bei dem Nanomaterial von heute eine Kleinigkeit“.

- „Das fragen Sie allen Ernstes mich, Hödelchen?“ Er klang nicht mehr nur schroff und abweisend. Seine Neugier und auch der kleine Forschernarzisst in ihm schienen geweckt.

- „Wen denn sonst? Sehen Sie hier noch jemanden, den ich fragen könnte? Im Ernst, es ist nicht nur eine Herausforderung, sondern für mich gerade in diesem Moment auch ein nicht unerhebliches Problem. Soll ich auch die gegenläufige Durchlässigkeit berücksichtigen oder soll ich das Programm unidirektional gestalten? Und absichern mit dem üblichen Sicherheitszeugs gegen Hackerattacken?“

- „Nur von Figur zu Brett, ist die Devise. Das hat man Ihnen klar und deutlich mit ins Auftragsbuch geschrieben, Hödelchen. Also absichern, kein Leck zulassen, keines ermöglichen, auch später nicht“.

- „Auch später nicht?“, versuchte ich es mit gespielter Begriffsstutzigkeit.

- „Mensch, Hödelchen. Projektentwicklung ist wie Krieg, da darf nichts durchsickern. Niemals. Das hier ist *Wettbewerb!*“

Ich war mir unsicher, ob das, was er mir da zukommunizierte, sauber war oder er mich absichtlich auf den Holzweg schickte. Meinen *score* auslesen lassen konnte ich hier drin nirgends, also musste ich mich verlassen auf etwas, eine Fähigkeit oder Gabe, die ich bislang nicht besaß, nicht ausentwickelt hatte: ein Einschätzungsvermögen der Handlungen, Motivationslagen und Absichten eines Gegenübers und ihrer Wirkungen auf mich selbst, das von anderen mit dem Begriff ‚Gespür für etwas‘ beschrieben wird. In dieser Semantik formuliert, machte mein Kerkermeister einen leutseligen Eindruck. Ich hatte nicht den Eindruck, dass seine Aussagen in mir, dem Stiefhödelavatar, eine kommunikationskontaminative Schwächung verursachte.

- „Nur von Figur zu Brett, gut. Also nicht von ... ich sage mal ‚unserem‘ Brett zu den Figuren. Gar nicht“, tastete ich vor, „auch nicht für den Fall der Fälle?“

- „Wie soll der aussehen, Ihr Fall der Fälle? Es ist letztlich *unser* Brett, wie Sie richtig sagen. Aber es werden *deren* Figuren sein, die auf ihm spielen.“

- „Das habe ich schon verstanden“, heuchelte ich. „Die Frage ist nur, mache ich es mit dem Programm, dass ich gerade designe, eventuell ein für alle Mal unmöglich, den Figuren von dem Brett unter ihnen Informations*input* zu geben über die Legierungsschnittstelle?“ Mein Gegenüber sah mich stirnrunzelnd und schweigend an. Er schien nicht zu begreifen, worum es mir ging. „Sehen Sie, meine Überlegung ist folgende: die ganze *FeMaSchaFo* schuftet fieberhaft an einem informations- und datenverarbeitenden Schachbrett. Dessen *input* kommt von den Figuren. Aber“, ich hielt kurz inne, setzte die typische Miene des von seinen eigenen Ideen euphorisierten Forschers auf, „möglicherweise ist es eine Tages ja das selbstlernende, intelligente Brett, das es zu entwickeln gilt. Ein Brett, das steuernd und kontrollierend Informationen abgeben muss, nicht nur aufnimmt. Etwa ...“, hier wurde es brenzlig, weil sehr spekulativ, „um den Mikroprozessoren in den Figuren zuzukommunizieren, wie sie sich untereinander noch besser koordinieren?“

Mein Gegenüber blickte mich durch das tellergroße Guckloch in der Zellentür an, immer noch schweigend und stumpf. Er war überfordert – nicht so sehr damit, zu begreifen, was ich ihm mit Worten umschrieb, sondern damit, die aufgeworfene Problematik nicht selber lösen zu können. Oder genauer: es nicht zu dürfen

- „Sie wissen, ich habe keine Befugnis, Ihnen hier Auskunft zu geben. Geschweige denn, Ihnen den Weg zu weisen“, meinte er nur tonlos. „Haben Sie Ihre ... Ihre faszinierenden Ideen schon mal unserem Teamleader unterbreitet?“, setzte er nach, die Stimme wieder munterer. Nun war ich mir sicher: Treffer!

- „Nein, habe ich nicht. Ich denke, er wird schon selber wissen, wie die weitere Planung Ihrer Arbeitsgruppe auszusehen hat.“ Den euphorischen Tonfall ersetzte ich nun vollkommen durch ein nüchternes, desinteressiert klingendes Timbre. „Was ich nur will und *jetzt* brauche, ist ein Hinweis, wie ich es anlegen soll: kategorisch nur in eine Richtung permeabel, oder eine beidseits durchlässige Legierung“.

Der Kerkermeister resignierte. Er sah mich nur an, unschlüssig und offenbar ratlos.

- „Ich sehe schon, Sie können oder wollen mir nicht helfen“, seufzte ich. „Dann muss ich halt selber sehen, wie ich's mache. Vielleicht baue ich eine Art Option ein in das Nanoprogramm, zugangsgeschützt, das dürfte machbar sein. Sozusagen als Extra, auch für mich, damit ich schneller wieder meinen alten Status zurückbekomme. Na!?“

Mein Facharbeiterwärter nickte ohne mich anzuschauen, senkte den Kopf, trat seitlich aus meinem durch das Guckloch begrenzten Blickfeld. Den war ich für den Augenblick los.

Nach allem, was ich nun schlussfolgern und mir zusammenkombinieren konnte, sollten Informationen aus den Schachfiguren, die der Ølanderavatar in seinem Büroverschlagn am Seitenstollenende entwickelte, abgezogen werden. Abgezogen, abgezapft, ausgehorcht. Und zwar mit dem Schachbrettprototyp, an dem sie hier arbeiteten. Mittel zum Zweck sollte die Legierung sein, an der Schnittstelle von Figur und Brett. Da das *FeMaSchaFo*-Projekt keine Figur besaß, von der konusförmigen Metallplastik abgesehen, die zu Erlangen-Fluchtenburckh auf dem Labortisch stehen hatte, war es wahrscheinlich Teil der weiteren Entwicklungsschritte, die Legierung *auf dem Brett* anzubringen und nicht an den Schachfiguren – nur hatten sie mir das vorenthalten.

Mich beschäftigte auch noch etwas anderes. Als Hödelavatar, in den ich geschlüpft war, verrichtete ich hier unfreiwillig Programmierarbeit. Ich war eingesperrt und auf den Sträflingsstatus reduziert. Dabei war es nach wie vor meine ursprüngliche Sendung, den richtigen Hödel ausfindig zu machen, ihm meine Parole aufzusagen und ihn damit irgendwie in die Lage zu versetzen, mit mir die EURYDIZEE zu verlassen. Das hieß, ich stand auf seiner, Hödels, Seite. Oder hatte mich so verstehen. Ich hatte loyal gegenüber dem Hödel zu sein, als der ich seit einiger Zeit hier figurierte, ohne seine Identität zu besitzen ... ohne er zu sein.

Der richtige Hödel schaffte ganz offensichtlich an nichts anderem als dem Konkurrenzprojekt der *FeMaSchaFo*-Arbeitsgruppe: Hödel war Teamleader jener Arbeitsgruppe, die die Schachfiguren konzipierte und konfigurierte. Warum sonst hatte mein Kerkerwärter vorhin so abschätzig und spöttisch gemeint, dass Ølander ‚nur darauf warte, von seinem Hödelchen über’s Ohr gehauen zu werden‘? Auch das, diese Erkenntnis, beeinflusste mich in meiner Entscheidung, das Nanoprogramm auf die Weise zu gestalten, wie ich es schließlich tat und nun auszuführen begann. Nämlich so, dass es der Arbeitsgruppe Erlangen-Fluchtenburckh zum Nachteil war. Und der Projektgruppe um Hödel zum Vorteil, weil es ihr somit, *mutatis mutandis*, einen Vorsprung verschaffte.

Das bedeutete, ich würde sabotieren und absichtlich die Durchlässigkeitsrichtung der Legierung manipulieren. Informationen würden *nur* von Brett zu Figur fließen: nur in diese eine Richtung, damit die Hödelschen „Schachfiguren“ über das Erlangen-Fluchtenburckhsche „Schachbrett“ informiert werden konnten, aber nicht umgekehrt. Auf das Brett aufgetragen – und nicht auf die Standfläche der Figuren – musste das Nanomaterial auf ‚informationspermeabel ausschließlich *weg von* der legierten Fläche‘ programmiert werden.

Die auf dem Arrestzellenrechner installierten Programmierschleifen erfasste ich intuitiv, dennoch dauerte es eine Zeit, bis ich die Nanoprogrammierung soweit fertig hatte, dass ich sie über meinen Kerkermeister an Erlangen-Fluchtenburckh weiterreichen ließ zur Kaltprobe. Ebenso lange dauerte es, bis ich von dort *feedback* erhielt. Die Zellentür sprang auf, ich zog mir die Mütze vom Kopf und grüßte, der Facharbeiterwärter nickte mir zu und wies mich wortlos an, aus dem Verschlag herauszutreten und ihm zum Arbeitsgruppenleiterraum zu folgen. Während er mit seinem Türchip hantierte, um die erste der beiden Schleusentüren zu öffnen, wagte ich es, an der ID-Station auf der anderen Türseite meinen *score* zu überprüfen. Ausgewiesen war nach wie vor auf ‚Mischa Wj. /UA‘; als mein Begleiter schließlich bemerkte, was ich hinter seinem Rücken getrieben hatte, war die Identitätsanzeige schon wieder vom Stationsdisplay verschwunden. Der Rüffel für meinen kleinen Ungehorsam fiel eher schwach aus. Noch wichtiger war mir, dass mein *score* in Ordnung war: unverändert gegenüber dem letzten Check vor der Einweisung in die Arrestzelle. Wir traten ein; der *crosscheck* im Schleusenspiegel zeigte mir ebenfalls ein unverändertes Bild: Ich trat immer noch als Stiefhödel in Erscheinung.

Der Teamleader hatte sich hinter dem Labortisch aufgebaut, in der Rechten den konischen Schachfigurendummy, vor ihm auf der Arbeitsplatte eine glatt polierte, rechteckige Metallscheibe. In den Tisch eingelassen, waren an ihrer Unterseite eine Reihe Sensoren angebracht: eine Testfläche war das, an der die von mir nanoprogrammierte Legierung ausprobiert werden sollte – oder bereits wurde. Wenn das schon geschehen *war*, dann dürfte es nun ungemütlich werden für mich. Denn dann müsste inzwischen herausgekommen sein, dass meine Programmierung einen Informationsfluss nur *fort von* der legierten Oberfläche zuließ. Ich stellte mich ein auf eine weitere schwierige und konfliktreiche Erörterung, deren Kommunikationsgehalte in der Regel kontaminationsanfälliger waren als ein einvernehmlicher Austausch.

- „Dem Ingenieur ist nichts zu schwör“, eröffnete Erlangen-Fluchtenburckh heiter das Gespräch. „Dem Programmierer scheinbar auch nicht. Wir haben Ihre Programmierung unseren Materialwissenschaftlern zur weiteren Verwendung überlassen. Die haben sich an die Arbeit gemacht, Ihre Vorarbeit in die Legierung integriert und uns dieses kleine Modell hier entworfen“ – er wies mit der freien Linken auf die Testfläche und gab damit unerwartet freimütig preis, dass es tatsächlich das Brett war, das mit der nanoprogrammierten Legierung versehen werden sollte. Und nicht die Figur.

- „Deute ich Ihre gute Laune richtig“, wagte ich mich vorsichtig vor, „und es funktioniert? So, wie Sie es sich vorstellen?“ Das wäre niederschmetternd.

- „Die ersten Testergebnisse sind jedenfalls durchaus verheißungsvoll. Sehen Sie selbst“.

Er hantierte an der Metallplastik, stellte sie dann auf die Testfläche, unter der die Sensoren einen gleichmäßigen, steten Fluss an Signalen aufzeichneten, die offensichtlich aus dem Inneren des Schachfigurenersatzes ausgesendet wurden und *durch* die Oberflächenlegierung in Richtung des legierten Materials der Testfläche darunter strömten. Genauso, wie ich es *nicht* gewollt hatte. Ich war konsterniert, hatte keine Erklärung – außer der, dass sie mit meiner Sabotageprogrammierung schon gerechnet hatten und das Programm an den für die Informationsflussrichtung maßgeblichen Stellen geändert und einfach umgekehrt hatten.

- „Na bitte“, heuchelte ich die eitle Zufriedenheit des Konstrukteurs beim Anblick seines fertigen Bauwerks. „Hatten Sie etwas anderes erwartet?“

Ich wollte ihm auf den Zahn fühlen und gab ihm nun Gelegenheit, seinerseits die Karten auf den Tisch zu legen. ‚Selbstverständlich sind uns Ihre kleinen Manipulationen nicht verborgen geblieben‘, erwartete ich als Replik, ‚die haben wir stillschweigend korrigiert. Nicht, dass Sie uns damit einen Vertrauensbeweis gegeben hätten ...‘. Das Gegenteil davon kam.

- „Offen gesagt, nein. Ich habe nichts anderes erwartet außer exzellenter Arbeit von Ihnen. Hödelchen, dass Sie sich hier unter Wert verdingen müssen, ist für Sie persönlich verheerend. Für uns ist es ein Glücksfall. Auch wenn wir Konkurrenten sind, kann, muss und werde ich dennoch Sie und Ihre Arbeit schätzen“. Seine Miene bedeutete mir das, was in jedem mir zugänglichen Gesten- und Mimikkatalog verzeichnet war als ‚höchste Zufriedenheit‘. Wenn er dennoch log oder heuchelte, dann mit allergrößter Professionalität. „Selbstverständlich müssen wir den Dauertest noch abwarten, aber was wir bislang ausgemessen haben, ist beeindruckend. Kompliment!“

- „Was ... und was folgt jetzt?“, bemühte ich mich, meine plötzlich und radikal enttäuschte Erwartung zu kaschieren.

- „Nachhaltigkeitsprüfungen, wie gesagt. Wenn wir damit fertig sind und alles läuft so weiter, wie es sich gerade anlässt, werden wir beide uns über einen Statuswechsel unterhalten können. So lange halten Sie sich bitte noch zu meiner Verfügung!“ Wieder wurde ich aus dem Laborverschlus gewiesen: mit zwar beinahe identischen, aber nun ganz anders temperierten Worten wie beim ersten Mal.

Die äußere der beiden Schleusentüren schob sich auf. Der Facharbeiterwärter würde vor ihr stehen und mich in meine Arrestzelle zurückbringen, erwartete ich. Und lag wieder falsch.

Mischa, mein Doppelgänger, stand da.

- „Und?“, musterte er mich. „Alles zur Zufriedenheit gelaufen? Oder willst du nochmal ... umkehren?“ Er gebrauchte das Signalwort, wies sich damit aus, während ich mich seitwärts an ihm vorbei drückte und die ID-Station ansteuerte. Der *score* war nochmal leicht verbessert, im Vergleich zu vor dem Gespräch mit Erlangen-Fluchtenburckh. Seine Komplimente und sein Gerede vom erfolgreichen ersten Test meiner Nanoprogrammierung waren tatsächlich mit voller Aufrichtigkeit an mich gerichtet gewesen.

- „Nichts ist zur Zufriedenheit gelaufen.“ Ich drehte mich zu ihm um, sah ihn an. „Jedenfalls nicht zu meiner“.

- „Im großen Schema der Dinge wird es seinen Wert haben, und einen Sinn machen, der auch dich zufriedenstellt“, bemerkte er kryptisch. „Auch wenn du es nicht wahrhaben willst, alles läuft optimal mit dir hier in der EURYDIZEE. Alle sind beeindruckt.“

- „Alle außer mir“, hielt ich wieder dagegen. „Da wir beide uns nie getroffen haben, ohne dass für mich hier drin ein neues Kapitel begonnen oder eine neue Lektion gewartet hat, bin ich gespannt ...“

- „... was jetzt kommt? Nichts wirklich Neues. Eher dein altbekanntes Ich“. Er griff nach meiner Mütze, die ich vorhin im Schleusenspiegel noch als Sträflingsmütze wahrgenommen hatte, und hielt sie mir vor die Augen: Es war wieder die braune Cordschiebermütze des Boten. „Hier, setz’ sie dir wieder auf!“

„Alle sind beeindruckt“, „das große Schema der Dinge“ – merkwürdige Aussagen waren das. Überprüfen konnte ich sie natürlich nicht, jedenfalls nicht hier drin. Ich griff nach der Cordmütze, setzte sie auf und war davon überzeugt, nun das Hödelsträflingsäußere abgelegt zu haben, noch ehe ein *Fuma* auf uns zukam und uns aufforderte, ihm bei der Entsorgung eines Muselmanen zu helfen. „Komm einer von euch Zwillingboten mal her und pack mit an ...“. Richtig, wir sahen wieder identisch aus, ich erschien den anderen hier drin wieder als gemeiner Bote. Mein Doppelgänger folgte der Aufforderung.

- „Lass mich das machen“, rief er mir im Weggehen zu. „Du hast nach wie vor keine Zeit zu verlieren. Sag’ dem richtigen Hödelavatar endlich dein Sprüchlein auf“.

Ich hatte also mein Mischaussehen wieder. Mein Alter Ego war kaum mit dem *Fuma* in einer der Gruben verschwunden als mir Hödel begegnete. Aus der Erfahrung, die ich bis vor kurzem gemacht hatte, umsichtig geworden, korrigierte ich mich: jemand, der aussah wie ein Hödel in Zivilkleidung, stand vor mir und sprach mich an. Ich nahm die Mütze vom Kopf und grüßte.

- „Sie sind der Bote!“ Er kam näher, ganz dicht, und raunte mir halb flehentlich, halb drohend entgegen: „Geben Sie mir das Meine. Machen Sie schon!“

- „Ich Ihnen ... das Ihre?“, meine zögerliche Antwort. Ich war unschlüssig, was ich mit dieser Figur dort vor mir und dem, was sie mir zukommunizierte, anfangen sollte. Auch die Ansprache war nicht eindeutig. ‚Geben Sie mir das Meine‘ – es hatte sicherlich etwas von der Parole, die ich abzuliefern aufbekommen hatte. Aber noch nicht genug davon, befand ich, um mit ausreichender Sicherheit ausschließen zu können, dass sein Kommunikat an mich nur reiner Zufall war.

- „Ich bitte darum, dringend!“, er sah mich an, sein Blick sehr ernst. Trotz seines Aufzugs war er nicht in der besten Verfassung: unüblich für einen Zivilen hier drin.

Ich blieb misstrauisch – und beschloss, ihn und mich vor die nächstbeste ID-Station zu bringen, um den Check zu machen. Wenn er tatsächlich der richtige Hödel war, würde ich mich damit ordentlich lächerlich machen, ja blamieren. Und selbst wenn er es nicht sein sollte, war mit der Gegenprobe an der Station nicht unbedingt herauszubekommen, um wen es sich sonst handelte. Unwillig folgte er mir, offenbar an solche Bitten wie meine gewohnt, und hielt den Aufschlag seines Sakkos mit seinem Chip vor den Stationsscanner.

‚Hans Jochen Hödel / D‘, erschien auf dem Display, daneben eine Abbildung seines Avataräußeren. Er war es tatsächlich.

Bevor ich ihm die Parole übergeben konnte, bat mich die ID-Station um erneute Identifizierung meiner Figur. Diese kurze Verzögerung bewahrte mich vor dem Fehler, der möglicherweise mein Aus in der EURYDIZEE bedeutet hätte – und auf jeden Fall den unwiderruflichen Fehlschlag meiner Mission hier drin.

Mein *score* war gesunken: leicht nur, aber gesunken. Wieder wurde ich misstrauisch: Seine Anrede war scheinbar doch nicht so sauber gewesen, wie man es hätte erwarten können. Ich spielte auf Zeit.

- „Ich – ich habe Ihnen tatsächlich etwas mitzuteilen. Und zwar ...“, ich unterbrach mich, absichtlich und ein wenig theatralisch. „Seit wann sind Sie Deutscher?“

- „Was haben Sie mir mitzuteilen?“, drängelte er. „Geben Sie es mir endlich!“

Dann fiel es mir auf. Spät, aber nicht zu spät. Seine Identifizierung wurde nicht wie üblich von einem roten Trapez gerahmt, sondern einem grünen, beinahe quadratischen Rechteck. Ich sprach ihn darauf an, direkt und ohne Taktieren.

- „Warum ein grünes Viereck? Wofür steht das? Alle Zivilarbeiter und *Fumas*, selbst die Sträflinge, mit denen ich hier drin bislang zu tun hatte, hatten das nicht. Verstehen Sie bitte, wenn ich das noch fragen muss, bevor ...“

- „Eine Auszeichnung ist das“, weniger drängend und plötzlich unsicher geworden seine Stimme. „Anderes Level, höheres“.

Ich glaubte ihm kein Wort, und sollte meinen Verdacht auch an meinem *score* bestätigt finden. Dennoch, die Situation war damit nicht eindeutiger geworden. Denn es war nach wie vor unklar, ob es so etwas wie die anderen Levels und Hierarchien tatsächlich gab, die er andeutete und von denen ich bislang vielleicht nur noch nie etwas gehört hatte.

Ich entschied mich, ihn hinzuhalten mit einer nicht ganz korrekten Auskunft, die aber nicht ausschloss, dass ich ihm bei einer erneuten, spätere Begegnung das bei diesem Mal noch vorenthaltene Stück Information nachreichen könnte.

- „Jedem seine Zielerfüllung!“

Er sah mich an, den Kopf leicht zur Seite geneigt als wäge er ab, ob nun er meinen Worten Glauben schenken sollte oder nicht. Interessanterweise kam er nicht auf den Gedanken, sofort seinen *score* auslesen zu lassen. Ich ergriff die Gelegenheit und erzählte ihm ungefragt von einigen Belanglosigkeiten, die ich hier drinnen erlebt hatte – dass ein verendeter Muselman in einem figurenleeren Seitenstollen lag; dass manche Verschlüsse, die aus den Seitenwänden herausgehauen sind, doppeltürige Eingänge mit einer kleinen Schleuse haben: Ich verwischte so Spuren, denn unter den vielen sauberen Kommunikationen würde er die eine kontaminierte – die Parole selbst – später, nach unserem Zusammentreffen, nicht mehr herausfinden können.

- „Ja ja ja“, unterbrach er mich ungeduldig. „Jedem seine Zielerfüllung!? Was soll das, was soll ich damit anfangen?“

Er wusste, ich konnte ihm als Bote nicht weiterhelfen. Den Überbringer der Nachricht zu fragen, was sie im Einzelnen zu bedeuten hat, war lächerlich. Das schien er einzusehen, und wandte sich wort- und grußlos ab, verschwand im Getümmel der Avatare im Hauptstollengang.

Ich hatte ihn – das sollte ich wenig später erfahren – auf eine strikt chronologische, lineare Schiene in die Richtung einer – seiner – subjektiven Zukunft gesetzt mit meiner erfundenen, aus der Not geborenen, nicht ganz korrekten Parole. Er würde sein Ziel und die Erfüllung, die ihm dort verheißen wurde, sehr konsequent suchen und vielleicht sogar finden am Ende eines zeitlich wie räumlich langen Weges. Eine Umkehr – das ihm vorenthaltene Stück Information – würde er nicht in Betracht ziehen, und begab sich damit in eine ungewisse, aber für mich auch nicht weiter belangreiche Zeit jenseits meines eigenen Handelns und Agierens, das von einer – meiner – Umkehr in der Spielweltzeit bestimmt war beziehungsweise werden sollte. Es war, als hätte die Kommandozentrale einen Kosmonauten aufgegeben, weil die *remote*

control über sein Raumschiff versagte. Der grüne Hödel war eine Art Major Tom in einer eigenen, mir kategorisch unzugänglichen Epoche der EURYDIZEE.

Dass und wie ich nach diesem falschen Hödel schließlich doch noch den richtigen fand, war einem Zufall geschuldet. Seine Arbeitsgruppe *Synthesizing Collaborative Intelligence Among Chesspieces*, kurz *SCIACH*, hatte nicht nur einen einzigen Ort in der EURYDIZEE – ein Labor an *einem* angestammten Platz in *einem* der Gänge hier drin – sondern war dezentral aufgezogen. Die Standorte ihrer Forschungs-, Prüf- und Messeinrichtungen waren über das gesamte Buchenblatt-Adernlabyrinth verteilt. Einige waren unter- oder oberhalb der halbrunden, in den digitalen Fels hineingefrästen Stollen zu finden: erreichbar nur durch bestimmte Gruben im Boden oder über Seitengänge am Ende von den Stahltreppen, die zu den Deckenklappen führten, durch welche die *Fumas* verendete Muselmanen aus der Spielwelt verbrachten. Als ich einen dieser Aufgänge passierte, mittlerweile selbst wie ein Getriebener und damit in derselben Eile, die fast alle der mir bisher Begegneten ausmachte, bemerkte ich eine Ansammlung von Figuren am Fuß der Stahltreppe. Die Avatartraube erörterte etwas, scheinbar ein Problem, denn trotz der gedämpften Stimme eines jeden von ihnen erreichte die Summe ihrer Einwürfe, Äußerungen und Anreden eine Lautstärke, die die gewohnte Akustikkulisse hier drin – das beständige Surren der Hartgummibänder über ihnen – deutlich übertraf. Auf offener Szene und scheinbar gänzlich umgebungsvergessen diskutierten und disputierten sie.

Ich verlangsamte meinen Gang, blieb schließlich stehen. Es waren Facharbeiter in Zivil, dazu zwei oder drei Sträflinge und ein Bote, alle nicht in der besten Avatarverfassung – und alle hatten unter oder neben den Chip an ihrer Jacken einen Schachfigurenpin geheftet: der Bote einen Läufer, die Sträflinge Bauernfiguren, die Facharbeiter je nach Funktion den Turm oder den Springer. Mich, der ich für alle erkenntlich danebenstand und ihren Ausführungen lauschte, nahm man kaum zur Kenntnis und ließ zu, dass ich alles, was sie sagten, mitbekam. Die Vernachlässigung der grundlegendsten Sicherheitsvorkehrungen war alarmierend. Umgebungsindifferenz war im kommunikationssensiblen Milieu der EURYDIZEE immer ein Symptom für Figuren, die sich in einem vorgerückten Stadium der Verwahrlosung befanden: Was war hier los?

Instinktiv wandte ich mich an den Hermesavatar mit dem Läuferabzeichen am Jackenaufschlag und fragte ihn nach dem Grund für den Auflauf.

- „Ein Engpass. Oben wartet Hödel dringend auf den Kurier mit einer Nachricht, wie es weitergehen soll“, der Bote aus Resignation sofort auskunftsfreudig. „Wir scheinen zu regredieren, es geht nicht voran“.

- „Die Konkurrenz?“, hakte ich nach, dabei meinem ersten Impuls nachgebend: der noch frischen Erinnerung an meine Programmierzwangsarbeit bei Erlangen-Fluchtenburckh.

- „Unter anderem“, schaltete sich einer der zivilen Facharbeiter ein. „Die sind zwar selbst auch noch nicht viel weiter mit ihren Brettplänen, aber wenn wir nicht dringend den *turnaround* schaffen, dann haben die *Fumas* hier bald einiges an Muselmanen rauszuschaffen“.

- „Da habe ich vielleicht was für euch“, nahm ich den Faden wieder auf, nachdem ich mich für einen kurzen *score*-Check ausgeklinkt hatte. Ich berichtete von den beiden Begegnungen mit Erlangen-Fluchtenburckh und meiner Programmierarbeit am Arrestzellenrechner.

- „Alle mal Ruhe! Macht die Treppe frei, lasst den hier durch!“, brüllte der Facharbeiter auf meine Ausführungen hin in die Versammlung am Sockel der Stahlstiege, nachdem diesmal er und – als *crosscheck* – auch der Hermesavatar ihre aktuellen *scores* hatten auslesen und sich so bestätigen lassen, dass meine Mitteilungen sauber gewesen waren. „Er hat Informationen von der *FeMaSchaFo* und muss hoch zu Hödel.“

Die Ansammlung von *SCIACH*-Leuten teilte sich, machte mir in ihrer Mitte den Weg frei zum Treppensockel. Ich betrat mit großen Erwartungen die erste Stiege, ging hinauf. Stand ich tatsächlich kurz vor dem Ende meines Auftrags, stand ich gleich dem richtigen Hödel gegenüber, dem Adressaten der Parole, die der Ølanderavatar mir nach meinem Eintreten in die *EURYDIZEE* mitgegeben hatte? An der ID-Station vor der Deckenklappe musste ich mich ausweisen – ‚Passieren!‘ – dann öffnete sich die Luke über mir, ich griff nach dem Ende einer Strickleiter, die mir von oben aus dem Dunkel entgegenbaumelte, und kletterte hinauf.

Eine schwache Stimme sprach mich an mit Worten, die mir bekannt vorkamen.

- „Sie sind der Bote. Treten Sie ein, kommen Sie näher“.

Es war Hödel, in Sträflingskleidung. Sein Äußeres erschreckte mich: zum Muselmanen abgemagert, kauerte er in einen Lehnstuhl. Das hier oben hatte das Aussehen einer Dachkammer, nur kleiner, beinahe gänzlich unmöbliert, dafür aber mit zahlreichen Skizzen und Übersichtsplänen an den Wänden und Seitenschrägen.

Hödel war zu schwach zum Aufstehen. Die Hände gefaltet im Schoß, schaute er mich stumm an.

War er das wirklich? War er tatsächlich der richtige? Ich wollte Gewissheit.

- „Sie haben Recht“, flüsterte er, die Stimme brüchig und rau. „Hier, nehmen Sie meinen Chip, ich vertraue ihn Ihnen an. Machen Sie nur schnell, bitte“.

Ich kletterte die Strickleiter wieder herunter. ‚Hans Jochen Hödel / D‘, diesmal auf rotem Trapezgrund.

- „Dann“, hob ich an, als ich wieder oben war und vor ihm stand, „dann habe ich eine Nachricht für Sie. Eine ... Parole!“

Aus seinem Blick funkelte Erwartung. Ein schwaches, etwas mattes Leuchten in den Augen.

- „Jedem ...“, setzte ich an. Wurde aber abrupt unterbrochen durch jemanden, der von unten die Strickleiter herauf, dann aus der Luke geklettert kam. Es war Hödel in Zivil: Ein Doppelgänger des verwehrten Hödels dort vor mir in seinen Sträflingskleidern. Es war der grüne Hödel.

- „Fahren Sie fort!“, wies er mich an, während er sich aufrichtete. Irritiert schaute ich zum roten Hödel in seinem Lehnstuhl herüber. Wer war hier wer? Wem konnte ich trauen, keinem, nur einem oder beiden? Mit dem, was ich inzwischen anzunehmen gelernt hatte als stabil umstüandeadaptibles ‚Gespür für etwas‘, analysierte ich die Situation: Eher dem roten Hödel, dem beinahe ganz Ausgezehten, sollte ich vertrauen. War mir nicht bei meiner ersten Begegnung mit meinem Mischadoppelgänger gesagt worden, dass ich einen Hödel zu finden hatte *bevor es ihn erwischt*? Der grüne Hödel war zwar nach wie vor in keiner guten Verfassung. Aber kein Vergleich mit dem anderen, der viel akuter vor dem Exitus zu stehen schien.

Der Lehnstuhlhödel sah meinen irritierten Blick, nickte mir zu.

- „Ja, fahren Sie bitte fort“, die Stimme wieder ein wenig matter und brüchiger.

Dann sagte ich etwas. Sagte die Parole, wie sie mir aufgetragen war.

Daraufhin war alles anders, neu und radikal verändert.

‚Jedem seine Umkehr‘ – das meinte zuallererst *meine* Umkehr.

Meine eigene Umkehr in der verstreichenden Zeit der EURYDIZEE.

Das technische Sensorium des *First-Person Agents*, der ich war, passte sich verblüffend schnell den neuen Gegebenheiten an. Zuerst registrierte es das plötzliche Auslöschen, das Verschwinden des grünen Hödel. Auf den anderen, den matten Hödel im Lehrstuhl war er zugegangen, als ich die Parole aufsagte, langsam und schleichend und ein wenig hinterhältig. Dann, als ich das Wort ‚Umkehr‘ artikulierte, war er weg von der Bildfläche. Als hätte er sich aufgelöst. Der Lehnstuhlhödel nickte mir zu und lächelte mild mit auf einmal kräftigeren Kopfbewegungen. Dann stand er auf, auch das unerwartet energisch, gemessen an der

Konstitution, in der ich ihn noch vor kurzem vorgefunden hatte. Er griff nach meinem ID-Chip, klemmte ihn von meinem Jackenaufschlag ab, hielt ihn vor einen Sensor in der Lehne seines Stuhl, der mir auf den ersten Blick nicht aufgefallen war, und verifizierte mich und die Parole.

- „Das war knapp, Mischa. Der andere, mein dunkler Doppelgänger hatte es auf mich abgesehen. Den Kontaminationsstick in seiner Hand, mit dem er auf mich los wollte, haben Sie gar nicht gesehen, hm!?“

Kontaminationsstick?

- „Ja, ein technisch im Grunde überholtes Speicher- und Tötungswerkzeug, das aber nach wie vor Unheil anrichtet – eine Art Dolch in Zeiten von Hightechwaffen. Beziehungsweise ein Chip mit einer Überdosis nicht verlässlicher, falscher oder gefälschter Information. Die hätte mich ein für alle Mal erledigt“. Er stand wieder vor mir, klemmte mir den ID-Chip zurück an die Jacke, griff dafür nach der Mütze in meiner Hand und nahm sie sachte an sich. „Nun ist er weggegabelt in der Zeit hier drinnen. Dank Ihrer geistesgegenwärtigen Reaktion, Mischa!“ In mir setzte sich zusammen, was Hödel meinte, der sich nun in eine Ecke des Dachkammerverschlags begeben hatte und mit dem Rücken zu mir an meiner Botenmütze hantierte. ‚Jedem seine Zielerfüllung‘ – die nicht ganz korrekte Parole meinte er, die ich dem grünen Hödel zukommuniziert hatte. Geradewegs in Richtung Ziel, hin zu einer in seiner subjektiven Zukunft auf ihn wartenden Erfüllung war er unterwegs, während ich und mutmaßlich auch Hödel soeben in der chronologisch verstreichenden Zeit der EURYDIZEE eine Kehrtwende gemacht hatten und von nun an *gegen die Zeit*, gegen *unsere* bisherige Zeit im Arrangement dieser Spielwelt agierten, spielten, ‚lebten‘ ... waren.

- „Hier, Ihre Mütze. Setzen Sie sie auf und erfahren Sie, wie sich alles wiederholt, und in der Wiederholung zu einem kohärenten Ganzen fügt. Bis zum Ende. Zum *knappen* Ende, sollte ich besser sagen, das hoffentlich ein gutes wird“.

- „Und ... was wird aus Ihnen?“

- „Keine Sorge, ich werde Sie begleiten, Mischa. Sie und ich, wir beide sind die einzigen, die hier in antichronologischer Manier handeln und vorgehen“.

Ich begann zu verstehen.

- „Sind Sie wieder ausreichend bei Kräften, stimmt’s!? Und werden gleich die Strickleiter herunterklettern als Doppelgänger ihres dunklen Doppelgängers in ... wie soll ich sagen? ... in der zeitlichen Gegenläufigkeit zu denen unten am Fuß der Treppe!?“

- „Ich bin beeindruckt, Mischa, von Ihrer Auffassungsgabe“, strahlte er mich an, seine Hand klopfte mir auf den Oberarm. „Die Strickleiter? Keine Sorge, das sollte ich noch schaffen. Und dann, mit der Zeit, wird es wieder besser mit meiner Verfassung“.

- „In der Sträflingsuniform wollen Sie herunter?“

Die Antwort wieder ein Nicken und ein kurzes Klopfen, diesmal auf meine rechte Schulter.

- „Ich komme aus dem Staunen nicht mehr heraus“, murmelte er, schon wieder von mir abgewandt. In derselben Ecke, in die er gerade noch meine Mütze getragen hatte, stand er nun und ließ sein Avataräußeres auswechseln: von Sträfling Hödel auf Zivilarbeiter Hödel.

- „Wer“, wollte ich wissen, „wer steckt hinter dem grünen Hödel? Wer ist das?“

- „Mein dunkler Doppelgänger von eben? Offen gesagt, ich habe keine Ahnung, Mischa. Allenfalls Spekulationen. Haben Sie einen Hinweis?“

Er sah mich aus der Dachkammerecke an. Ich zuckte mit den Schultern.

- „Ein Spion aus der Arbeitsgruppe von Erlangen-Fluchtenburckh? Keine allzu umgänglichen Leute, das“.

- „So geht halt Forschungskonkurrenz“, Hödel stand nun an den Wänden und schien sich die Skizzen und Baupläne einzuprägen, die dort nebeneinander aufgereiht hingen. „Uns kann es aber auch egal sein, wer da mit meiner ID und meinem Aussehen in der Stollenanlage herumgelaufen ist, denn von nun an ist er in einer ganz anderen Handlungsdimension als wir. Handlungsstränge hier drin sind pfadabhängig, und Pfade hängen ab von Zeitgabelungen wie der, an der wir gerade umgekehrt sind. Oder *worden* sind, meinetwegen“.

- „Sicher?“

- „Ganz sicher, Mischa. Wenn es ein *FeMaSchaFo*-Spion gewesen war, der unser *SCIACH*-Projekt ausspähen sollte, dann wird Erlangen-Fluchtenburckh ihn abschreiben müssen. Und nie erfahren, was aus ihm geworden ist in seinem Paralleluniversum hier drin“. Hödel trat vor die Bodenöffnung, griff nach der Strickleiter.

Wünschte mir alles Gute und kletterte nach unten.

Als die Stricke der Leiter sich lockerten – Zeichen dafür, dass niemand mehr auf ihr abstieg – löste sich ihre Verankerung in der Dachkammer. Sie fiel durch die Bodenluke dem gerade Herabgekletterten hinterher. Dann surrte eine Schiebeklappe an der Seite der Öffnung vor und verschloss sie.

Ich war, durchfuhr es mich im ersten Augenblick, gefangen. Eigentlich wollte ich Hödel hinterhersteigen, nach einer kurzen Zeit, die ich denen da unten geben wollte, um erst ihn durchzulassen. Der normalen Zeitlichkeit von denen da unten gegenüber meiner nun gegenchronologischen Handlungsweise bewusst, wollte ich auftreten als derjenige, den sie als

lange erwarteten Kurier identifizieren würden – oder, aus meiner Kenntniswarte, bereits identifiziert hatten – und dem sie den Weg die Stahltreppe hinauf freigaben. Dieses Vorhaben musste ich nun aufgeben.

Dann – öffnete sich oberhalb von mir, dort wo bis eben noch die Strickleiter von der Dachkammerdecke gebaumelt hatte, eine andere, zweite Schiebeklappe. Schwaches Neonlicht fiel durch die größer werdende Öffnung hinein. Und eine schmale Steigleiter fuhr aus, in die Tiefe, zu mir herunter. Ich wäre dann nicht mehr gefangen, wenn –: die Aufforderung, die Steigleiter hinaufzuklettern, war unmissverständlich.

Raumalterationen sind ähnlich gewöhnungsbedürftig wie Zeitbiegungen und –reversionen. Mich traf eine Raumveränderung mitsamt ihren Nebeneffekten von Handlungsortinkohärenz und kurzzeitiger Orientierungslosigkeit, als ich die Steigleiter hinaufgegangen war und mit dem Kopf meines *FPA* zuerst die Szenerie oberhalb der Luke zu betrachten begann. Ich sah denselben Hauptstollen, den ich kurze Zeit vorher – und das heißt in einem nun: zur gleichen Zeit – über die Stahltreppe nach oben in den Dachkammerverschlag Hödels heraus verlassen hatte. Nur betrat ich den Stollen dieses Mal von unten, wie durch eine der vielen hier in den Boden eingelassenen Gruben. Auch die Stahltreppe selbst und das Knäuel *SCIACH*-Arbeitsgruppenleute war da: ein paar Meter von mir weg standen sie, unterhielten sich entweder noch lautstark oder scharten sich bereits um jemanden auf der anderen Seite des Hauptstollengangs. Meine Orientierung stellte sich wieder ein: derjenige, um den sie sich dort scharten, war ich selbst in jenem Moment, in dem ich ihnen von meiner Zeit als Zwangsprogrammierer bei der *FeMaSchaFo* erzählte. Gleich würden sie mir den Treppenaufgang freimachen und mich nach oben durchlassen.

Ich musste meine Koordinaten neu justieren, und blieb für den Augenblick, den dies dauerte, so unauffällig wie möglich an die schroffe Felswand des Stollengangs gekauert. Als der grüne Hödel die Szene betrat und bald darauf von den *SCIACH*-Mitarbeitern ebenfalls auf die Stahltreppe durchgelassen wurde, unternahm ich meine ersten zaghaften Schritte in der Handlungsgegenläufigkeit. Alles weitere würde ich – auch das gehörte mit zum ‚Training‘ hier drinnen – sukzessiv lernen.

Ich suchte die nächste ID-Station auf. Mein *score* war beinahe unverändert, verglichen mit dem letzten Check, den ich in meiner alten, noch nicht umgekehrten Zeit an der Station unterhalb der Hauptstollendecke durchgeführt hatte. Auch die Abbildung meines Avatars war identisch, ebenso wie der Name und meine Herkunft: ‚Mischa Wj. / UA‘ ...

... „Mischa, kurz unterbrechen!“

Nochmal, ein zweites Mal innerhalb kurzer Zeit, war ich orientierungslos. Wer war das? Dann tauchte ich auf – *wachte* ich auf, als sei es das Ende einer *dangerous dreamspan* nach einem Systemcheck.

Ich war plötzlich und unvermittelt aus der EURYDIZEE gerissen worden. Und war zurück in der *real reality*: Das *non-recording stand-by*, auf das mich Hödel vor dem Eintreten in die Spielwelt geschaltet hatte, war deaktiviert worden.

Das Sensorium des *First-Person-Agent*, mit dessen Hilfe ich mich als Botenfigur durch das *Game* bewegt hatte, fuhr abrupt zurück in den operativen Modus hochauflösender Aufzeichnung, video und audio, des kommunikationstechnischen Höchstschulführerhelferleins.

Nicht sofort abgeglichen bekam ich die Diskrepanz der zeitlichen Dauer, die meinen Sensoren zuerst anschaulich wurde, und die ich folglich zuerst datenverarbeitete. Was mein Kameraauge und das Minikrofon nämlich registrierten, waren Hödel und Moller-Toff, die offensichtlich immer noch in derselben Mietskasernenwohnung in der Prutzenstraße beieinanderhockten. Die Dinkelsuppenteller standen leergegessen da, Baguettekrümel waren über den kleinen Tisch und den Teppichboden verstreut, Laufmappen und Papierdokumente lagen herum, das fahlweiße Displaylicht seines Rechners ließ Hödel, der eine Tasse dampfend heißen Tee vor sich stehen hatte, fast so krank und blässlich aussehen wie sein Pendant in der Spielwelt. Hier war, schien es, so gut wie kaum Zeit vergangen, die beiden hatten gerade mal zu Abend gegessen, während ich doch recht lange in der EURYDIZEE ... es arbeitete in mir. Ein ‚Gespür für‘ die Komplexität, Unterschiedlichkeit und subjektiv wahrgenommene Widersprüchlichkeit von Dauer musste rasch entwickelt, sprich den so krass voneinander verschiedenen Umständen in Spielwelt und Präsidentenwohnung angepasst werden.

So blass er aussah nach seinem Veganermahl, Hödel war offenbar bester Laune. Auch Moller-Toff amüsierte sich über den *time gap*, den ich für den Abgleich von wirklicher und virtueller Wirklichkeit benötigte. Ich musste auf ihn wie ein gerade frisch aus seinen Träumen erwachtes Kleinkind wirken – so jedenfalls deutete ich sein Grinsen, dem sich nicht so recht entnehmen ließ, ob er es gut meinte mit der für einen Moment schutzlosen Kreatur oder ob ihn nicht vielmehr die Möglichkeit bewegte, diese Schutzlosigkeit hinterrücks auszunutzen. Schließlich wiederholte Hödel:

- „Mischa, kurz unterbrechen bitte“.

Ich signalisierte ihm: Brombeerselbstcheck, ‚bitte warten‘, dann volle Funktionstüchtigkeit. Und prozessierte die unerwartete Ansprache: Mischa. Er und mutmaßlich auch Moller-Toff hatten sehr genau mitbekommen und verfolgt, wie ich mich bei meiner Mission, meinem Botengang in der EURYDIZEE schlug. Für sie war es ein offensichtlich – und wortwörtlich – kurzweiliges Vergnügen, mich bei meinem subjektiv gesehen eher langwierigen Selbstlertraining zu beobachten und zu begleiten. ‚Mischa‘ ...

- „Sie können gleich wieder zurück in Ihre EURYDIZEE, keine Sorge.“ Hödel sprach mit mir. Der Höchstsulpräsident sprach mit seinem eigenen Kommunikationsendgerät – nicht über und durch es, sondern *mit* ihm. Ein außergewöhnlicher Akt – Außenstehenden zweifellos nicht ohne weiteres vermittelbar, doch für mich war das etwas ganz Besonderes. „Es ist nur ein kurzer Vorgang“ – Hödel betonte die beiden Silben vermutlich mit voller Absicht so, dass mir die Anspielung nicht entgehen konnte: Er hatte nur einen kurzen Vor-Gang für mich, so wie der Ølanderavatar zu Beginn meiner Odyssee in der EURYDIZEE. „Machen Sie Famulla ausfindig und teilen Sie ihm mit, dass die Höchstsulführung von nun an nicht mehr mit ihm plant. Dass man auf seine weiteren Dienste verzichtet, ihm im Namen des Höchstsulvolkes für seine geleistete Arbeit dankt, seine Verdienste anerkennt ... das Übliche.“

Das kam unerwartet – scheinbar war die Entscheidung zur Demission Famullas das Resultat der Unterredung, die Hödel und Moller-Toff über Dinkelsuppe und französischem Weißbrot gehabt hatten. Ich baute bereits den Kontakt auf, ortete das Endgerät des frisch Herausgeschmissenen in den Vereinigten Staaten, wo um diese Zeit Nachmittag war, erbat unterdessen per Displayanzeige von meinem Höchstsulführer ein genaueres *briefing*: Behält aber sein Fachgebiet? Seine Professur? Oder die ‚dienstrechtliche Tour‘ beziehungsweise vertraulich: ihm etwas anhängen?

- „Behält die Professur“, führte Hödel aus, „muss aber umgehend die Hochschulveteranenzuständigkeit abgeben ..“

- „Künftig wegfallend“, sekundierte Moller-Toff. „Muss er aber jetzt noch nicht wissen“.

- „... und wird auch die Zuständigkeit für Außenbeziehungen verlieren“.

Famulla war wie vor den Kopf gestoßen, nachdem ich ihn über sein Mobilendgerät erreichte, den Wortlaut der Nachricht eigenständig formulierte und sie ihm schriftlich zugestellt hatte. Seiner Frau, die er nach Entgegennahme der Nachricht zuallererst anrief, gelang es nur mit Mühe, den verheulten und zutiefst gekränkten, weil damit nun nachhaltig rufgeschädigten Seniorprofessor von Kurzschlusshandlungen abzuhalten. Auf den Gedanken, Hödel direkt zu kontaktieren und um Erläuterung anzugehen, kam er nicht oder wollte er nicht kommen – und

erfuhr erst nach seiner Rückkehr aus Utah, dass sein bisheriges Ressort aufgelöst worden war und Moller-Toff seinen Platz in der Leibstandarte HJ eingenommen hatte.

Meine erste autonome Kommunikation war also gleich die Abservierung Famullas. Nicht übel für den Anfang. Und *als* Anfang, denn von nun fiel es mir zu, an Hödels Statt seine Mitteilungen zu erledigen.

Der schaltete mich jetzt, kaum hatte ich sichergestellt, dass Famulla den von mir formulierten und verschriftlichten Rausschmiss aus der Leibstandarte HJ aufgerufen, gelesen und daraufhin mit seiner Frau telekommunikativen Austausch gehabt hatte, erneut auf *non-recording standby*. Ich fiel zurück in die EURYDIZEE.

Exakt an dem Ort und der Stelle in der Handlung trat ich wieder ein, wo ich zuvor abberufen und kurzzeitig aus dem Spiel genommen worden war. Hödel hatte in der EURYDIZEE einfach sämtliche Handlungsstränge eingefroren, schien es. Als hätte da drinnen jemand die große Pause-Taste gedrückt.

Ich fand mich wieder vor der spröden, scharfkantigen digitalen Felswand neben der ID-Station. Gegenüber auf der anderen Seite des Stollengangs trat eine Figur mit Cordschiebermütze, die ich vorher noch selbst gewesen war, vorsichtig an die Figurentraube heran, die lautstark miteinander diskutierte. Die Botenfigur, die ich war, sprach den Hermesavatar an. Meine Orientierung wiederzuerlangen war jetzt vergleichsweise einfach und verlangte längst nicht die Kombinationsleistung von vorhin, als Hödel und Moller-Toff mich mitten aus der Handlung der Spielwelt abberufen hatten. Sogar den situationsrelevant dringlichsten Kontextualisierungs- und Aufklärungsbedarf hatte ich umgehend erfasst: Wer war ich, welche Funktion – gegebenenfalls: welches Ziel – besaß ich? Und, in Anbetracht des anderen Ichs dort drüben auf der anderen Stollenseite: War ich in meiner Identität und mit meiner Rolle jetzt der Doppelgänger, der mir in der zeitprogressiven ersten Hälfte meines Agierens hier drin mehrere Male begegnet war, der mir Anweisungen und Ratschläge gegeben hatte?

- „Genau der bist du“, hinter mir, ebenfalls an die Felswand gelehnt, das aber mit außergewöhnlicher Lässigkeit, ein Hödelavatar in Zivil. Der scheinbar Zugang zu den vorsichtigen Spekulationen und Kombinationen hatte, die in mir abliefen und allmählich zu einem Informationsverarbeitungs-, Wissensspeicherungs- und Spielwelterfassungsnetz

wurden, das flexibel genug war, um situationsadäquat agieren und sich je nach Anforderung ent- und wieder neu verschalten zu können.

- „Ich bin jetzt Ich mit Wissensvorsprung?“, entgegnete ich. Mein Gegenüber nickte, die Arme verschränkt, der Blick ruhig und die Konstitution zufriedenstellend. Wenn das hier der Hödel von vorhin war, dem ich die Botschaft von seiner und meiner Umkehr ausgerichtet hatte, dann hatte er sich enorm rasch erholt. Nichts mehr war übrig von der gebrechlichen Figur im Lehnstuhl, dem schon eine mittelgroße Dosis Kommunikationskontaminat den sicheren Exitus gebracht hätte. „Hört sich vielversprechend an. Jedenfalls besser als vorher, obwohl ...“, ich winkte ihn zu mir, deutete auf den ID-Stationkasten, „obwohl man das damals Gelernte und vorher Abgespeicherte nicht löschen sollte. ‚Lass dich nicht zu oft anreden oder gar abwerben‘ etwa. Oder: ‚Wenn doch, dann dränge darauf, dass sich dein Gesprächspartner identifiziert‘ ... darf ich bitten?“

Er leistete meiner kleinen Aufforderungsgeste Folge, hielt seinen ID-Chip vor den Stationsscanner, trat zur Seite und ließ mich das Ausgelesene auf dem kleinen Display einsehen. Der rote Hödel, der richtige.

- „Du bist jetzt du mit Wissensvorsprung. Was in einem bedeutet: Du hast jetzt Verantwortung für das Ich, das du auf deinem ersten Abschnitt warst. Den Abschnitt bis dort oben meine ich“, mit einer Kopfbewegung deutete er auf die Luke am oberen Ende der Stahltreppe gegenüber, „beziehungsweise für den Abschnitt, der bis gerade eben ging“. Mit einer beiläufigen Handbewegung zeigte er auf die Grube, aus der ich vorhin über die Steigleiter in den Hauptstollengang herausgeklettert war.

- „Ich werde von nun an ... mein ehemaliges Selbst anweisen, korrekt?“

- „Korrekt. Und unterschätze mir diese Aufgabe nicht. So sehr du weißt und sicher sein kannst, dass du deinem alten Ich begegnest und es auf Kurs hältst auf seinem Weg, so unpassend und störend ist es manchmal, dieses gewesene Ich, das in seiner Zeit vorwärtsstrebt auf der Suche nach dem richtigen Empfänger für seinen Parole, zu coachen. Schließlich wird es noch eine andere Aufgabe geben, für die du gebraucht wirst: das Forschungswettrennen mit der *FeMaSchaFo*-Arbeitsgruppe von Erlangen-Fluchtenburckh. Und da werden wir bald ein wenig ins Hintertreffen geraten, nicht zuletzt wegen dir und deiner leider etwas zu hervorragenden Programmierarbeit an der Legierung für sein Brett ...“

Ich blickte ihn irritiert an, hatte keine Vorstellung, was er meinte.

- „Lass es einfach geschehen, dann wirst du ganz von selbst begreifen. Wir müssen uns trennen. Na los, worauf wartest du?“

Er wies mich an, Erlangen-Fluchtenburckhs Labor mit der konischen Plastikfigur und dem Schachbrettmodell ausfindig zu machen, das ähnlich wie Hödels Dachkammerverlies Raualterationen auszuführen in der Lage war: eine Fähigkeit, die ich bei meiner ersten und auch der zweiten Vorladung dort nicht bemerkt hatte. Wenn ich dieses Labor gefunden hatte, würde mir klar werden, was genau ich dort zu tun hätte. Er selber würde sich in der Zwischenzeit an seinen Konkurrenten ausliefern, selbstverständlich nur zum Schein, und sich von ihm als vermeintlichen Sträfling in Dienst stellen lassen.

Die unterirdische EURYDIZEE-Spielwelt hatte sich nicht verändert. Viele der Figuren, die mir begegneten, als ich die mir bekannten Strecken des Hauptstollens und der Seitengänge ablief, kamen mir bekannt vor; einige nickten mir zu und bestätigten damit meinen Eindruck, dass man sich bereits einmal getroffen oder gesehen hatte. Vor dem Laborverlies an der Ecke von Hauptstollen und einem der Nebentollengänge, in dem die Teamleitung der *FeMaSchaFo*-Arbeitsgruppe den Schachbrettprototyp mit der von mir nanoprogrammierten Legierung austestete, bedeutete mir ein *Fuma*, ihm bei der Verbringung von zwei Muselmanen aus der Spielwelt behilflich zu sein. Als ich mich ihm näherte, gab sich der Funktionsmanager zu erkennen als jemand, der er hier drinnen eigentlich nicht sein durfte: *Fumas* hatten strikte Objektivität zu wahren und durften nicht in die Spielhandlungen hineingezogen werden; ihr Äußeres war für jeden *Gamer* tabu und durfte von keiner handlungsinvolvierten Figur übergestreift werden. Zuwiderhandlungen wurden sanktioniert, das Auslesen des *scores* belegte deutlich, wie deftig diese Sanktionen in der Regel ausfielen. Der *Fuma* hier beging genau dieses Vergehen. Und nahm das Risiko einer schmerzhaften Dezimierung seines *scores* durch Strafkontamination offenbar in Kauf.

Es war Hödel, wieder mal.

Zur Authentifizierung und als Beweis seiner Identität flüsterte er die Parole, die ich ihm hinterbracht hatte – ein einfacher kommunikativer Handgriff zur gegenseitigen Identifizierung, den wir von nun an bei jeder Begegnung hier drin anwenden würden.

- „Das hier kostet mich ordentlich was“, flüsterte er mir zu, als wir den ersten Muselmanen an Händen und Füßen gepackt zu einer der Gruben am Seitenstolleneingang trugen.

„Abgesehen davon, dass ich Gefahr laufe, selbst in einen so erbärmlichen Zustand zu geraten wie der hier ...“, er deutete mit dem Kopf auf die Last, die wir die Stufen der Grubentreppe herab trugen, „bin ich derzeit ein Sträfling auf der Flucht. Erlangen-Fluchtenburckh und seine Schachbrett-Leute werden hinter mir her sein, deswegen der Mummenschanz mit dem *Fuma*-

Aussehen. Denn wenn die mich erwischen, wird das sehr unschön für mich und das gesamte *SCIACH*-Projekt ...“

In mir kombinierte es. Jemand musste ihn für die Zeit seiner Abwesenheit als Sträflingshödel bei Erlangen-Fluchtenburckh ersetzen, wenn seine Flucht erfolgreich kaschiert werden sollte. Und klar war, wer für diesen Einsatz als Ersatzsträflingshödel ausersehen war: der Mischa, der ich selbst vor meiner Umkehr gewesen war und der jeden Moment aus der Schleuse am Eingang zum Laborverschlag hervortreten würde.

- „Er wird unzufrieden sein, erinnere ich mich“.

- „Und du wirst wissen, was du ihm zu entgegen hast. Er schlägt sich verdammt gut und hat ein paar Komplimente verdient. Alle sind beeindruckt von ihm!“

- „Hat die Zeit ... wird die Zeit denn reichen, für die er an Ihrer Stelle den Sträfling gibt?“

- „Ich denke, ja. Dass ich hier abtauchen muss, ist unabdingbar, sonst bekommt *SCIACH* den Nachteil nicht ausgebessert, den uns die kleine Panne mit der Nanoprogrammierung eingebrockt hat“. Ich sah ihn an, die Augenbrauen über meinen Mischaavataren hochgezogen. „Kein Vorwurf, überhaupt nicht“, beruhigte er mich. „Eher wieder ein Kompliment. Du hast den Programmierauftrag, den Erlangen-Fluchtenburckh dich zu erledigen gezwungen hat, nach bestem Wissen, Wissensstand und – wenn man bei *Gamern* wie dir davon reden kann – ‚Gewissen‘ im Sinn des *SCIACH*-Vorhabens ausgeführt. Hast wo du konntest zu sabotieren versucht. Außerdem hat dich vorher niemand gewarnt und dich wissen lassen, dass dein Programm die Durchlässigkeitsrichtung in der Legierung nach *dem* Zeitverlauf steuert, der seit deiner und meiner Umkehr deiner, meiner derjenige der beiden konkurrierenden Forschungsprojekten ist. *FeMaSchaFo* und *SCIACH* werden in *unserer* Zeitrichtung immer fertiger und perfekter ...“

- „Und Sie ... Sie müssen ...“

- „Ich muss versuchen, den Vorsprung, den die zu perfekte Nanoprogrammierung Erlangen-Fluchtenburckh unfreiwillig verschafft hat, wieder aufzuholen. Genau. Und dafür muss ich kurz eine Auszeit nehmen von meinem Sträflingsdasein – und dafür wiederum benötigen wir eine Urlaubsvertretung ...“

- „Die zuallererst den Anlass dafür liefert, dass Sie gegensteuern müssen? Und dafür *Ihr* Ausbruch aus dem Arrest bei Erlangen-Fluchtenburckh ..?“

- „Die EURYDIZEE ist voller Paradoxien. Ein wirklich bemerkenswertes und manchmal irritierendes Universum voller mit- und gegeneinander spielender Zeitlichkeiten. Dazu eine Spielwelt mit zeitbewussten und verlaufszeitunwissenden Figuren – das ist seit unserer

Umkehr der Unterschied, der einen Unterschied ausmacht: dass wir verlaufszeitwissend geworden sind“.

Das ist dann wohl, folgerte ich, *unser* Vorsprung, unser Kapital hier drin. Erlangen-Fluchtenburckh schien sich der Zeitlichkeitsvielfalt noch nicht bewusst zu sein, dämmerte mir. Er war ihr möglicherweise aber schon auf der Spur und hatte bereits eine Ahnung, wer sie ihm wie einen plötzlichen und unerwarteten, überwältigenden Lernerfolg zum Bewusstsein gelangen lassen würde: mein früheres Mischabotenich, das als Botschaft eine, *die* Parole wie ein Sesam-öffne-dich mit sich herum trug ...

- „Warum sonst hätte jemand den ‚grünen Hödel‘ auf dich angesetzt, was!?“ Hödel schien meine Konjekturen zu erraten. „Ob mein dunkler Doppelgänger wirklich mit einem Auftrag unterwegs war, einen ‚Gang‘ zu erfüllen hatte – und ob er ihn für Erlangen-Fluchtenburckh ausführte – werden wir nie erfahren, und nochmal: Es kann uns deswegen auch egal sein. Aber ich stimme dir zu, Erlangen-Fluchtenburckh hat da wohl eine Vermutung und wird über kurz oder lang ebenfalls auf die Zeitlichkeitsvielfalt hier drin aufmerksam werden. Wir müssen diesen einen Vorsprung, den wir ihm gegenüber noch besitzen, klug nutzen. Zuerst aber ... muss ich zusehen, dass deine Programmierung für uns nicht *zu* erfolgreich wird ...“

Wir waren inzwischen wieder aus der Grube herausgeklettert, in der wir den ersten Muselmanen vor einer weißen Nebelschleuse deponiert hatten, und kehrten zurück zu der Stelle, wo der zweite Entkräftete lag. Ich verließ den Posten an Hödels Seite und stand einen Augenblick später vor der Tür zu Erlangen-Fluchtenburckhs Laborverschlag, um das erste mit dem höheren Wissen um Zeitebenen, die Kehren in der Chronologie und ihren Auswirkungen auf Handlung und Dasein hier drinnen ... meinem anderen Ich zu begegnen.

Die Tür schob sich auf. Der Sträflingshödel, dessen Rolle ich für eine Weile angenommen hatte, stand vor mir und konstatierte für sich, dass wir Doppelgänger uns regelmäßig vor sich öffnenden Stahltüren begegneten.

- „Und?“, sprach ich mein Gegenüber an, der sich nach dem Facharbeiterwärter umsah, den er eigentlich vor der Schleusentür erwartet hatte. „Alles zur Zufriedenheit gelaufen? Oder willst du nochmal umkehren?“

- „Nichts ist zur Zufriedenheit gelaufen. Jedenfalls nicht zu meiner“.

- „Im großen Schema der Dinge wird es seinen Wert haben, und einen Sinn machen, der auch dich zufriedenstellt. Auch wenn du es nicht wahrhaben willst, alles läuft optimal mit dir hier in der EURYDIZEE. Alle sind beeindruckt.“

- „Alle außer mir. Da wir uns nie getroffen haben, ohne dass für mich hier drin ein neues Kapitel begonnen oder eine neue Lektion gewartet hat, bin ich gespannt ...“

- „... was jetzt kommt? Nichts wirklich Neues. Eher dein altbekanntes Ich“.

Ich meinte mich damit. Er schien verwirrt. Oder war er es, weil ich nach der Mütze auf seinem Avatarkopf griff und sie ihm hinhielt? Es war wieder die alte braune Schiebermütze aus Cordstoff.

- „Hier, setz' sie dir wieder auf!“

Von weiter hinten brüllte uns Hödel in seiner *Fuma*-Aufmachung zu:

- „Komm einer von euch Zwillingboten mal her und pack mit an!“

- „Lass mich das machen“, bot ich mich an. „Du hast nach wie vor keine Zeit zu verlieren. Sag' dem richtigen Hödelavatar endlich dein Sprüchlein auf“. Ich ließ Mischa I stehen, eilte hinüber und trug auch den zweiten Muselmanen mit in die Stollengrube.

Hödel war damit den Fängen Erlangen-Fluchtenburckhs für eine Weile entkommen. Der Ausbruch würde seinen Zweck erfüllen: Hödel, der nach der Verbringung des zweiten Muselmanen sein *Fuma*-Äußeres abstreifte und sich dann hastig und großlos davonmachte, würde erfolgreich an der Nanoprogrammierung gegenmanipulieren. Sonst wäre die nicht auf Dauer so erfolgreich geblieben, wie es jetzt, in *diesem* Augenblick, dort im Labor den Anschein hatte: Erlangen-Fluchtenburckh war mir in allerbesten Laune gegenübergetreten, erinnerte ich mich. Beziehungsweise er stand meinem wissens- und erfahrungsrückständigen Doppelgänger dort im Labor gerade bestens aufgelegt gegenüber. Später, das heißt bei meiner subjektivchronologisch ersten Begegnung mit dem Teamleader, war er mir weitaus weniger euphorisch erschienen: Die Messungen an der Probelegierung auf dem Schachbrettmodell hatten zwar noch Werte innerhalb des Toleranzbereichs ergeben, aber den leisen Verdacht, dass etwas aus dem Ruder lief, artikulierte Erlangen-Fluchtenburckh sehr deutlich, ehe er mir befahl, mich weiter zur Verfügung zu halten und die Programmierung zu optimieren.

Warum war die Nanoprogrammierung zunächst, also gerade im Moment, so niederschmetternd erfolgreich? Doppelte Umkehrung, räsionierte ich: eine mir durch schlichtes Halbwissen unterlaufene und unwillentlich ausgelöste doppelte Umkehrung. Softwareprogramme wie das, welches im Erlangenlabor gerade abzulaufen begann und die Datendurchlässigkeit im Nanomaterial der Schachbrettlegierung steuern sollte, waren in den Effekten, die sie hervorriefen, den üblichen Gesetzmäßigkeiten der Natur und der Welt außerhalb der EURYDIZEE unterworfen: den Regeln der Kausallogik und der unerschütterlichen Abfolge von Vorher-Nachher, bei der eine Informationseinheit oder ein

Datum zuerst an der einen Seite der Legierung anlandet, dann die Legierung in die aufprogrammierte Richtung durchstößt, schließlich an der anderen Seite der Legierung heraustritt. In der Rolle des Sträflingshödel, als der ich die Nanoprogrammierung absichtlich sabotieren wollte, hatte ich die Informationsdurchlässigkeit ausschließlich *weg von der legierten Fläche* angelegt: weg vom damit legierten Schachbrett, hatte ich angenommen, und hin zu dem, was im Mittelpunkt des Hödelschen Konkurrenzprojekts stand, nämlich die Kollaborativintelligenzerfassung und –synthese von Schachfiguren. Was ich damals nicht hatte überschauen können, mir aber jetzt – hier vor der Laborschleuse – als Erkenntnis einleuchtete: Die Programmierung sorgte für einen gegenläufigen Ablauf zu dem, den ich aus meiner damals noch eingeschränkten Spielwelterfahrung erwartet hatte, und das bedeutete: Trotz oder gerade wegen meiner Sabotage war die Legierung informationspermeabel *nur hin zu der legierten Fläche*, und das war die des Schachbretts. Ein Eigentor. Der *FeMaSchaFo* Projektgruppe war damit ein wertvoller Fortschritt in ihrem Forschungsvorhaben geschenkt worden – jedenfalls für den Augenblick.

Ich spekulierte, was der Ausbrecherhödel unternehmen würde, um der mit viel gutem Willen erfolgten Verschlimmbesserung der Lage für das *SCIACH*-Vorhaben zu begegnen. Und ich räsonierte, wie er hinbekommen würde, was er letztlich hinbekam: dass er den Abstand zu den Konkurrenten um Teamleader Erlangen-Fluchtenburckh verringerte und deren anwendungsforscherischen Vorsprung reduzierte. Die Softwarearchitektur der Nanoprogrammierung ganz zum Einsturz zu bringen, die mein vorheriges Ich in meiner Rolle als Ersatzsträflingshödel in Kürze zu basteln beginnen würde, war ausgeschlossen: Dafür wurde auch in der EURYDIZEE das Thema Sicherheit zu groß geschrieben. Also kein Kollaps – dafür vielleicht virales Operieren? Im Spektrum dessen, was mach- und umsetzbar war, eine weitaus realistischere Option. Oder Manipulationen am Material selbst, also nicht seiner Programmierung? An der ganz konkreten Legierung, die auf das Schachbrettmodell aufgetragen wurde?

Es lief heraus auf eine Kombination aus umsichtigem viralen Operieren und Materialmanipulation. Hödel hatte sich erfolgreich hineingehackt in meine auf dem Arrestzellenrechner erstellte und von den Prozessoren vor dem Sträflingsverschlag zuerst gespeicherte, dann auf die Laborrechner der *FeMaSchaFo*-Arbeitsgruppe übertragene Softwarearchitektur. An den Kern meiner Programmierung kam er nicht ganz heran, das war ihm klar: Eine vollständige Umkehrung der Informationspermeabilität *weg von der legierten Fläche zu den Vorher-Nachher-Bedingungen*, die sich aus seiner, meiner und offenbar der

Zeit des Forschungsfortschritts in der EURYDIZEE ergaben, ließ sich nicht mehr hinein fräsen. Aber es gelang ihm, Zeit zu gewinnen und den Forschungsvorsprung der anderen zu verkürzen, indem er den anfangs verblüffend glatten Ablauf der Informations- und Datenübertragung durch die Legierung in Richtung der beschichteten Fläche effektiv erschwerte. Seine virale Guerillaattacke setzte an bei den Nanoröhren, die ich als Sträflingshödel auf unidirektionale Informationspermeabilität programmiert hatte. Diese Röhren besaßen Transistoreigenschaften und waren bei Raumtemperatur leitfähig, bei großer Kälte wirkten sie dagegen wie Isolatoren, die keinerlei Impulse weitergaben – weder rein elektrische noch die auf ihnen transportierten Dateneinheiten. Hödels Hackerangriff bestand darin, diese extremen Niedrigtemperaturen zu simulieren und damit aus den informationspermeablen Nanoröhren Isolatoren zu machen, die den Datenfluss zu der legierten Fläche hin blockierten. Punktuell gelang das, wenn auch erwartungsgemäß nicht gesamtflächig: Die meisten Nanoröhren waren für die ihnen aufsimulierte Vereisung immun – Ausdruck eines nicht ganz untauglichen Antivirenschutzes im *FeMaSchaFo*-Rechnersystem. Dennoch, die anfangs ideale Informationsdurchlässigkeit wurde durch Hödels *hacking* zu einer nur noch suboptimalen. Gegenmaßnahmen wurden von Erlangen-Fluchtenburckh zwar sofort in die Wege geleitet, waren aber zeitraubend, weil der Leistungsabfall bei der Informationsübertragung durch das Beschichtungsmaterial zunächst umständlich ausgelesen und sicher diagnostiziert werden musste. ‚Ich warne Sie, Hödelchen. Wenn das wieder ein Trick ist, dann gnade Ihnen der Administrator‘ – hier hatte ich den Grund für die nur mühsam unterdrückte Wut von Erlangen-Fluchtenburckh, als ich ihm das erste Mal in seinem Laborverschlag unter die Augen trat. Die Messungen waren da bereits wieder im akzeptablen Bereich, erinnerte ich mich; sein Verdacht richtete sich klar und deutlich auf ‚mein‘ Materialprogramm, das ich subjektiv aus der Warte meines damaligen Ichs betrachtet, zu der Zeit noch gar nicht zu schreiben begonnen hatte.

- „Mischa, ich brauche dein Avataräußeres“.

Hödel überraschte mich damit. Ich hatte ihn eine Weile nicht gesehen; er schien mir außerdem beim letzten Mal vollkommen absorbiert zu sein von der Vorbereitung und Programmierung des Gegenangriffs. Nun passte er mich ab, hockte am oberen Rand einer der Gruben eines verlassenen Seitenstollens.

Es stand ihm wie allen hier drin frei, sich das Aussehen einer anderen Figur überzustreifen, von den *Fumas* einmal abgesehen. Dennoch hielt er es für angebracht, mich davon in Kenntnis zu setzen, dass er in mein Figurenäußeres schlüpfen wollte. Auch in den Grund für

seine Maskerade weihte er mich ein: Er würde sich als Mischa in den Laborverschlag von Erlangen-Fluchtenburckh begeben unter dem Vorwand, diesem eine wichtige Nachricht zukommen zu lassen, und mich dabei als seinen Statthaltersträfling auslösen.

- „Es ist soweit, ich habe meine Auszeit vom Sträflingsdasein in den *FeMaSchaFo*-Kerkern genutzt. Die Nanokryosimulation ist programmiert, und auch *SCIACH* ist einen wesentlichen Schritt vorangekommen. Jetzt gehe ich für eine Weile zurück ins Joch. Moller-Toff wird die Arbeitsgruppe kommissarisch leiten, bis wir für den *showdown* bereit sind“.

Moller-Toff. War der tatsächlich auch mit von der Partie – und gleich als stellvertretender Arbeitsgruppenleiter! Also als Eingeweihter ...

- „Richtig gehört, Moller-Toff. Und auch richtig geschlussfolgert: Er hat außer mir als einziger der *SCIACH*-Arbeitsgruppe in alles Einblick, ist voll auf dem Stand. Und er ist wie wir beide umgekehrt unterwegs. Ich habe deine Parole an mich mitgeteilt, sie *mit ihm geteilt*“.

- „Was ist meine Aufgabe dann?“. Ich war versucht, ein ‚noch‘ anzuhängen.

- „Einfach hier warten“.

Mit meinem Mischäußeren ausgestattet, suchte er den Laborverschlag von Erlangen-Fluchtenburckh auf. Oder wird ihn aufgesucht haben – ich bin als derjenige, der ich jetzt war, nicht dabei gewesen. Nur an den Part des anderen Mischa erinnere ich mich.

- „Bereit zur Umkehr?“, hatte er mich begrüßt, während hinter ihm die Schleusentür zufuhr. „Wir haben nicht viel Zeit, du musst da rein“. Dann hatte er die Schiebermütze von seinem Kopf genommen und nach der auf meinem Kopf gegriffen. „Umkehr ist nicht ganz der treffende Ausdruck. Wir beide rochieren. Tauschen unser Äußeres. Du bist für eine Weile jemand anders!“

Er hatte mir seine Mütze auf den Kopf gedrückt.

- „Denk dran, auf deinem ID-Chip bist und bleibst du der Bote ‚Mischa Wj. / UA‘. Lass dir also von niemandem über die Schulter schauen, wenn du dich an den Stationen identifizieren musst“. Dann war er durch die äußere Schleusentür in den Hauptstollengang getreten. Jetzt, hier in der Grube des verwaisten Seitenstollengangs, wurde mir klar: Kaum war er aus meinem Blickfeld getreten, kaum hatte sich die Außentür surrend geschlossen, da hatte er sein Mischäußeres abgelegt und wurde selber zum Sträfling. ‚Wir beide rochieren, tauschen unser Äußeres‘ – diese Episode war damit abgeschlossen. Hödel war wieder Hödel, der Sträfling – und ich konnte wieder ich sein.

Ich wartete zu, bis ich sicher sein konnte, dass die Rochade vollzogen war. Dann verließ ich die Grube und den trostlosen Nebenstollengang, und verifizierte in meinem

Speichergedächtnis die Situation damals in der Schleusentür, als ich als Mischa auf meinen Doppelläufer getroffen war, der, wie ich nun wusste, Hödel war. Es stimmte, ich war so unvorsichtig gewesen und hatte ihn nicht gebeten, sich an einer der ID-Stationen für mich auslesen zu lassen. Sicher war alles enorm schnell gegangen, aber trotzdem: Ich hatte einen Fehler gemacht. Im großen Schema der Dinge hier drin bestand auch der Wert dieser kleinen Unachtsamkeit darin, aus ihr zu lernen.

- „Du bist der Mischa auf seiner Rückkehrschleife?“ Moller-Toff hatte mich im Hauptstollengang entdeckt, kam eine der Stahlleitern herunter und sprach mich an. „Der nach der ‚Umkehrung‘?“ Er lotete aus, wer ich war: noch der Mischa I auf seiner progressiven Zeitachse oder schon der andere, der wie er und Hödel gegenläufig zur üblichen Uhr in der EURYDIZEE agierende Mischa II? Ich bat ihn, sich für mich auslesen zu lassen. Er schien es für überflüssig und anmaßend zu halten, dass ich ihn, den Arbeitsgruppenleiter, um diese Auskunft bat, leistete aber Folge. Sein und mein eigener ID-Check waren korrekt: keine negative Veränderung der *scores*. Ich konnte mich auf ein Gespräch mit ihm einlassen.

- „Was wird aus Hödel?“, wollte zuerst ich etwas von ihm. „Erlangen-Fluchtenburckh wird sein Täuschungsmanöver über kurz oder lang durchschauen, und der Nanokryomanipulation auf die Schliche kommen. Er wird seinen Sträfling sanktionieren wollen ...“

In Moller-Toffs Avatargesicht regte es sich: die Augenbrauen hochgezogen, um die Mundwinkel ein arrogantes, herablassendes Grinsen.

- „Was machst du dir Gedanken um ihn? Kein Vertrauen mehr in uns?“. Dann plötzlich ernst und ohne den schulmeisterlichen Ton: „*SCIACH* wird das Rennen machen, wenn alle mitziehen. Unser Hödel wird als Sträfling der *FeMaSchaFo* ein doppeltes Spiel spielen, und das wird aufgehen. Er wird ab jetzt nach und nach die Nanoprogrammierung der Brettlegierung so modifizieren, dass der Vereisungseffekt verschwindet und sämtliche Nanoröhrchen wieder voll informationsdurchlässig werden. Zu Erlangen-Fluchtenburckhs vollster Zufriedenheit. Den Rest dürfte der Rest Wissenschaftlerethos besorgen: Erlangen-Fluchtenburckh wird unserem Teamleader seine Freiheit zurückgeben und ihm seine Statusänderung zurück zum Zivilhödel schenken“.

- „Und warum ‚doppeltes Spiel‘?“

- „Die Nanokryoprogrammierung lässt sich nicht nur zu Sabotagezwecken einsetzen, sondern auch für unseres eigenes Projekt. Das liegt doch auf der Hand. Stell dir eine Legierung auf den Schachfiguren vor: eine Legierung, die bei Extremtemperaturen – simulierten oder wirklich vorhandenen – informationsundurchlässig ist, so dass die Künstliche Intelligenz in

jeder einzelnen Schachfigur und das Zusammenspiel der damit verteilten KIs untereinander nicht angezapft und abgegriffen werden kann. Zum Beispiel angezapft von unten: von der Auflage aus, auf der sie stehen: dem Brett. Genau damit, mit dieser Sicherheitsvorrichtung sind unsere *chesspieces* bislang noch nicht ausgestattet. Anfangs, weil es nicht notwendig war – aber seit es die *FeMaSchaFo*-Konkurrenzforschung gibt, ist alles anders. Wir *mussten* an dieses Problem ran. *Mussten* auf eine Idee kommen, um dem Daten- und Informationsabfluss durch die Brettspionage zu begegnen, und du hast mit deiner gutgemeinten, durch dein Halbwissen aber eher kontraproduktiven Zwangsprogrammierung für Erlangen-Fluchtenburckh erst für diesen Innovationsdruck gesorgt. Hödels Nanokryosimulationsprogramm ist also nicht nur eine clevere Form der Fortschrittsentschleunigung bei einem Konkurrenzprojekt ...“

- „... sondern zugleich ein nützlicher Baustein für das eigene Forschungsvorhaben, ich verstehe. Und ich war für sein Zustandekommen und für den Aufbau von Innovationsdruck so etwas wie ... der nützliche Idiot!“

Moller-Toffs Züge nahmen wieder den spöttischen Ausdruck von vorher an.

- „Einigen wir uns auf ‚der unerlässliche Impulsgeber‘.“

Ich sah ihn an, nicht ganz überzeugt und schweigend. Er wird es registriert haben, fuhr jedoch nüchtern und geschäftlich fort.

- „Kommen wir zu den nächsten Schritten. Im Grunde wirst du sie dir schon ausmalen und vorstellen können. Die Nanokryoprogrammierung für die Schachfiguren, also das *white program*, haben wir inzwischen umfangreichen Testläufen unterzogen. Und dabei nochmal an einigen Stellen optimiert. Was noch fehlt, ist ...“

- „... es den Schachfiguren aufzuspielen. Und die stehen in Ølanders Büroverschlagn“. Moller-Toff nickte nur, offenbar zufrieden mit mir und meiner Schlussfolgerung. „Warum eigentlich da?“

- „Don't put all your eggs in one basket. Ansonsten sauber kombiniert, Mischa. Und du wirst dir auch denken können, wer ...“

- „Ich bin Bote. Ich kenne das Geschäft langsam. Spielen Sie mir die Nanokryosoftware auf meinen ID-Chip hier“, ich klippte die Botenidentifikation von meinem Jackenrevers und hielt sie Moller-Toff hin, „oder wie soll ich sie überbringen?“

- „Der ID-Chip wäre als Träger zu offensichtlich, und zu riskant. Deswegen bringen wir nur eine Kopie der Software auf den Weg zu unseren *chesspiece*-Prototypen – selbstverständlich gibt es auch eine Master-Ausfertigung, aus Sicherheitsgründen bleibt die aber verteilt auf die verschiedenen Rechnern an unseren *SCIACH*-Standorten hier drin.“

- „Wenn nicht auf dem ID-Chip ... wie dann?“

- „Ich bin sicher, das wirst du mit ein, zwei Kombinationsanstrengungen selber herausfinden“.

Ich besah mir den ID-Chip, wog ihn nachdenklich in meiner geschlossenen Botenhand, klippte ihn dann zurück an die Jacke, wollte eine erste Mutmaßung loswerden, hob den Blick wieder. Moller-TOFF war verschwunden, wie vom Erdboden verschluckt.

In eine der Felsnischen gehockt, begann ich mit der Konjektur. Erstens, Moller-TOFFs plötzliches Verschwinden verunmöglichte eine Übergabe durch ihn. Das bedeutete, ich war möglicherweise bereits im Besitz eines Speicherträgers der Nanokryosoftware, trug ihn schon an mir und mit mir herum. Hatten sie ihn mir ohne dass ich es bemerkt hatte auf meine *hardware* gespielt, die hinter meiner Fassade als *FPA* verborgen war und die kein *Gamer* aus Fleisch, Blut und sonstiger *wetware* war, sondern eine aus Mikroprozessoren, Sensoren, Aufzeichnungsspeichern und umgebungsintelligenter Miniaturelektronik? Zweitens, gab es vorher schon eine Situation, einen Augenblick, in dem mir etwas zugesteckt worden war, ohne dass ich es registriert hatte? Vielleicht als der echte Höchstschulführer mich aus der EURYDIZEE herausbeordert hatte, um mit Famulla zu korrespondieren? Ansonsten ... die Mütze, die Hödel in seiner Mischaverkleidung meinem anderen Ich in der Türschleuse zu Erlangen-Fluchtenburckhs Laborverschlag aufgesetzt hatte. Ich betastete die Kopfbedeckung, ließ den Finger ihren Cordsaum entlang laufen nach vorne zum schmalen Schirm. Und kombinierte dabei weiter, drittens, dass ich wohl fündig werden würde: Hatte nicht der Mischa, der ich nun war, bei meiner allerersten Begegnung mit dem Mischa, als der ich hier in der EURYDIZEE angefangen hatte, auch an seiner Schiebermütze herumgefingert und genestelt ‚als überprüfe er den Sitz seiner Frisur darunter‘?

Tatsächlich, in den Saum eingelassen. Ein Fadenchip. Ich setzte die Kappe wieder auf, zog sie zurecht und hatte nun ein neues, letztes Ziel hier drin: den Verschlag Ølanders.

Das heißt, mein vorletztes Ziel. Vorher musste ich noch meinem Mischaanderen begegnen und ihm ein paar Hinweise mit auf seine Mission hier in der EURYDIZEE geben. Das Training sah als erstes vor, erinnerte ich mich, dass mein Doppelgänger mich instruierte, wie hier drinnen Wert geschöpft und wieder verloren wurde, und was die Bemessungsgrundlage für den *score* der handelnden Figuren war. Zeit dafür, den Mischa, der ich vorher war, in Ruhe ausfindig zu machen, hatte ich allerdings keine. Erlangen-Fluchtenburckh, das wusste ich aus meiner Erinnerung, war mit seinem fertig durchgetesteten und hochoptimierten Schachbrettmodell bereits auf dem Weg zu Ølanders Büroverschlag: vermutlich um dort die

Schachfiguren der *SCIACH*-Arbeitsgruppe in der direkten Konfrontation herauszufordern. Also musste ich nun Abkürzungen nehmen und verborgene Parastollengänge nutzen, um meinem Mischa in seiner Progressivzeit das erste Mal unter die Augen zu treten. Einer dieser durch Raualteration entstehenden und wieder vergehenden Nebenkorridore, von deren Existenz ich bis zum Augenblick meiner eigenen Umkehrung nichts wusste, als ich zu der Deckenluke in der Kammer Hödels heraufgestiegen war, um im nächsten Moment aus einer Grube in den Hauptstollengang zu steigen – einer dieser Korridore endete vor einem Stahltor. Ich passte den Moment ab, in dem mein vorgängiger Doppelgänger auf der anderen Seite des Tores auftauchte, öffnete mit dem Türchip das Tor und blickte in ein konsterniertes Spiegelbildgesicht meiner selbst.

- „Lass gut sein, Mischa“, ließ ich den vor mir wissen und trat einen Schritt nach vorne vor das Stahltor. „Wir sind’s doch nur. Dass wir uns hier und jetzt treffen, wird dich und mich nicht überraschen“. Das Tor hinter mir schloss sich wieder. „Es war in gewisser Weise vorgesehen“.

Die Verwirrung auf seinem slawischen Botengesicht amüsierte mich. In ihm sortierte es sich gerade, was einen Augenblick dauern würde.

- „Ich weiß nicht ...“, stammelte er schließlich. „Ich weiß nicht, ob es so gut ist, wenn ...“

- „Wenn wir hier so einfach reden? Ich denke, das geht in Ordnung. Das ist alles sauber“. Ich schaute kurz in die Richtung, aus der er gekommen war. Den Kontakt zur *FeMaSchaFo*-Arbeitsgruppe durfte ich nicht abreißen lassen und musste ihnen gleich hinterher. Also drängelte ich: „Mischa, ich muss weiter. Was soll ich für dich tun, raus damit!“

- „Kann ... darf ich Sie ... dich mal kurz zur Seite bitten?“

Er bat mich vor die nächste ID-Station. Trotz meiner Eile musste ich dem folgen, wollte ich ihn anlernen.

- „Der – wie hast du es genannt? – der Doktorwagen ist schon um die Ecke gebogen“, legte ich die Karten auf den Tisch. „Ich muss da hinterher, Mischa. Also frag schon!“ In meinem Gegenüber grübelte und arbeitete es. Woher ich wusste, dass ihm das Gefährt der Konkurrenzforscher wie ein Doktorwagen erschien, das wird ihn gerade intensiv beschäftigen. „Klär das später, oder lass es sich später klären“, bemerkte ich ungeduldig. „Und jetzt *frag es* schon!“

- „Du bist Laufbursche wie ich.“ Er fragte vorsichtig und indirekt, um aus mir herausbekommen, was er wissen wollte, ohne sich mir gleich zu offenbaren. „Ich suche nach ... einem Abtrünnigen oder so. Einem möglichen Renegaten. Mir wurde eine etwas mysteriöse

Parole mit auf den Gang gegeben, ‚Jedem seine Abkehr‘ – daraus schließe ich das mit dem Abtrünnigen. Hast du eine Ahnung, wer das sein könnte?“

- „Punkt für dich, Lektion gelernt! Erkenne die Eingeweichten, zwinge sie und gib ihnen gleichzeitig die Chance, andersherum auch *dich* zu erkennen. Und vermeide *wannabes* und Kontaminierte“. Ich fasste mir an die Mütze, tastete nach dem Fadenchip, schob ihn gerade, vorsichtig. „Es heißt Umkehr, nicht Abkehr – deine Mission ist allen, die es wissen können und dürfen, kodiert als ‚Jedem seine *Umkehr*.‘ Und jetzt“, ich schaute ungeduldig den Hauptstollengang entlang, wo von Erlangen-Fluchtenburckh mit seiner *FeMaSchaFo*-Armee und ihrer Schachbrettwunderwaffe schon nichts mehr zu sehen war, „und jetzt ich für dich. Mach dich auf die Suche nach dem, den man hier als Hödel kennt. Du dürftest wissen, wie er aussieht. Und hol ihn raus, bevor es ihn erwischt – wir spielen hier nicht ohne Grund die EURYDIZEE ..“

- „Was ... was heißt ‚erwischt‘?“

- „Er braucht jemanden, der ihn kontaktiert und mit ihm sauber kommuniziert. Saubere Kommunikationen erhöhen dir hier deinen *score*. Saubere Kommunikationen sind die Währung hier drin, und gleichzeitig sowas wie das Elixier des Lebens. Du wirst vielen ausgemergelten und apathischen Avataren begegnen, vor allem den Seitenstollen. Die hat es erwischt, weil sie nicht ausreichend sauber kommuniziert haben – oder weil sie zwar mit vielen geredet und gemeinsam oder gegeneinander gehandelt, ihre Mitstreiter oder Gesprächspartner ihnen aber kontaminierte Kommunikation untergejubelt haben. Fehlinformation, Gelogenes, falsche Fährten – sieh dich vor!“

Ich war alles Wichtige losgeworden. Nun wurde es höchste Zeit.

„Ich muss weiter. Wir sehen uns!“

- „Wir .. sehen uns?“

- „Ich weiß es“. Meine Rechte strich über den Cord der Mütze. Der Fadenchip im Saum war wieder ein wenig verrutscht. Und weg war ich, den Hauptstollen herunter, dem Schachbretttransport hinterher.

Der Treck mit dem schweren Schachbrett war um die Ecke in den Nebenstollengang gebogen, an dessen Ende sich der Verschlag des Ølanderavatars befand. Ich war in der gesamten Zeit, die ich in der EURYDIZEE verbracht hatte, nie wieder in Ølanders Nähe gekommen, obwohl ich einige Male versucht hatte, den Gang mit seinem Büro ausfindig zu machen. Geschickte Raumalterationen und rechtzeitige Interventionen durch die Hödel-, Moller-Toff- oder Misha-II-Avatare, die mich allesamt ansprachen, um meiner Queste auf die Sprünge zu

helfen und mir einen neuen Hinweis für meine Botenmission zu geben, hatten diese Versuche vermutlich jedesmal zum Scheitern gebracht. Nun wies mir die konkurrierende Arbeitsgruppe selbst den Weg. Die zivilen Facharbeiter schoben den schweren Karren an den Seiten vorwärts, auf dem Erlangen-Fluchtenburckh mitten auf dem schraffurpolierten Brett hockte und Anweisungen gab. Bis zu Ølander und den Schachfiguren war es nur noch wenig Strecke, die zurückgelegt werden mussten – ich berechnete die Zeit, die es noch dauern würde, bis der schwere Prototyptransport dort angekommen sein würde, während ich mich an ihm vorbeischlich und ihn überholte, das Gesicht so gut es ging vor den Blicken des Teamleaders und seinen *FeMaSchaFo*-Gefolgsleuten verborgen.

Es würde knapp werden, zumal ich nicht exakt einschätzen konnte, wie lange es dauerte, die Software von dem Fadenchip herunterzuladen, den ich in meiner Schiebermütze schmuggelte, und sie den Schachfiguren in den Glasvittrinen aufzuspielen.

Dann endlich stand ich vor der Verschlagentür aus dickem Milchglas, wo alles angefangen hatte. Ein letzter Check meines ID und meines *scores*, dann hielt ich den Türchip vor den Sensor. Ølander stand genau so da, wie ich ihn damals zuletzt gesehen hatte: von mir abgewandt vor den Glaskäfigen mit den verkabelten Figuren am hinteren Ende des Raumes, neben sich der *Caligari*-Hochstuhl mit der grotesk hohen Rückenlehne

- „Rein und die Tür wieder zu, Russki! Oder willst du, dass sie noch leichteres Spiel haben und hier einfach hereinspaziert kommen?“

Der Tonfall streng und unnötig scharf, wie zuvor. Ich trat ein, ließ die Tür wieder zusurren und riss mir sogar die Mütze vom Kopf, den Fadenchip in ihrem Saum dabei mit der Hand gegriffen, damit er nicht im letzten Moment noch abhanden kam. So lächerlich diese Geste der Unterwürfigkeit auch war, Ølander schien Wert darauf zu legen und würde es als Provokation begreifen, wenn ich die Mütze beim Betreten seines Büros aufbehielte. Und Provokationen oder Missfallen – jede Form von Affekt – war in einer Situation wie dieser, wo alle angesichts des Zeitdrucks mit größter Effizienz zu agieren hatten, nur hinderlich und kontraproduktiv.

- „Zu Befehl, Herr Ølander!“

Auf dem Besprechungstisch in der Mitte des engen Raumes entdeckte ich das Notebook-Tablet wieder, auf dem ich damals den Empfang der Parole bestätigen und mit meiner Unterschrift gegenzeichnen musste. Ich trat näher und besah mir das Display. Die digitale Zitronensafttinte hatte meine Signatur weiter ausgrauen lassen, mein Schriftzug war bei genauem Hinsehen bleich, aber noch schwach erkennbar. Ich war tatsächlich wieder in

derjenigen Gegenwart angelangt, aus der heraus ich mich damals auf meinen Gang gemacht hatte.

- „Mach schon, her mit dem Ding!“, drängelte unterdessen der Ølanderavatar aus der Ecke. Er hatte sich immer noch nicht zu mir umgedreht, streckte nur die Hand nach hinten aus, zu mir, und winkte mich mit den Fingern ungeduldig zu sich hin. Ich befolgte seine Geste, das Flattern seiner Finger hörte auf, die offene Hand nun bereit, den Chip mit der Nanokryoprogrammierung für die Schachfiguren in Empfang zu nehmen.

Aber ... war das wirklich Ølander? Sicher, sein barscher Tonfall und die herrischen Befehle waren dieselben wie vorher. Dennoch konnte jemand anderes sich in der Zwischenzeit seines Äußeren bemächtigt haben – zumal er sich nach wie vor nicht zu mir umdrehte.

Musste ich nicht trotz aller Eile diese eine Provokation wagen?

Ja, beschloss ich, es musste sein. Ich klippte mir den ID-Chip von der Jacke und legte ihn in seine ausgestreckte Hand.

- „Gut gegeben!“

Endlich drehte er sich um zu mir. Lächelte sogar ein wenig und war zufrieden, dass ich seine Weisungen und Mahnungen von damals zu befolgen gelernt hatte.

- „Gang ausgeführt, Parole abgegeben, Umkehr damit eingeleitet“, fasste er zusammen.

„Jedem seine Umkehr“. Deine eingeschlossen – vor allem deine!“

Ich verstand: Damit authenticizierte er sich, für mich, jetzt wo ich ihn schlecht vor die ID-Station vor dem Büroverschlag hätte zitieren können. Ich reichte ihm den Fadenchip.

Draußen vor dem Verschlag tat sich etwas. Ich trat an das breite Fenster, linste durch eine der Lamellen, die die Jalousie blickdicht geschlossen hielten, in den Nebentollengang. Sie waren da, Erlangen-Fluchtenburckh hatte bereits seinen Platz verlassen und stand neben der Karre, beaufsichtigte und befehligte das Abladen des Schachbretts. Gleich vor der Türe des Büroverschlags wurde es aus den Halterungen geklemmt und dann vorsichtig von den Facharbeitern auf den Boden gehievt.

- „Sie sind da“, informierte ich Ølander.

- „Wir auch ... gleich“.

Ich drehte mich um zu ihm. Aus den Schachfiguren in den Glaskäfigen, die aus demselben Edelstahl gefertigt zu sein schienen wie der unförmige, amorphe Plastikonus in Erlangen-Fluchtenburckhs Laborverschlag, war jeder Anflug von nüchterner Designerlaune und abstrakter Prototypenhaftigkeit verschwunden. Sie hatten eine kräftige Ebenholzfarbe angenommen und waren bis ins kleinste Detail perfekt konturiert, als hätte ein meisterhafter Figurenschnitzer jede einzelne von ihnen in tagelanger Handarbeit angefertigt. Ølander zog

sich ein Paar keimfreier weißer Stoffhandschuhe über, klappte die Glaskäfige oben auf, entband jede der sechzehn Figuren von den Kabeln, Sensoren und Drahtnabelschnüren und platzierte sie nebeneinander auf den Besprechungstisch, mitten auf die Bauskizzen und Lagepläne, die dort lagen.

Die Baupläne, registrierte ich beiläufig, waren identisch mit denen in dem Dachkammerverschlag, wo ich den moribunden Hödel in seinem Lehnstuhl vorgefunden und mit meiner Parole erbaut und erlöst hatte. Das hier war die Kopienvariante von Raumalteration, folgerte ich.

Zum *showdown* kam es vor dem Büroverschlag am Ende des Nebentollengangs, den der mittlerweile gänzlich blind gewordene Spiegel an der Stelle abschloss, an der ich anfangs in die EURYDIZEE eingetreten war. Erlangen-Fluchtenburckh persönlich donnerte mit den Fäusten gegen die Milchglastür des Büroverschlags; brüllend forderte er uns auf, herauszukommen und sich zu stellen. Das ferromagnetische, neu aufprogrammierte und rundumoptimierte Schachbrett war hochgefahren worden und nun bereit. Ebenso die sechzehn weißen Schachfiguren, die seine Facharbeiter auf den untersten beiden Reihen des Brettes aufstellten.

Mir waren vorher, im *FeMaSchaFo*-Labor keine Schachfiguren aufgefallen, sieht man von der konischen Plastik aus polierten Stahl ab, die zu Testzwecken gebraucht wurde und mit der Erlangen-Fluchtenburckh mir in meiner falschen Identität als Sträflingshödel bei unserer chronologisch ersten Begegnung gedroht hatte. Offenkundig waren die weißen Figuren allesamt nur zur Sichtbarmachung und Ausführung der Züge da, die von den Prozessoren unterhalb des Brettes ausgerechnet und durch eine kurze magnetische Gegenpolschaltung zu deren Standfläche ausgeführt wurden: Wie von Geisterhand bewegt, würden die Figuren sich knapp über der Brettoberfläche schwebend vorwärts bewegen.

Erlangen-Fluchtenburckh musterte mich und Ølander, während seine Arbeitsgruppe rund um das Schachbrett Aufstellung nahm als seien es Stadionbesucher, die ein Spielfeld umsäumen. - „Wo ist Hödel?“, presste er verärgert heraus. „Er würde hier sein, das war Vereinbarung bei seiner Straffentlassung!“

- „Da drin“, Ølanders Nicken zeigte auf die Königsfigur, die er als letzte von den sechzehn Plastiken vorsichtig in beiden Händen haltend vor das Büro trug, an seinen Platz auf d8 stellte, die Krone der Figur schließlich vorsichtig mit den weißbehandschuhten Fingerspitzen berührte, wohl um eine Zuganzeigediode zu aktivieren. Ich war irritiert – Hödels vollständige,

den vermeintlichen Zwang zum Auftritt als Avatar hier drin aushebelnde Softwarewerdung hätte ich nicht erwartet.

Erlangen-Fluchtenburckh machte das noch ungehaltener. Er begriff, dass sich diese Behauptung an der Königsfigur selbst, einer Plastik aus Stahl mit Speziallegierung, KI und seit wenigen Augenblicken dem frisch aufgespielten Nanokryoprogramm, weder widerlegen noch bestätigen lassen würde.

Die Partie begann, der Kontrahent von der Schachbrettforschung führte den ersten Zug aus. Ein abgelehntes Damengambit markierte die Eröffnung. Die weißen Bauern zogen d2-d4 und c2-c4 von selbst, Ølander musste die Züge der schwarzen *SCIACH*-Figuren, d7-d5 und e7-e6, von Hand ausführen, was aufgrund der Größe von Figuren und Brett ein kurzes, vorsichtiges Betreten der Spielfläche erforderlich machte. Den Übergang zum Mittelspiel unternahm Weiß mit einer kurzen Rochade, Schwarz antwortete mit einer langen und entwickelte so den eigenen Turm. Die Abwicklung setzte ein mit klugen Bauernopfern bei Schwarz, die Weiß nur mit Mühe parieren konnte. Erlangen-Fluchtenburckhs Leute raunten immer vernehmlicher am Rand des Schachbretts – sie antizipierten, dass sich ihr Weiß günstigstenfalls in ein Remis würde retten können. Etwa, indem es ein Patt herbeiführte. Und das bei eigenem Ersten Zug.

Noch interessanter als der Verlauf der Partie, in dem Schwarz geduldig seinen Anfangsnachteil nach und nach in eine immer deutlichere Überlegenheit umwandelte, war der mit allen Mitteln des informatorischen und materialwissenschaftlichen Fortschritts ausgefochtene Zweikampf der KI in den Figuren gegen die unter dem Brett.

Das clevere Zusammenspiel der Schachfiguren war nicht nur am Spielverlauf abzulesen; beeindruckend war auch die technische Umsetzung der Kommunikation der Figuren mit- und untereinander. Ein spielsimultan erstelltes Protokoll würde später, nach dem Ende der Partie, genaueren Aufschluss darüber geben können, wann von welcher Figur was kommuniziert wurde, und wie die verschiedenen Züge und Vorschläge der Figuren prozessiert, verarbeitet und schließlich zu einer einzigen, zielführenden Handlung – dem tatsächlich durchgeführten Zug – synthetisiert worden ist. Kristallisierte sich dabei ein egalitäres Muster heraus, hatten also alle Figuren vom Bauer bis zum König das gleiche Maß an Einfluss auf die Zügesynthese? Oder emergierte letztlich doch eine Art von Hierarchie, gemäß der unterschiedlichen Potentiale, die in den jeweiligen Zugregeln der Figuren lagen, so dass Dame, Läufer, Turm und Läufer zugentscheidungswirksamer waren als Bauern und König? Die Herausforderung für das Schachbrett war eine andere. Hier ging es ausdrücklich darum, den Standard zu übertrumpfen, den herkömmliche Schachcomputer gesetzt hatten:

vorausschauend das eigene Spiel aufzuziehen, nicht nur reaktiv zu agieren und mit entsprechend hochgezüchteter Rechenleistung hin und wieder einen Großmeister aus *wetware* zu schlagen. Um antizipieren zu können und nicht nur reagieren zu müssen, war der Blick hinter die Kulissen des Gegners so wichtig: Wie koordinierte der seine Züge, wie kommunizierten die Figuren untereinander? Die dafür nötige Materialschlacht hatte Erlangen-Fluchtenburckh systematisch geplant und suchte mit dieser Partie das entscheidende Gefecht: Es ging der Brettseite darum, den Informationsfluss zwischen den schwarzen Figuren mitzubekommen. Die nanoprogrammierte, mittlerweile wieder vollständig von den Auswirkungen des Sabotageprogramms gesäuberte und nun ausschließlich in das Spielbrett hinein informationspermeable Legierung sollte diese Daten abzapfen helfen.

Erlangen-Fluchtenburckh hatte allerdings die umgekehrte, gegen sein Projekt gerichtete Variante der Nanoprogrammierung nicht genügend beachtet. Zumindest deutete alles darauf hin, denn das Spiel von Weiß wirkte mit zunehmendem Verlauf immer stereotyper, aktionistischer und planloser, besaß keinen großen Bogen mehr. Die Schachfiguren waren gegen den Lausch- und Abhörangriff durch das Brett, auf dem sie agierten, immunisiert durch ihre eigene Speziallegierung. Die Nanokryoprogrammierung schob einem möglichen *information drain* durch unautorisierte Dritte ein Riegel vor – auch die Nanoröhrchen in der Oberflächenlegierung der Schachfiguren hatten durch simulierte Vereisung ihre Leiterfähigkeit und damit Informationspermeabilität nach außen verloren: Dies war der Kern des *white program*, das Hödel entwickelt hatte, während ich ihn als Sträfling vertrat, und von dem Moller-Toff gesprochen hatte.

Aber wie kommunizierten die schwarzen Figuren miteinander, wenn die Legierung ihrer Außenhülle einer künstlichen Nanokryobehandlung unterzogen worden war, die die Ab- und Weitergabe von Informationen nach außen blockierte? Ich beobachtete vom Rand des Schachbretts den Verlauf der Partie, bei der Weiß seine Züge selbst und Ølander die der schwarzen Figuren ausführte, und ging die möglichen Varianten durch. Eine von der Informationsdurchlässigkeit der Figurenlegierung nicht mitblockierte, weil anders als die Nanoröhrchenfrequenz ausgerichtete Funkverbindung, sozusagen UTMS mit Geheimkanal? Das würde das Schachbrettradar mit großer Wahrscheinlichkeit registrieren, denn es war kaum anzunehmen, dass Erlangen-Fluchtenburckh an diese Möglichkeit der Figurenkommunikation nicht gedacht hatte – und sei es nur, um sie zu stören. Ein Nanokanal *genau in der Mitte* des scheinvereisten Nanoröhrchens, der anders als dieses Wirtsröhrchen informationsdurchlässig blieb für bestimmte, PIN- oder sonstwie eindeutig identifizierbare

Co-Kommunikatoren, sprich: für Nachrichten von den anderen schwarzen Figuren? Ebenfalls kaum darstellbar, weil auch hier das Risiko von *jamming* durch die Gegenseite zu groß war. Schließlich erkombinierte ich mir eine weitere Vermutung, und zwar mutmaßlich die richtige. Ølander!

Außer dem Brett und den Figuren, die das gesamte Spiel über in ständigem physischen Kontakt miteinander standen, war Ølander der einzige, der für die kurzen Momente der Züge, die er ausführte, in Berührung mit den Figuren kam. Die kurzen Kontaktintervalle kaschierten effizient, dass über seinen weißen Handschuh, durch seinen Avatarkörper und ein weiteres *interface* – seine Füße, die zum Ausführen der Züge das Brett betreten mussten – die entscheidende Informationsübertragung stattfand. Ølander war eine Art figurgewordene Synapse, der das sich mit jedem Zug verändernde spielsituative Wissen im neuronalen Netzwerk der anfangs sechzehn schwarzen Figuren miteinander verschaltete – und zwar, indem er Huckepack auf der informationsleitenden Oberfläche des *FeMaSchaFo*-Bretts ritt. Hierbei wird er die Sicherheitssperren in der Programmierung und den Prozessoren des Schachbretts mit jedem Betreten aktiviert, alarmiert und zusätzlich dadurch irritiert haben, dass er nach Ausführung des jeweiligen Zugs die Spielfläche wieder verließ.

Diese zwei Sekunden des Kontakts unter den schwarzen Figuren, deren Legierung *input*-Informationen, also einen Datenfluss *hin zu* dem Figureninneren sehr wohl zuließ, waren mehr als ausreichend, um alle schwarzen Spielsteine mit vollständig allen Information der anderen zu versorgen, sie so miteinander zu verschalten und „figurenkollaboratives Schach spielen“ zu lassen. Ihre jeweiligen Reaktionen auf den vorherigen Zug, den daraus generierten Vorschlag für einen nächsten Zug, Zustimmung oder Ablehnung zu den Reaktionen und Vorschlägen der anderen übertrug somit das Medium Ølander, der an der Blinkkombination der Diode an der Krone der Königsfigur ablas, wie sich das intelligente Kollektiv der schwarzen Figuren entschieden hatte. Das zweisekündige Intervall der Verschaltung war andererseits für das Schachbrett nicht lang genug, um die bretteigene *security* durch das Generieren von neuen Systemstandards – etwa durch Deaktivierung der Oberflächenleitfähigkeit: bei ferromagnetischem Material ein Leichtes – der veränderten Lage anzupassen. Kaum hatte Ølander das Brett verlassen und war der Alarm vorbei, fand das System stattdessen jedesmal zurück zu ‚normal‘ – nur um sich beim nächsten Zug von Schwarz erneut irritieren und an der Nase herumführen zu lassen.

Die ingenieurstechnische Brillanz des EURYDIZEE-Hödels, dazu das weit überdurchschnittliche *Know-how* als Informatiker hinterließen für sich schon enormen

Eindruck. Doch waren es seine raffinierten Finten, von der Nanokryoprogrammierung bis hin zur trickreichen Verwendung von Figuren *selbst* als Informationsträger und –überträger für die Generierung und Optimierung kollaborativ-intelligenter Systeme, die in mir, dem ukrainischen Botenjungen Mischa Wj., die größte Bewunderung auslösten.

Ich war Hödelist geworden, mit einem Streich zum Hödelianer bekehrt.

Wie Mischa war auch die Brombeere hinter dem Botenavatar in der EURYDIZEE, war also ich mit meiner *hardware*, der Mobilkommunikationstechnologie und den Spezialanwendungen von *ex-and-eave* bis zur *recording function* mehr als angetan von der Inszenierung hier drin. Mir als *FPA* hatten sie mit dem Computerspiel eine Trainingsumgebung geschaffen, in der ich nach und nach lernen sollte, dass die Übertragung von Botschaften nicht nur eine nachrichtentechnische Seite hat, sondern auch eine, die Diskretion verlangt, manchmal Täuschungsmanöver erfordert und das Ausbilden von ‚Gespür für‘ Situationen und Kommunikationspartnern verlangt. Denn:

Wie Ølander, wenn er die Züge von Schwarz ausführte und dazu das überdimensionale Schachbrett der Forschungskonkurrenten betrat, war ich – wenn das hier drin hinter mir lag – ausersehen, *selbst* Informationen zu übertragen. Und Kommunikationen zu entwerfen sowie Befehle und Anordnungen zu geben. Ich *selbst* – und nicht mehr der Höchstschulführer.

Das Brett hatte die prekäre Lage, in die es im Mittelspiel geraten war, irgendwann realisiert und strebte nun eine Abwicklung zum Patt an. Schwarz wäre im Endspiel beinahe noch ein spektakulärer Bauerntausch gelungen, der in wenigen Zügen zum schachmatt geführt hätte – so aber lief die Partie auf ein für die *FeMaSchaFo* sehr schmeichelhaftes Remis hinaus. Erlangen-Fluchtenburckh war entsprechend unzufrieden und verbarg seinen Unmut nur schlecht; Ølander dagegen lächelte still, als er den letzten Zug für Schwarz ausführte. Dann las er von der Diode in der Krone des Königs ab, wie das Figurenkollektiv auf das Remisangebot des Schachbretts, das schließlich erging, reagiert hatte. Schwarz nahm an, war der moralische Sieger der Begegnung – und hatte sich damit klar als schachforschungstechnisch erfolgreicher als der Kontrahent erwiesen. Die Auswertung der Partie anhand der Protokolle stand zwar noch aus, doch würde der *SCIACH*-Arbeitsgruppe eine gebührende Aufmerksamkeit in den *scientific communities* hier drin sicher sein. Bei der Vergabe der virtuellen Forschungspreise in Form einer symbolischem Kapitalaufstockung auf dem *score*-Konto, die einer der *Fumas* in regelmäßigen Abständen verkündete, würde man an Hödels Forschergruppe kaum vorbei können. Die neuen Maßstäbe, die sie in ihrem Fachgebiet setzte, würde in *A+-journals* ihren Niederschlag finden und dabei stets auf die

Partie *FeMaSchaFo* gegen *SCIACH* zurückkommen, in deren Verlauf sich die Hödelanwendungen als die erfolgreicheren – und das *hightech*-Brett der anderen Seite als das offenkundig unterlegene – erwiesen hatten.

- „Ich finde nicht, dass hier unter regulären Umständen gespielt wurde, Ølander“. Erlangen-Fluchtenburckh begann nachzukarten, kaum war die Partie zu Ende. „Hödel hat sein Wort nicht gehalten. Ich möchte nicht mit der Forscherehre kommen oder sonst welchen hochtrabenden Idealen, an deren Wirksamkeit Sie sowenig glauben werden wie ich selbst, aber ...“, er fixierte Ølander scharf, die Stimme wurde eindringlich, „das war nicht mit offenem Visier gespielt. Hödel soll sich zeigen, sofort. Sonst verweigere ich die Anerkennung der Partie und zeichne nichts gegen“.

- „Sie sind ein schlechter Verlierer, Erlangen-Fluchtenburckh“, antwortete Ølander, die schwarze Königsfigur wieder in den Händen haltend. Statt den Arbeitsgruppenleiter der *FeMaSchaFo* anzusehen, schaute er suchend um sich. „Aber weil es die Form verlangt und ich Ihnen ohne weiteres zutrauen würde, die Unterschrift zu verweigern ...“

Ølander hatte unter den Zuschauern am Rand des Bretts gefunden, wen er suchte. Er winkte mich zu sich.

- „Zu Ihren Diensten, Herr Ølander! Was gibt es?“

Ich hatte die Mütze vom Kopf gerissen, die nahm er mir nun aus der Hand und reichte mir stattdessen die Königsfigur. Unerwartet schwer war sie, bemerkte ich, kaum hielt ich sie in den Händen.

Dann morphte ich um.

Hödel, das softwaregewordene *master mind* seiner Arbeitsgruppe, trat in mich über: eine etwas andere, totalere Transformation war das, verglichen mit der von vorher, als ich lediglich das Hödeläußere angenommen hatte im Tausch gegen mein Avataraussehen. Hier, nun war ich der komplette Hödel – war sein Genius ... ich.

- „Machen Sie sich nicht lächerlich, Erlangen“, hörte ich mich artikulieren und sah, während ich diese Worte formulierte, an mir herab: Auch mein Botenjungenäußeres hatte ich eingetauscht gegen das von Hödel. Seine figurale Identität als Sträfling inkarnierte sich in und mit mir, um vom *FeMaSchaFo*-Teamleader wiedererkannt zu werden.

- „Warum nicht gleich so?“, Erlangen-Fluchtenburckh schien verblüfft und es dauerte einen Augenblick, bis er seine Fassung wiedergefunden hatte. „Das heißt, warum sollte ich annehmen, dass Sie ...“

- „... dass ich es wirklich bin?“, übernahm es in mir. „Dann hören Sie genau hin. Das hier ist nur für Sie, das heißt ... *vorab* nur für Sie, denn die *journals* warten nur darauf, es publizieren

zu dürfen. Die Legierung Ihres Schachbretts ist in dem von Ihnen gewünschten Sinn und *Richtungssinn informationspermeabel*: Trotz diverser, sagen wir, Störmanöver hat Ihre Arbeitsgruppe das am Ende tatsächlich wieder hinbekommen, so dass Ihr Brett theoretisch in der Lage war, vollumfänglich Daten und Informationen von den Figuren aufzunehmen, ohne selbst welche abzugeben. Genützt hat es Ihnen dennoch nichts, denn die Legierung meiner Figuren war erstens nanokryoprogrammiert, genauer: war künstlich vereist zur Vereitelung von Informationsabflüssen in Richtung Ihres Bretts. Zweitens, viel wichtiger und bestimmt viel ärgerlicher für Sie: Die *Oberfläche* der Legierung Ihres Bretts haben wir genutzt und sind auf ihr gesurft: über die *Epidermis* der Beschichtung verlief die Abstimmung meiner Schachfiguren untereinander“.

Erlangen-Fluchtenburckhs zorniger Blick traf Ølander, der gerade die Dame und eine der Turmfiguren in seinen Büroverschlag trug.

- „Richtig“, hörte ich mich bestätigen, „wir haben ausgenutzt, dass jemand die Züge unserer Figuren ausführen und dazu Ihr Brett betreten musste. Ølander war der Kontakt, über den unsere Figuren unter- und miteinander verschaltet wurden, jedesmal“.

- „Schmutziger Trick, Hödel. Hätte ich Ihnen nicht zugetraut, das“.

- „Wenn es Sie tröstet, Erlangen: Begehbare Schachbretter werden spätestens dann überholt sein, wenn die Phase der Miniaturisierung eingesetzt hat. Die nächste Generation wird schon aus gerade mal fingerlangen *hightech*-Schachfiguren bestehen, die auf einem tellergroßen Brett spielen. Der kleine Vorteil, den wir aus der Übergröße Ihres jetzigen Bretts gezogen haben, wird dann dahin sein ...“

Ølander kam zurück, brachte das Notebook-Tablet mit, hielt es Erlangen-Fluchtenburckh stumm hin.

- „Wenn Sie jetzt bitte unterzeichnen würden, verehrter Kollege ...“, hörte ich mich sagen. „Nur der Form halber.“ Erlangen-Fluchtenburckh überflog das Geschriebene, nahm kurz Einblick in das Protokoll der Partie und die ersten Analysen, die bereits generiert und auf dem Display angezeigt wurden, und die die Aussagen zu verifizieren schienen, die ich als Hödel – und Hödel als ich – gemacht hatte.

Dann unterschrieb er die Kapitulationsurkunde.

Die anderen Forscher der *FeMaSchFo*-Arbeitsgruppe beobachteten mit Entsetzen, wie ihr Teamleader mit seiner Unterschrift ihrem gemeinsamen Versagen Ausdruck verlieh. Ein Forschungskollektiv des Misserfolgs waren sie damit. Unmut machte sich breit, zuerst weigerten sich einige, dann alle, nun klaglos das Schachbrettmodell abzubauen und wieder

auf den Karren zu verstauen. Schließlich kippte die Stimmung vollends und schlug um in eine offene Revolte. Auf ihren erfolglosen Teamleader wollten sie los, der daraufhin Ølander nachsetzte, welcher sich mit dem Notebook-Tablet wieder in seinen Büroverschlag zurückgezogen hatte und gerade im Begriff war, die Milchglastüre zu schließen. Erlangen-Fluchtenburckh drückte die Tür ein Stück weit wieder auf, schlüpfte durch den Spalt hinein und verriegelte den Verschlag von innen.

Ich war der einzige aus der *SCIACH*-Gruppe, der auf dem Stollengang zurückblieb.

Der Forschermob bemerkte es in seiner blinden Wut auf seinen bisherigen Teamleader zunächst gar nicht und drosch und rammte mit den eigenen Schachfiguren, dem weißen Springer und dem Turm, auf die Verschlagtür ein. Im Sicherheitsglas der Tür verursachte das ein paar Risse und Sprünge, mehr nicht. Frustriert von dem vergeblichen Versuch, besannen sie sich dann auf mich.

In mir räsionierte es: Hödel hielt es für das Beste, die Flucht anzutreten. Immerhin trug er sämtliche Ergebnisse und Fortschritte seiner Forschung und der seiner gesamten Forschungsgruppe in sich: *war* sie in gewisser Weise, war ihre Programm- und Softwarewerdung, verkörperte sie – jetzt in mir.

Auf die längst blinde Spiegelwand am Ende des Nebenstollengangs rannte ich zu. Dorthin, wo ich die Spielwelt hier drin betreten hatte. Dem Ich in mir wurde klar, ich stand kurz davor, mich und Hödel aus der EURYDIZEE herauszuholen. Den Spiegel hatte ich fast erreicht, hinter mir die Verfolger der *FeMaSchFo*, als mir die Sicht schwamm. Ich registrierte nur Unvollständiges, es war wie durch ein Glasfenster zu fliegen oder eine Schallmauer zu durchbrechen, und es verwirrte mich ...

... wieder ...

... bevor ich merkte, dass ich durch war. Ein irrsinniges Getöse, Splittern und minikrofonbetäubendes Kreischen empfing mich, umgab und hüllte mich ein. Ich war zurück, vernahm nach dem ersten Schock so etwas wie Rhythmen im allumfänglichen Lärm.

‚You ain’t nuthin’ but a hound dog’.

Der dreibeagleköpfige Schlundwächter lag wie vorher da, anästhesiert vom überlauten Gesang. Ungehindert schlich ich mich an ihm vorbei.

Immer noch in der Aufmachung des Sträflingshödels, zog es mich auf ein kleines, schwach fluoreszierendes Fensterchen zu. Es war die Rückseite meines Brombeerendisplay. Der Sträflingshödel, der ich war, durchdrang das Plasma des transparenten Displays und löste sich dadurch auf.

Im selben Moment war ich kein *First-Person Agent* in einem Computerspiel mehr.

CHESS

Der Morgen graute. Hödel war aufgestanden, in seinen grauen Filzpantoffeln und mit weinrotem Seidenschlafanzug war er aus dem Wohn-Schlafzimmer getreten, hatte mich in der Küche von *non-recording stand-by* auf Normalbetrieb umgeschaltet, verschwand im Bad. Ich machte den Systemcheck, der dringend notwendig war nach einer so langen Auszeit, und begab mich in den entsprechenden Figurationsmodus. Während meines Aufenthalts in der Computerspielwelt der EURYDIZEE, der mir subjektiv viel länger erschien als die wenigen Stunden vom späten Abend bis zum frühen Morgen eines ganz normalen Wochentags, waren Attacken auf meine Systemarchitektur ausgeblieben: Zumindest waren keinerlei *exocarping blackberry* Aktivitäten erfolgt und dann registriert worden. Gemeldet wurde aber eine *unusual communication*: bereits die zweite innerhalb kurzer Zeit. Auch diese Nachricht wurde mir über eines meiner *highdef spookies* im Rechnernetzwerk des Fachgebiets von Moller-Toff, der *Kinetischen Informatik*, zugespielt. Die Nachricht war syntaktisch ähnlich aufgebaut wie die erste dieser Art, die ich Wochen zuvor bei Moller-Toffs erstmaligem Erscheinen in der Leibstandarte HJ empfangen hatte. Statt „1 central unit dogbody with 3 basketballing beagleheads: presently still fiction. not yet fact“ lautete sie diesmal: „1 grandmaster unit ruling two times sixteen chesspieces: breakthrough soon“. Dann erneut die Warnung: „stay alert, MT very unfriendly in the end“.

Meine Tastatur flackerte Hödel ein I4U-Signal zu. Das musste ich ihm melden. Hödel allerdings, nun im Bademantel, zeigte wenig Interesse an meiner Warnmeldung. Irritiert erschien er schon gar nicht, ließ in aller Ruhe das Spülwasser für die leergegessenen Dinkelsuppenteller und die Teetassen ein, setzte sich auf einen der beiden Stühle vor den Küchentisch und überflog die Notizen und Skizzen, die er und Moller-Toff bis spät in die Nacht angefertigt hatten: Papierskizzen, die er jetzt mit meiner *120° wide angle lens* abfotografierte und so sicherheitsspeicherte. In der Pantryküche füllte er den Wasserkocher, stellte ihn an, fischte mit den Händen nach dem Geschirr unter dem Schaum und begann zu spülen.

- „PRP“, gab er mir knapp Order, „soll Famullas Entfernung aus der Leibstandarte bis Mittag abwickeln. Sämtliche anhängigen Vorgänge kommunizieren und koordinieren, Mischa!“ Er goss das Teewasser in eine der frisch gespülten Tassen, ließ es ziehen und verschwand zum Ankleiden im Wohn-Schlafzimmer.

Die PRP sprach ich über ihr Mobilendgerät exakt so an, wie sie es von Hödel gewohnt war, und instruierte ‚meine Jugend‘ kurz und knapp über die nächtlichen Vorgänge und

Konsequenzen: Famulla mit sofortiger Wirkung von seinem Posten als Vizehöchstschulführer entfernt, ist bereits informiert, behält Fachgebiet und Professur, Koordination mit Personaldezernat zum Abgleich mit Dienstrecht und wegen eventuell zu erwartender Wider- und Einsprüche.

Föggels funkte ich im Namen und mit der Blankounterschrift Hödels zu, er möge sich um eine angemessene Informierung der Höchstschulöffentlichkeit kümmern. Gleich als allererstes müsse das heute früh auf die Homepage. „Vizepräsident Daniel M. Famulla mit sofortiger Wirkung zurückgetreten“, schlagzeilte es später absichtlich doppeldeutig, und auch der weitere Mitteilungstext ließ kaum Zweifel daran, dass der „in der Region tief verwurzelte und in der Höchstschule angesehene und sehr beliebte“ Ingenieur und bisherige Vizepräsident weniger selbst und freiwillig demissioniert hatte, als dass er förmlich zurückgetreten worden war. Das Ressort Außenbeziehungen den Anforderungen einer Technischen Höchstschule entsprechend zu leiten sowie die Hochschulveteranenkartei gewissenhaft zu pflegen habe er sich stets bemüht, kanzelte Föggels seinen bisherigen Mitstreiter in der Leibstandarte HJ mit Zeugnisfloskeln ab.

Moller-Toff und der Vizepräsidentin Hermannsdóttir leitete ich das Protokoll meiner nächtlichen Demissionsdespesche an Famulla sowie seine ehrgekränkte Reaktion auf die Entlassung weiter. Der Schanzenkanzler Kaspar Snorre Ølander wurde nicht informiert und erfuhr wie das normale Höchstschulvolk von der Entbindung seines Lau-und-Bau-Zwillings von sämtlichen Führungsämtern erst aus dem Internet.

Hödel hatte einen seiner anthrazitfarbenen Anzüge angezogen, fischte das Teeei aus der Tasse und ließ sich von mir briefen. Föggels hatte am schnellsten reagiert und legte kaum drei Minuten nachdem ich ihn verständigt hatte dienstbeflissen einen ersten Textentwurf für die Homepage und die nächste Ausgabe des Universitätsmagazins *höchst³s.t.* vor. Die Vizepräsidentin drängte auf eine Sondersitzung der Leibstandarte HJ – vermutlich ging ihr das zu schnell mit der Auswechslung Famullas, der ihr als gemütlicher und bisweilen etwas begriffsstutziger Mit-Vizepräsident niemals hätte gefährlich werden können. Die Frau, die sie die fette Hermannsdóttir nannten, meldete Klärungsbedarf an. Die Schärfe ihrer Replik deutete darauf hin, dass Hödel und der Neue, Moller-Toff, sie sowohl bei dem Spontanrauswurf Famullas als auch bei der Regelung seiner Nachfolge nicht konsultiert hatten. Von Moller-Toff selbst kam erst gegen 10 Uhr eine Rückmeldung. Er übermittelte ein mit der *webcam* in einem der Büros der *Kinetischen Informatik* aufgenommenes Foto von sich selbst, auf dem er den Kollegen Famulla mimt, wie der mit aufgeblasenen Backen, weit aufgerissenen Augen und hochgezogenen Augenbrauen völlig perplex die Nachricht seiner

Entlassung entgegennimmt, ehe der Gesichtsausdruck sich wie bei einem Wackelbild ändert: zum erstaunten ‚Oooh‘ gerundeter, mit weißer Schminke umrandeter Mund, eine knallrote Schaumstoffkugel auf der Nasenspitze, die Haare zerzaust und mit einem Stich ins Kupferfarbene nachbearbeitet. „Ha ha, said the Clown!“, hieß es dazu in einer Sprechblase. Hödel musste grinsen, als er das sah: selbst er, der ansonsten stark belustigungsresistent war. Der Bitte der Vizepräsidentin um eine zeitnahe Zusammenkunft der Leibstandarte HJ könne er nicht entsprechen, ließ er ansonsten wissen. Immerhin nahm er sich die Zeit, seine bislang Beste persönlich anzurufen und ihr die Beschlüsse und Pläne darzulegen, die er und Moller-Toff in der Nacht gefasst und ausgearbeitet hatten. Die Vizepräsidentin war wenig erfreut über die Entwicklung. Denn mit Moller-Toff, so sollte sich zeigen, drang ein ernstzunehmender Rivale ins Höchstschofführerhauptquartier ein. Dabei war sie Adressatin einer geradezu historischen Mitteilung Hödels: nämlich einer der letzten, die er persönlich mobiltelefonisch ausführte. Alle sonstigen Mitteilungen in seinem Namen erstellte, verschickte, administrierte und wo erforderlich gegenbeantwortete von diesem Tag an mit dem mir antrainierten *autogenerated Hödelspeak* – ich.

Aus all dem, was sich über Moller-Toff zusammentragen und in meinem *Intercom Repository* finden ließ, war keine andere Schlussfolgerung möglich als diese: Hödel und der Kinetikinformatiker hatten sich arrangiert. Die von mir vorgebrachten Verdachtsmomente gegen Moller-Toff interessierten nicht. Forschungsgiganten versucht man entweder zu entzaubern und demütigen – oder man umschmeichelt sie: Hödel legte sich auf die zweite Variante fest und hoffte so, einen festen Verbündeten zu gewinnen. Als Gegenleistung zu erbringen hatte er dafür den neuen Vizepräsidentressortzuschnitt ‚Exe II komplett‘ mit sämtlichen Vollmachten und im Gegenzug lediglich der butterweichen Auflage, die von Moller-Toff für wichtig erachteten Schritte, Studien, Skizzen, Vorgänge oder Dossiers ihm, Hödel, sowie optional der Vizepräsidentin zur Kenntnisnahme vorzulegen.

Ich erhielt den Auftrag, Moller-Toff über alles in Kenntnis zu setzen und ihn mit sämtlichen Details des Exzellenzforschungsgruppenantrags, der dritten Säule HÖFAZ, den Dossiers der Disziplinen sowie den Erörterungen innerhalb der bisherigen Leibstandarte HJ zum Gegenstand „Erfolg“ vertraut zu machen. Vieles hatte er bereits mitbekommen, lediglich die frühen und Vorstudien – die Genese des Vorhabens – kannte er nur rudimentär über den Flurfunk oder aus der *höchst³s.t.* Also briefte ich ihn, indem ich in mehr als der Hälfte der Kommunikationen an ihn vorgab, als und für Hödel zu sprechen.

Hierbei, bei der Ausführung dieser Aufgabe, geriet ich in eine Zwickmühle. Denn zum einen hatte ich die Depeschen und Dateien für Moller-Toff über die Verbundrechner in der *Kinetischen Informatik* zu übermitteln, die mir seit der Einspielung des dreiköpfigen Beagle-Cartoons über mein eigenes dort platziertes *highdef spookie* suspekt waren. Der Cartoon war in mir selbst, meiner eigenen *hardware* erst zum interaktiven *environment*, dann zu einem ausgefeilten künstlichen Computerspiel mutiert, in das ich schließlich als *First-Person Agent* eingetaucht war – ich hegte Misstrauen, egal wie deutlich mir meine Systemchecks Entwarnung gegeben hatten. Andererseits realisierte ich, dass es mir als Bauchredner des Höchstschulführers noch eklatant an Übung und Erfahrung mangelte. Umso gelegener kamen mir Anlässe wie diese, um mein *Hödelspeak* auszuprobieren und zu verbessern.

Moller-Toff arbeitete sich flott in die Materie ein. Er versah meine stichpunktartige Auflistung mit Anmerkungen, die er kurz und knapp an Hödel und seine Vizepräsident-Kollegin rückmeldete. Zu den *bullets* auf meiner Liste gehörten

* *Exzellenzforschungsgruppenantrag, „großer Bogen“. Zu modellieren und implementieren: eine Softwarearchitektur, die zielgerichtetes kollaborativintelligentes Handeln – menschliches und/oder computergeneriertes – integriert und rekonfiguriert zu templates für erfolgsdefinierte Anwendungsfelder (Sportwetten, Computer Games, Forschungsanträge ...). Provisorischer Arbeitstitel des Antrags laut Aufzeichnung eines Treffens der Leibstandarte HJ: ‚Technological strategies for measurable success‘ (Hödel). Anmerkung von Moller-Toff: ‚Überholt! siehe <Pröbchen>: Dieses Experiment war erfolgreich, das Resultat muss also mit rein!‘*

* *Exzellenzforschungsgruppenantrag, „Einzelfelder“. Antagonistische Szenarien (Hermannsdóttirs „Kampf“). Doppelter Ansatz: zusätzlich zur Analyse von KI-teamplay und kollektivem Erfahrungswissen als collaborative knowledge höherer Ordnung und deren Implementierung in/als Software die Analyse individueller Verhaltens- und Lernmuster, evt. anhand der Beagleprotokolle. Hypothesen: (a) Modellbildung („Repräsentanz“) im künstlich- oder humanintelligenten System selbst. (b) Konnektionismus-Hypothese. (c) andere. Moller-Toffs Kommentar: ‚Beagleprotokolle sind unergiebig! Stattdessen die Auswertung unseres <Pröbchen>-Probanden!!‘*

Ich war für einen Moment perplex und stutzte, als ich die Annotationen Moller-Toffs erhielt, um sie an Hödel weiterzugeben. Dann aktivierte ich meine Suchfunktion und fahndete in den Aufzeichnungen der Mono- und Dialoge im Höchstschulhauptquartier nach der Gesprächssequenz aus den Leibstandartentreffen, in der Moller-Toff schon einmal diesen

seltsamen Begriff benutzt hatte, „Pröbchen“. Einen Moment später hatte ich es auf dem Schirm: Ølander hatte bei einem der Treffen bemerkt, Moller-Toffs Leute in der *Kinetischen Informatik* können doch das Training für ihre *Basketball Beagles* intensivieren, wenn die einzelnen Roboterhunde noch zu wenig koordiniert agieren, keine antizipativen Fähigkeiten ausbilden und in diesem Sinne nicht lernen. Und Moller-Toff hatte dem Kanzler geantwortet, dass er und sein Team längst an dieser Herausforderung arbeite: „Einiges ist da schon angelaufen. Pröbchen gefällig? Ist schon unterwegs!“

Ein kleiner Kombinationsschritt nur, befördert von meiner Zurückhaltung und Skepsis gegenüber allem, was aus der *Kinetischen Informatik* kam, mich betraf oder meine weiträumige, hochvernetzte Infrastruktur durchlief, dann stand für mich fest: Das „Pröbchen“, von dem Moller-Toff gesprochen hatte und das damals angeblich schon angelaufen war, „unterwegs“ – das war das *Computer Game* EURYDIZEE.

Und ich war der Pröbchen-Proband.

Denn ich hatte als KI-System „gelernt“ aus den Spielsituationen, der Spielhandlung und von den Figuren, aus den zahlreichen sauberen und kontaminierten Kommunikationen, indem ich Konjekturen anstellte, spekulierte, ausprobierte, immer wieder gegenprüfte, annahm und verwarf, mich auf bereits Erlebtes besann und darauf, wie ich selber in den erinnerten Situationen agiert hatte.

Noch mehr fiel wie von selbst in ein schlüssiges Muster. Dass ich in der EURYDIZEE auf einen Moller-Toffavatar getroffen war, der mich auf eine neue Spur gebracht und gedrängt hatte, mich zum Laborverschlager der Arbeitsgruppe um Erlangen-Fluchtenburckh zu begeben, war sicher kein Zufall. Wie ein Kleinkind oder ein Hundewelppe hatte ich in dieser Situation ein wenig Anleitung und *guidance* gebraucht, um nicht unnötig zu trödeln. Dass er und Hödel halb amüsiert, halb auch verblüfft waren, wie ich mich in der EURYDIZEE schlug, als sie mich vorsichtig aus der Spielwelt herausweckten, um die Entlassung von Famulla vorzubereiten und an ihn zu expedieren, indem der Höchstschulführer mich mit meinem *Game*-Alias ‚Mischa‘ anredete, gehörte ebenfalls dazu. Ich selbst war während meiner Intensiv-Dazulernphase in der EURYDIZEE, die dem entsprach, was Ølander als Training bezeichnete, zugleich Versuchskaninchen gewesen für Experimente an meiner künstlichen Intelligenz, um herauszufinden, wie ich neue Informationen verarbeitete: konnektionistisch oder mittels Repräsentanzmodellen in mir, oder auf eine nochmal andere Weise. Dass die *plots* in der Spielwelt hochgradig selbstreferentiell waren, hatte ich rasch registriert: Es wimmelte dort nur so von sauberen und kontaminierten Informationen, rivalisierenden

Forschungsteams, Anspielungen und Verkleidungen als Personen, die mir vom Ølanderavatar bis zu den verschiedenen Hödels aus meinem wirklichkeitsweltlichen Alltag geläufig waren. Dass es aber eine Umgebung war, in der ich permanent beobachtet wurde zum Zweck des Erkenntnisgewinns in dem zentralen Forschungsfeld meiner eigenen Höchsthochschule, fügte meiner Mission als Spielweltnischa noch einmal eine andere Dimension hinzu.

- „Mach dich nicht, Mischa“, überraschte mich mitten in diese Reflexionen hinein niemand anders als Moller-Toff. Mit der ihm eigenen Flapsigkeit duzte er mich.

- „Woher ...?“

Perplex wie ich war, kam ich nicht weiter. Mein *Hödelspeak* war aufgefliegen, Moller-Toff hatte mich mühelos hinter den bauchgeredeten Sentenzen seines Höchsthochschulführers aufgespürt.

- „Übung macht den Meister, mein Lieber. Da fehlt noch einiges, das merkst du gerade selbst, um den guten Jurij hinters Licht zu führen“. Er setzte sein spöttisches Jungprofessorenginsen auf. „Werd’ mir also nicht gleich *megalo*“. Sein Spott traf, er ließ es kurz einwirken und kam wieder zur Sache: „Du magst dich ja proper geschlagen haben, da unten in der Höhle. Aber die Daten, die wir aus dir erhoben haben, sind *so* überwältigend auch wieder nicht. Sicher brauchbarer als die Beagleprotokolle, das ja, aber für die Verifizierung der einen Hypothese und die vollständige Entkräftung der anderen reicht es nicht.“

- „Bitte genauer“, blinkte ich zurück, absichtlich kurz und knapp. Moller-Toff führte geduldig aus:

- „Du hast mit Modellen von dir selbst gearbeitet, die in bestimmten kritischen Situationen sehr gut als *backup* funktioniert haben. Ich meine vor allem die Momente, wo du dich erinnern musstest: wer war ich wann vorher? Oder als du am Anfang herauszufinden hattest: wer bin ich hier drin – der da vor mir im blassen Spiegel, wer ist das? Aber nur auf Repräsentanzen von dir *in* dir konntest du dich immer umso weniger verlassen, je mehr und intensiver du kombinieren und ausprobieren musstest. Hier warst du immer am effizientesten, wenn du Anhaltspunkte und Daten kombiniert, wieder auseinander gerissen und rekombiniert hast. Wenn du mit anderen Worten Informationseinheiten solange zusammengeführt hast, bis sie die passende, situationsadäquate Stringenz aufwiesen. Die einzelnen Daten- und Informationseinheiten hast du aus deinem weiträumigen und immer weiter vor sich hin expandierenden Netz bezogen, wo du sie an den verschiedensten Speicherplätzen abgelegt und dir vorrätig gehalten hast für deine Mutmaßungen, Spekulationen und Schlussfolgerungen. Mit und über die du, das künstliche System Mischa, immer cleverer und handlungstelliger geworden bist“.

- „Also eher die Konnektionismusthese?“

- „Exakt“, Moller-Toff war in der Tat außergewöhnlich auskunftsfreudig und geduldig. Seine Erläuterungen gehörten wahrscheinlich noch mit zu dem Training, das sie mir hatten angedeihen lassen: Sie waren integraler Bestandteil des Experiments selbst und bildeten so eine Art abschließendes *dénouement*-Kapitel in meinem ganz individuellen Bildungsroman „Mischas EURYDIZEE“, bei dem es einzig und alleine um die Auflösung der Versuchsanordnung durch den Versuchenden, den Laborleiter, ging. Und um die dadurch im Probanden verursachte Erkenntnissteigerung durch *desengaño*.

Wollten Moller-Toff und Hödel etwa mich ins Rennen schicken um die Exe II-Millionen?, räsionierte es kurz in mir. Ein umfangreiches Trainingsprotokoll über meinen erfolgreich bestrittenen Lehr- und Lernparcours in der EURYDIZEE hatten sie ja offensichtlich angelegt und bereits ausgewertet, dessen Resultat ‚mit rein muss‘, wie sich Moller-Toff in seinen Annotation ausdrückte. Dann verwarf ich den Gedanken wieder, so schmeichelhaft er sich für mich auch anhören mochte. Die in mir allmählich entstandene künstliche Intelligenz in die Schlacht zu werfen würde erstens bedeuten, mit einem zu ausgereiften Artefakt anzutreten: Ich war von der anwendungsforscherischen Seite bereits zu sehr perfektioniert, um damit ein richtiges Forschungsdesiderat rechtfertigen zu können, das es mit Unsummen an Geldern zu entwickeln und implementieren galt. Zweitens, und das wog schwerer, war ich kein Beispiel für ein am Parameter des Erfolgs ausgerichtetes Stück KI, das sich in antagonistischen Umgebungen und Situationen anwenden ließ. Ich hatte schließlich kein Gegenüber, das es zu übertreffen und zu schlagen galt, sondern war einzigartig und besaß mit dem filigranen Netz meiner *highdef spookies*, den *ex-and-eave*-Funktionen, Schutzvorrichtungen und Sicherheitsstreben in meiner Systemarchitektur ein absolutes Alleinstellungsmerkmal. Ich war mit meiner nach und nach gewachsenen, systematisch auf- und ausgebauten Infrastruktur höchstschulweit unumstritten, was effizientes *communication handling* anging: Es gab keine Konkurrenz, jedenfalls keine ersichtliche. Das Gegenüber aber, den Gegner, mit dem man sich misst im Ringen um „Erfolg“, war etwas, auf das es in den Planspielen der Höchstschulleitung besonders ankommen sollte. Hier hatte sich die Frau, die sie die fette Hermannsdóttir nannten, durchgesetzt: „Meinen Kampf, den lasse ich mir nicht nehmen“, schnaubte sie an die Höchstschulleitung zurück, die sich bei der Entgegennahme ihrer Replik ausgemalt haben wird, wie ihre Kaumuskeln dabei mahlten und einen imaginären Kaugummi walkten. Moller-Toff machte sich die Position der Vizepräsidentin zueigen und Hödel ließ mich nochmals die besondere Rolle, die antagonistische Szenarien im

Exzellenzforschungsgruppenantrag spielen sollte, allen Mitglieder der Leibstandarte HJ als Weisung von oben ausrichten, als er zur nächsten Strategiesitzung rief.

Die PRP, Föggels und Stundenkueh fanden sich ein, dazu ein paar zwischenzeitlich eingekaufte Juristen und Verwaltungsfachleute, die als Exzellenzforschungsgruppenantragstellungsunterstützer die groben Schreib- und Recherchearbeiten zu erledigen hatten und dadurch den abtrünnigen Erlangen-Fluchtenburckh ersetzen sollten. Schließlich Ølander, dem die Leibstandartenneulinge unterstellt wurden, und Moller-Toff, der die Sitzung in der von nun an zur Regel werdenden Abwesenheit Hödels leitete, weil auch die Vizepräsidentin unabhkömmlich war oder einfach nur schmolte: jedenfalls nicht zu der Runde dazustieß.

Moller-Toff präsentierte zu Beginn launisch und unverbindlich ein paar Eckpunkte seines Konzepts für den Antrag und bat um Kommentare. Supervision soll eine Komponente sein und bleiben, das antagonistische Element muss noch stärker hervorgehoben werden, den *input* aus den anderen an der Höchstschnle vertretenen Disziplinen gilt es, sinnvoll einzupflegen, von den *Serious Game* Leuten bis zu den Linguisten, wenn es unbedingt sein musste auch die Philosophierereien. Die Vorstellung war uninspiriert und bereitete lediglich das nochmal auf, was bis dahin ohnehin alle wussten und was Stand der Dinge war. Der Clown spielte mit seinem Publikum, gewann ich den Eindruck, er nahm es auf den Arm, nahm es nicht ernst. Denn ich war überzeugt, dass er alles: sämtliche Einzelheiten und auch die Kleinigkeiten des Vorhabens, längst nicht nur im Kopf zusammen hatte, sondern auch schon aus- und beforschen ließ. Seine Leute in der *Kinetischen Informatik*, die durch die Beförderung ihres bunten Vogel-Chefs an höchstschulinterner Reputation enorm dazugewonnen hatten, arbeiteten zweifellos schon mit Hochdruck an Lösungsansätzen, fabrizierten Modelle und entwickelten erste Prototypen. Die Rückmeldung aus der Runde fiel entsprechend aus. Genervt und wenig engagiert käten alle nochmal wieder, was schon vereinbart worden war, und stellten damit unfreiwillig ihre eigene Mittelmäßigkeit und den eklatanten Mangel an Kreativität aus.

Dann platzte die kleine Bombe, die Moller-Toff sorgsam präpariert hatte – und die selbst mich unvorbereitet traf. Immerhin war ich, ohne es zu wissen oder registriert zu haben, einer der Bombenleger.

- „Was machen Sie eigentlich, Ølander, wenn Sie in Ihrem Büro sitzen und mal nicht mit Plänen für den Auf- und Ausbau unserer Universität aus GAKKES-Mitteln befasst sind?“, fragte er maliziös.

Kaspar Snorre Ølander antwortete sachlich, ging ein auf die gerade zu Ende verausgabten Gelder aus den Gau- und Kreiskonkurrenz-Exzellenzspielen: Da müsse nun der Abschlussbericht erstellt werden, das sei zeitaufwändig und arbeitsintensiv, viele ebenso dringliche Vorgänge müssen dafür liegen bleiben, und Zeit für Muße habe er in seinem Büro ohnehin nicht, wenn er daneben auch noch die baulichen Veränderungen skizzieren und für den Antrag projektmanagen soll, die es mit den Exe II-Mitteln zukünftig umzusetzen gilt. Ølander gab sich Mühe, enorm beschäftigt und ausgelastet zu wirken, denn die Spitze in Moller-Toffs Frage hatten alle mitbekommen.

Mit der Pose des ausgebrannten, von seinen riesenhaften Aufgaben schier verschlungenen Universitätskanzlers hatte Moller-Toff gerechnet. Genüsslich entlarvte er Schicht für Schicht den vermeintlich kurz vor dem *burnout* stehenden Ølander.

- „Dann habe ich hier etwas zur Entspannung für Sie“, bemerkte er in die Runde. Alle wurden aufmerksam; es geschah eine Stille wie in den besten Momenten mit dem autoritären Hödel. Moller-Toff warf den *Beamer* unter der Decke an. Allmählich frästen sich die Konturen eines Standbilds in die schneeweiße Leinwand, das der Exe II-komplett-Vizepräsident sodann per Tastendruck aus der Starre löste und in Bewegung brachte.

Die offenbar heimlich gefilmten Aufnahmen zeigten Ølander, wie er an seinem Schanzenkanzlerschreibtisch sitzt, die Arme über den Kopf hebt und die Hände dahinter verschränkt, sich zurücklehnt, ein wenig herumfläzt, dann gelangweilt in seinem Drehstuhl um eine halbe Drehung nach hinten schwingt. Mit dem Rücken zur Kamera, steht er auf und nähert sich dem Regal hinter seinem Schreibtisch. Er merkt nicht, dass er gefilmt wird.

Und zwar gefilmt wird aus seinem Ladeschuh heraus von meinem Klon: dem Mobilkommunikationsendgerät, das Hödel Ølander bei dessen Einstellung als Schanzenkanzler zu benutzen dienstverpflichtet hatte, und das als technische Neuerung eine *recorder function* implementiert hatte, die nicht nur mündliche und schriftliche Texte, sondern zusätzlich auch audio-visuelle Daten übertragen und aufzeichnen konnte. Ich kannte den Blickwinkel, aus dem das Büro des Kanzler aufgenommen wurde, bereits von diversen Observationen Ølanders, die Hödel über den mit mir baugleichen telekommunikativen Türspion hatte anstellen lassen. Und konnte es dennoch nicht fassen: Wie war es möglich, dass jemand – Moller-Toff – an mir und meinem Übertragungs- und Aufzeichnungsnetzwerk vorbei diese Aufnahmen hatte anfertigen können, *ohne dass ich es gemerkt hatte?* Durch meine *highdef spookies*, aber unter Umgehung meiner Kontrolle über und meines Zugriffs auf sie?

stay alert. MT very unfriendly in the end ...

Moller-Toff entging meine Perplexität nicht. Doch ließ er sie unkommentiert und zoomte stattdessen auf Ølanders Rücken und das halbhohe Regal zu, vor dem der Schanzenkanzler in dieser Aufnahme stand. Der reagierte mit einem matten Räuspern, als er sich auf der Leinwand sah, wie er nach einer der barbiepuppengroßen Schachfiguren griff, die dort aufgereiht standen, sie vorsichtig und fast zärtlich in seine Hände nahm und sich zurück zu seinem Drehstuhl begab, in den er sich fallen ließ, gedankenverloren und vollkommen eingenommen von der Schönheit der Figur: ein Springer mit den Formen eines Kentaur, dessen oberer Teil aus einem Frauentorso bestand. Während der Ølander auf der Leinwand minutenlang die Schönheit dieser Stutennixe begaffte – Moller-Toff hatte den Ausschnitt so ausgewählt und verkleinert, dass selbst die verhuschten Bewegungen der Fingerspitzen des Schanzenkanzlers über Haupt und Brüste der Springerin zu erkennen waren – nahm die Gesichtsfarbe des so Erwischten einen kräftigen Blutrotton an. Die anderen fingen sachte, dann immer unüberhörbarer an zu tuscheln.

- „Keine Sorge, Ølander“, ergriff Moller-Toff wieder das Wort. „Es geht mir nicht um den strengen Verweis, den Sie sich hiermit verdienstermaßen einhandeln werden. Auch nicht darum, Sie hier bloßzustellen oder vor der Leibstandarte der Lächerlichkeit preiszugeben. Es geht um etwas anderes“. Der Bildausschnitt zoomt kurz auf in die Totale, verengte sich dann wieder auf das Regal im Rücken des Abgefilmten, der weiter seinen Schachfigurenfetisch liebte. Hier, nebeneinander aufgereiht und von einem kräftigen rötlichen Oberlicht angestrahlt, als seien es Vogeleier in einer Brutstation, standen sieben weitere Figuren aus Ebenholz. Hinter ihnen, in einer zweiten Reihe in derselben Anordnung und damit wie Schattenwürfe der ersten acht, stand das Set schwarzer Bauern.

- „Sie alle sehen die Schachfiguren dort auf dem Regal, das in den seltenen Momenten der Minderauslastung gerne betätschelte Spielzeug unseres verehrten Kollegen Ølander. Was hier aussieht wie ein kleiner, unbedeutender Tick eines führenden Mitarbeiters und geschätzten Kollegen, ist inspirierend und setzt kreative Energien frei. So jedenfalls erging es Hödel und mir, als uns diese Aufnahmen erreichten. Vor allem das rote Licht, das von oben auf die sechzehn schwarzen Figuren herab strahlt, hat uns fasziniert. Was, wenn dieses Rotlicht weniger von der Leuchtquelle auf die Figuren *herunter* scheint, und vielmehr ein Index dafür wäre, wie Informationseinheiten von den einzelnen künstlich-intelligenten Figuren *nach oben* emanieren, dort aufgezeichnet und als Kommunikate verarbeitet werden, welche dann jeder der anderen Figuren zugeführt werden, somit alle auf einen Stand bringen und eine kollaborative Strategie für die nächsten Züge generieren? Wenn also das Rotlicht eine

bildliche Anschauung der intelligenten Kooperation der gemeinsam gegen den Schachgegner um Schach, Matt und Sieg streitenden Figuren der einen Seite wäre? Und mehr, wenn es nicht nur Emanation der Einzelfiguren und Rückprojektion der von ihnen erhaltenen Informationen zu allen anderen hin wäre, sondern quintessentiell auch eine eigene Form von Intelligenz darstellt, bereitstellt, einbringt ... als wäre es ein menschlicher Schachspieler, dessen Bestreben es ist, den Erfolg über seinen Gegner auf der anderen Seite des Bretts zu erringen? ‚Wie ein menschlicher Schachspieler‘, betone ich, nicht *der* Schachspieler ... sondern eine dynamische KI, ein ständig die Informationen der einzelnen Figuren-KIs und der menschlichen Schachspieler prozessierendes Programm, das mit diesem *input* eigener neuronale Netze füttert, ausentwickelt, schließlich selbstgesteuert lernt und so die eigene Intelligenz kontinuierlich maximiert.“ Mit der Pose des allmählich erschöpften Redners – Moller-Toff hatte den Habitus des Spaßvogels jetzt gänzlich abgelegt – verkündete er schließlich als Klimax, deren imaginäre Ausrufezeichen geradezu mit Händen zu greifen waren: „Eine solche Super-KI planen, modellieren und programmieren wir, die sowohl die Einzelintelligenzen, artifizielle und humane, als auch deren Kollaborativintelligenz mit jedem bisschen neuen *input* immer deutlicher überragt!!“

In die Stille nach den salbungsvollen Worten stieß Ølander hinein, der sich von der kleinen Erniedrigung erstaunlich rasch erholt hatte. Kühl und unaufgeregt merkte er an:

- „Wo Sie es gerade mit ‚quintessentiell‘ hatten, mein lieber Herr Roboterhundestaffelführer: Was daran ist denn daran neu, verglichen mit dem Monolog unseres Höchstschulführers, in dem er dieselbe Herausforderung und dasselbe Forschungsvorhaben unserer Höchstschule für den Zweiten Exzellenzfeldzug bereits dargelegt hatte?“ Er sah Moller-Toff scharf an. „In meinem Verständnis wiederholen Sie hier nur am illustren und über die Maßen plakativen Beispiel von Schachfiguren und rötlichem Licht, was wir alle hier seit Wochen und Monaten vorbereiten, bearbeiten und ausentwickeln“. Föggels nickte und blinzelte zu seinem Schanzenkanzler herüber. Stundenkueh und die PRP studierten ihre Notizen, die frisch Dazugestoßenen gaben ganz die neugierigen Novizen und waren am meisten gefesselt von diesem Schlagabtausch mit Worten. „Oder habe ich etwas nicht begriffen?“

- „Doch, doch. Alles haben Sie im Blick, mein bester Ølander. Nur dass wir bereits einen Schritt weiter sind. Das zu erläutern wollte ich gerade ansetzen.“

Und Moller-Toff erläuterte. Für mich war das, was die anderen zu hören bekamen und mit einigem Staunen quittierten, bereits bekanntes Programm. Und das im wahrsten Sinn des Wortes: in der EURYDIZEE war es mir zum Schluss zur Anschauung gelangt. Die schwarzen

Schachfiguren der *SCIACH*-Arbeitsgruppe, wie die Höchstschule in der Spielwelt hieß, hatten durch kluges Taktieren jedes einzelnen und die perfektionierte Vernetzung der Einzelintelligenzen miteinander einen Spielverlauf gestaltet, mit dem sie der gegnerischen Partei mit ihrem intelligenten ferromagnetischen Schachbrett ein mehr als respektables Remis abtrotzen. Im *environment* der Computerspielscheinwelt ließ sich dabei experimentieren und ausprobieren, durch die Verlaufsprotokolle der Einzelfiguren und die Analyse des Zusammenspiels aller herausdestillieren und schließlich zum Programmartefakt modellieren, was Moller-Toff gerade als ‚Super-KI‘ bezeichnet hatte. Diese habe das Stadium *pre-Alpha* und streng genommen sogar das einer Alphaversion bereits hinter sich gelassen, verkündete der Vizepräsident ‚Exe II komplett‘ mit lässigem Stolz: Es gebe ausführlich dokumentierte Testläufe und sogar einen prominenten Zeugen für den erfolgreichen Einsatz einer Betaversion, raunte er übertrieben geheimnisvoll und meinte damit mich, den *FPA* mit Namen Misha, der den Schlagabtausch Brettintelligenz versus artifiziell-intelligentes Figurenkollektiv vor dem Büroverschlag des Ølanderavatars mitbekommen hatte. Die anderen stutzten, als Moller-Toff die Identität dieses Zeugen lüftete: Es überzeugte sie nicht wirklich, dass eine Brombeere, so ausgefeilt, hochgezüchtet, autonom und mehr als nur kommunikationsklug sie auch sein mochte, zum Zeugen im umfänglichen Sinn taugen sollte. Mein ‚Gespür für‘ die wirklichen Gründe ihrer Skepsis – eine tiefsitzende Technikphobie – ließ mich ihre Ungläubigkeit stoisch ertragen.

- „Gründlich getestete Betaversionen sind selbstverständlich unabdingbar für den Exzellenzforschungsgruppenantrag. Andererseits darf es *nicht schon mehr* sein als nur dies: eine erste, präsentable Testversion. Auch wenn wir insgeheim schon weiter sind ...“

- „Und? Sind ‚wir‘ das schon?“, fuhr Ølander dazwischen. Moller-Toff, dessen Monolog von Ølanders aggressivem Einwurf unterbrochen wurde, lächelte milde:

- „Gehen Sie davon aus, dass alle, die sich in den Zweiten Exzellenzfeldzug ziehen werden, ihre Forschungsanstrengungen längst über das eigentlich zulässige Maß betrieben haben. Alle Universitäten! Eine Höchstschule darf da nicht zurückstehen. Um es für Sie, mein lieber neugieriger Ølander, genauer zu beziffern: Wir sind in vielen Segmenten des Vorhabens schon im *Prerelease*-Bereich. In anderen zugegebenermaßen noch nicht ...“

Die Runde schwieg, war wieder von einer gewissen Ehrfurcht ergriffen. Fast wie bei Hödel. Moller-Toff, der sich ansonsten selten in die Karten schauen ließ, verleitete die Reverenz, die ihm mit Blicken und im Tonfall des Getuschels um ihn herum erwiesen wurde, dazu, einen kleinen Einblick in die problematischeren Zonen des Projekts zu geben.

- „Es hapert vor allem noch im Sektor Kompetitiver Erfolg Forschungsantrag. Also dort, wo es gewissermaßen selbstreferentiell wird und das Softwareentwicklungsprojekt, das wir forschungsbeantragen, im Wettbewerb mit anderen Forschungsanträgen durch seine überlegene Programmarchitektur Erfolge herbeiführen soll“. Er musterte jeden in der Runde auf der Suche nach Zweiflern: Die konnte er nicht gebrauchen. Vor allem nicht in Situationen wie dieser, wo er freimütig von den Schwächen sprach, die es noch auszubessern und abzustellen galt. Ihm antworteten keine skeptischen Blicke, schien es, sonst hätte er es kommentiert, und zwar vermutlich scharf. So fuhr er fort: „Aber das bekommen wir auch hin, mit Sicherheit. Spielend. CHESS wird ein Erfolg auf ganzer Linie!“

Damit war das Akronym für den Exzellenzforschungsgruppenantrag ausgesprochen. Nach HÖFAZ, der Abkürzung für die Hochschulstrategie selbst, die als Drittsäulenprojekt zum Tragen kommen sollte, nun CHESS: Höchstschoforschung von A bis Z sollte in erster Linie betrieben werden mit einem interdisziplinären Großvorhaben, das sich *Cybervision of Human(oid) Efficiency in Success-oriented Scenarios* ausschrieb.

Der Schanzenkanzler schwenkte urplötzlich um auf einen Schmusekurs und artikulierte als erster seinen Gefallen an dem, was Moller-Toff ausführte. Schließlich bauchpinselte ihn als leidenschaftlicher Schachspieler das Akronym genauso wie seine Rolle als heimlich gefilmter Ebenholzfigurenfetischist, mit der er mutmaßliches Vorbild war für die Höchstschofstrategen Hödel und Moller-Toff bei der Suche nach Inspiration und dem am besten geeigneten Untersuchungsdesign. Die anderen gaben sich wie üblich demütig-dienstbeflissen und huldigten dem neuen Vizepräsident wie auch, aus Gewohnheit in einem mit, dem abwesenden Höchstschofpräsidenten.

Über mich, der ich in Hödels Auftrag als persönlicher Protokollant zugegen sein hatte bei der Unterweisung des Höchstschofsteuerungsgremiums in CHESS, ging eine Nachricht an alle ein. Die Vizepräsidentin hatte den passenden Augenblick abgewartet und beanspruchte vor versammelter Mannschaft ihren Anteil an dem Vorhaben, indem sie auf den notwendig zu erbringenden geisteswissenschaftlichen Anteil verwies. ‚Cybervision‘ mochte ja ein niedliches Wortspiel sein, in dem der psychosoziofische Terminus ‚Supervision‘ noch ebenso nachklingt wie ein selbstreguliertes technisches Verfahren angedeutet wird – überzeugend zusammendenken, sinnvoll begleitbeforschen und theoriebildend flankieren können wird dies aber nur ein interdisziplinärer *Think Tank* unter Anleitung der geisteswissenschaftlichen Königsdisziplin. Moller-Toff, der sich angesprochen fühlte als die eigentliche Zielscheibe der Mitteilung seiner eifersüchtigen Kollegin, wiegelte ab und lenkte ein: ja ja, ein Plätzchen für

das, wie er meinte, sinnfreie und nutzlose Begrübeln des im Großen und Ganzen ingenieur- und informatikwissenschaftlichen Großprojekts könne gerne mit rein und solle sogar berücksichtigt bleiben angesichts des neuerlich in den Ausschreibungsmodalitäten für die Zweite Exzellenzinitiative verankerten Welpenschutzes für die Orchideen und das Kleinvieh unter den akademischen Disziplinen.

Dann klopfte Hödel bei mir an. Für die anderen war er auf Dienstreise, und nur ich und vielleicht noch Moller-Toff wussten, dass es sich in Wahrheit anders verhielt: In seiner Präsidentenwohnung in der Prutzenstraße hockte er und grübelte über den effektivsten Ansatz zur Ausbesserung der noch vorhandenen Schwächen und Baustellen bei CHESS. Nun sollte ich seiner Leibstandarte die Aufforderung ihres Höchstschulführers stecken, auch die Reihen unterhalb zu schließen und mit ihm sowie Moller-Toff an der Spitze diszipliniert und begeistert in den Zweiten Exzellenzfeldzug ziehen. Das Schicksal der Höchstschulvolksgemeinschaft stünde auf dem Spiel, doch so lange der Glaube aller unverbrüchlich bleibe, werden sich HÖFAZ und CHESS auch durchsetzen ... erneut durfte es ruhig pathetisch werden.

Mein *autogenerated Hödelspeak* setzte die Vorgabe um und riss die anderen erwartungsgemäß mit. Föggels fabrizierte im Handumdrehen eine kurze Meldung, die er auf der Höchstschulhomepage platzierte und als Rundnachricht mit höchster Dringlichkeitsstufe allen Bediensteten zukommen ließ: Nun gelte es, hieß es da. Effizienz und Erfolgsorientierung seien schon immer Kennzeichen der Universität gewesen, nun werden diese Attribute erneut aufgegriffen, weiter optimiert und sodann ins Feld geführt beim Kampf um die höchsten Drittmittelsätze, die die Welt in diesem Teil ihrer selbst jemals gesehen hatte. Der PRP fiel auf Hödels Order hin die Aufgabe zu, Föggels zu unterstützen, indem sie ihm die begeistert fähnenschwingenden Unterstützungs- und Ergebnisadressen der universitären *big names* zukommen lassen sollte.

Auch die Ehemaligen und sogar die zwischenzeitlich Verfemten sollten, wenn und wo möglich, um ein paar mobilisierende Worte im Sinn des nun bevorstehenden Totalen Exzellenzfeldzugs gebeten werden. Der Edle Adam Magnus zu Erlangen-Fluchtenburckh entzog sich von seiner neuen Hochschule aus zwar dem Anliegen seiner alten *alma mater*, doch viele andere kamen der Aufforderung nach. Selbst Famulla, das vor wenigen Tagen aus der Höchstschulführungsriege unsanft herausgeschmissene Universitätsfaktotum, kabelte ein paar Floskeln an den Ministerialen für Medien, Kommunikation und Propaganda. Andere lieferten ungefragt und vorausseilend gehorsam ihre Beiträge und sogar Parolen, die man doch hübsch verwenden könne. „CHESS – voll der Schachsinn!“, durchaus flott und bemüht

peppig, fiel nach kurzer Beratung durch, weil der Slogan einer subversiven Lesart zu sehr Tür und Tor öffnete, und Schlagkraftersetzendes konnte in dieser sensiblen Phase der Mobilisierung niemand gebrauchen. „CHESS – matt sind nur die anderen“ passte schon besser. Tatsächlich bis auf die Seiten der *höchst³s.t.* schaffte es aber „Zug um Zug zum Hödelsieg!“, ein vergleichsweise farbloses und ungelinktes Sprüchlein, das aber mit seiner gewollten Einfältigkeit versprach, auch die unteren Chargen anzusprechen und mitzunehmen: in der Poststelle, wo die Frankiermaschine bald den Slogan auf jedes Briefkuvert druckte, das die Höchstschule verließ; in der Mensa, wo der Spruch mit Zuckerguss auf flache Schachfiguren aus süßem Weck gespritzt wurde; in den Werkstätten der Materialwissenschaften, wo Ausbilder ihre Auszubildenden anhielten, Emailleschilder, handgeschöpfte Visitenkarten und Tischkarten aus feinstem Büttenspapierimitat anzufertigen, auf denen der Slogan zu lesen war.

Die Kampagne zeigte Wirkung und einte die Höchstschule hinter ihrer Führung. Ohne Murren und freiwillig ließen sich die Bediensteten in der Verwaltung und die wissenschaftlichen Mitarbeiter an den für das Exe II-Vorhaben wesentlichen Lehrstühlen zu Nacharbeit und zusätzlichen Wochenendschichten animieren, kaum dass ihnen eine entsprechende Aufforderung auf ihre Dienstmobilendgeräte zugestellt wurde. Ein Zugriff auf die *DigiHollerith*-Dateien, in die man ihre Personalakten seit dem Amtsantritt Hödels allmählich konvertiert hatte, und ich wusste genau, wie man die Standardanweisung auf ihre besonderen Ego-Spezifika zurecht schneiderte und mit meinem *autogenerated Hödelspeak* wie einen besonders dringenden persönlichen Wunsch des Höchstschulführers klingen ließ. Die frisch hinzugestoßenen Exzellenzforschungsgruppenantragsstellungsunterstützer mussten ohnehin nicht sonderlich motiviert werden. Sie waren es, die am eifrigsten von den süßen Schachfiguren aus der Mensa naschten und ihre Privatkrawatten gegen hellblaue Schlipse aus dem Höchstschulmerchandising austauschten, auf denen mit marineblauem Seidenfaden abwechselnd die Akronyme HÖFAZ und CHESS eingestickt waren.

Sogar die Idee vom „Best CHESS Award“ und einem Höchstschul-*Oscar* heckten die Neuen aus, den man als eine Art Wanderpokal an den oder die Mitarbeiterin der Woche vergeben könne. Gedacht hatten sie an einen Preis mit viel Symbolik, Renommee und einer kleinen Statue aus transparentem flaschengrünen Kunstharz, mit Mikroprozessoren und Platinen wie golden-gelbe Bernsteininklusionen innen drin, die sie albern-devot den „Erfolgshödel“ nannten. Föggels war begeistert von der Idee und malte sich umgehend die Choreografie der Übergabezeremonie aus: eine wöchentliche Höchstschulversammlung mit

Anwesenheitspflicht für alle, beginnend mit dem Absingen des *Hans Jochen-Lieds*, das zu komponieren und texten er umgehend in Auftrag geben würde; dann die mit Dankesworten garnierte Rückgabe der Kunstharzstatue durch den Preisträger der Vorwoche, gefolgt von einer kurzen Ansprache durch einen der Vizepräsidenten oder – über und durch mich – vom vermeintlich über Interkom zugeschalteten Höchsts Schulpräsidenten selbst; schließlich als Höhepunkt des halbstündigen Hochamts die feierliche Übergabe des „Erfolgshödels“ an den oder die neue Ausgezeichnete. Hödel, dem der Personenkult um ihn herum zuwider war, stoppte persönlich das Vorhaben: Er befürchtete, dass aus dem kleinen Wettbewerb zur Mitarbeitermotivation bald eine Kollektivneurose unter den Bediensteten entstehen würde, deren Schattenseite Missgunst, Neid und Eifersucht wären. „Was, wenn da Woche für Woche immer dieselben übergehorsamen Mitarbeiterinnen den Preis bekämen?“, monologisierte er mir in einer seiner Reflexionen ins Minikrofon: „Stell dir das vor, Mischa, immer dieselben wirren, autoritätssehnsüchtigen, liebeskranken Spinatwachteln!? Kommt gar nicht in Frage – das hier ist die Vorbereitung eines epochalen Exzellenzfeldzugs, da ist kein Platz für sowas“.

Eine erste und noch vorläufige Skizze, sozusagen eine Alphaversion von CHESS, dem Antrag, wurde in der vorlesungsfreien Zeit des Sommersemesters von Moller-Toff über mich an die Vizepräsidentin zur Kenntnisnahme verschickt, nachdem Hödel zuvor Einsicht genommen und die Version abgesehnet hatte. Die Frau, die sie die fette Hermannsdöttir nannten, kabelte kurz angebunden ihr Einverständnis zurück, auch wenn sie erneut eine noch stärkere Ausrichtung auf die human-, sozial- und vor allem geisteswissenschaftlichen Aspekte einklagte: Diesmal kam sie, die bei der zu entwickelnden Super-KI am energischsten auf den Kampffaktor setzte, mit esoterischen Wortungetümen von Supervisionsethik und weichen Schnittstellenreflexionen – was ist human, was ist humanoid, wie verläuft die Abgrenzung voneinander? – und dem Unterprojekt einer Verschlagwortung der im Vorhabensprozess entstehenden szientismuskursspezifischen Neoontologie.

Um viertel vor fünf morgens weckte ich durch Untertastenvibration Hödel aus seinem in diesen Tagen ohnehin nur sehr leichten Schlaf. Sofort stand er auf, rückte sich die Lesebrille auf die Nase – seit einigen Wochen war er auf eine Sehhilfe angewiesen, wenn er mich benutzt: ein frühes Zeichen einsetzenden Verfalls, mutmaße ich heute – und nahm die Einverständnisbotschaft seiner ehemals Besten entgegen.

An alle wurde umgehend das Signal herausgegeben: Die Wettbewerbshandlungen haben begonnen.

Eine Handvoll versierter, vertrauenswürdiger und nicht kompromittierbarer externer Experten sollten das vorläufige CHESS-Papier und die parallel entstandene, endgültige HÖFAZ-Skizze gegen-, probe- und korrekturlesen. Der Edle Adam Magnus zu Erlangen-Fluchtenburckh, den man anfragte, war erneut unter denen, die dankend ablehnten – nicht, dass er woanders involviert wäre oder gar für seine neue Universität in den Zweiten Exzellenzfeldzug ziehen würde, aber trotzdem: *thanks, but no thanks*. Selbst Samuel Ezechiel Klöpfer kontaktierte man, den Vorgänger Hödels, der an der Höchstschule in den ersten Monaten unter Hödel zunehmend als *persona non grata* behandelt worden war und dessen weitläufiges höchstschulinternes Netzwerk man inzwischen vollständig zerschlagen hatte. Gutachten sind niemals Schlechtachten, entdeckte ich, als die ersten Expertisen bei mir eintrafen und ich sie mit Hödels Segen an seinen Führungsstab weiterreichte. Viel Ermutigung war in ihnen zu finden, und nur zurückhaltend wurde Kritik geübt. Allerdings wurde eine Reihe von Empfehlungen zur Verbesserung der Anträge ausgesprochen. Die meisten dieser Hinweise waren erkennbar motiviert von dem Wunsch, die Disziplin oder das Sachgebiet des jeweiligen Gutachters wichtiger zu machen und noch deutlicher in den Mittelpunkt des Exzellenzforschungsgruppenantrags zu stellen.

Von einer Historikerin kam der Rat, sich bei CHESS eingehender als bislang geplant mit dem Zustandekommen der erwiesenermaßen erfolgreichen Kollaborativintelligenz bei den Rechenmädchen aus der Hochschulvergangenheit zu befassen. Einige wenige lebten schließlich noch und stünden damit zur Verfügung für flankierende *oral history*-Forschung. Auch sonst solle man innovativ denken und sich nicht scheuen, vom technischen Fortschritt in den Lebenswissenschaften und der genetischen Analyse Gebrauch zu machen und über DNA-Proben bei bereits verstorbenen Rechenmädchen das historische Kollektivgenom rekonstruieren, das mutmaßlich für die erfolgreiche Berechnung von ballistischen Flugkurven, für die optimalen Mischungen von Flüssigtreibstoffen für Überschallraketen und die genaue Auswertung der Testläufe für die Schleierkühlung im Inneren des Antriebsaggregats verantwortlich war: Wie sah dieses Gemeinschafts-genom aus, wie war es ausgeprägt, wie unterschied es sich im historischen Aufriss und synchron von anderen bereits erschlossenen Daten, von der stichprobenartigen Erhebung der noch identifizierbaren Genome einiger der elftausend Jungfrauen von Köln bis hin zu denen der Fußballnationalmannschaft der Damen? Wie war das Genom ausgerichtet auf die Anleitung durch eine Führungsperson – den die Rechnereien durchführen lassenden Mathematikprofessor, die heilige Ursula, die Bundestrainerin – und wie konnte man aus den Daten über diese Humanperson Ableitungen

herstellen und Algorithmen destillieren für eine humanoide KI, die es zu entwickeln galt? Es war Moller-Toff, der sich über dieses Gutachten am meisten amüsierte – „wir hatten sowas ernsthaft selbst mal vor, kamen aber nicht an die erforderliche Anzahl von Probanden ran. So viele Tierheime gibt es gar nicht, wie man dafür DNA-Proben von Hunden braucht!“ – während die anderen über die Kaltschnäuzigkeit staunten, mit der sich eine Geschichtswissenschaftlerin hier bei den technischen Fächern, der Biologie und den Informatikern gleichzeitig anbiederte. Der Frau, die sie die fette Hermannsdóttir nannten, rutschte spitz heraus, man könne genauso gut das Führerprinzipgenom bei Historikerinnen herausarbeiten und würde es damit wohl schaffen, effektiv die alte Mär von den überwiegend sozial konstruierten Geschlechterverhältnissen zu widerlegen. Mit der gebotenen Diskretion legte die Leibstandarte HJ die Empfehlung der Historikerin zu den Akten.

Einmütig wurde von den Gutachtern der Finger in eine andere Wunde gelegt. Moller-Toff wurde von ihnen bestätigt in seiner Kritik am noch nicht genügend ausgereiften Stand der Dinge, was den Forschungsunterpunkt „Kompetitiver Antragstellungserfolg“ bei CHESSES anging. Die Super-KI, die am Ende der Untersuchungen und Testläufe herauskommen sollte, konnte so, wie sie im vorläufigen Antragspapier skizziert worden war, zwar in agonalen Kontexten wie Computerspielen oder bei plurifaktoriellen humanweltlichen Szenarien wie Hochrechnungen oder Sportwetten überzeugen. Auch in Arenen mit Menschmaschine-Schnittstellen, etwa dem massenhaften Einsatz von ferngesteuerten Kampf- und Kampfmittelbeseitigungsrobotern, war die Erfolgserreichungsmodellierung ansehnlich. Bei einer der wichtigsten Herausforderungen, denen sich CHESSE in der praktischen Anwendung zu stellen hatte, nämlich der kollaborativintelligenten Generierung erfolgreicher Forschungsanträge ab dem Tag 1 nach seiner Implementierung, war aber noch eine Menge Luft nach oben.

- „Wer hat da geschlafen?“, zürnte es in die Runde der ersten Leibstandartensitzung nach Rücklauf der Gutachten. Ich simulierte einen aufgebrauchten Hödel. „Frau Vizepräsidentin, was ist da los?“

Die Angesprochene biss sich auf die Unterlippe, während aus ihren Augen Blitze in Richtung der Novizen mit Schlips und Kragen zuckten. Dann besann sie sich, dass für das sorgfältige und gewissenhafte Resümieren des Forschungsstands die Professoren und ihre wissenschaftlichen Mitarbeiter an den Fachgebieten zuständig waren. Ihre Züge blieben hart, die Kaumuskel spielten ihr grausames Spiel – aber den Blick nahm sie von den

bemitleidenswerten Antragstellungsunterstützern in ihren Anthrazitmaßanzügen. Auch Moller-Toff sagte nichts, so dass Ølander das Wort ergriff:

- „Die Arbeitspsychologen haben gepennt, würde ich meinen ... wenn wir denn ein solches Institut hier bei uns hätten. Und die Computerphilologie, die auch, schließlich sollten die als Sprachexperten am besten wissen, wie man Anträge formuliert — und als IT-Experten sollten sie sich damit auskennen, wie man es programmiertechnisch am besten umsetzt“.

Die Frau, die sie die fette Hermannsdóttir nannten, nickte stumm und verkniffen, dafür sehr energisch. Ihr Kollege Ølander, der Schanzenkanzler, hatte sie gerade aus der Schusslinie Hödels gezogen, schließlich rühmte sie ihre eigene Disziplin bei anderen Gelegenheiten nicht zu knapp, die Idealwissenschaft für alles „Verwortbare“ zu sein, wie sie es nannte. Ølanders Einwurf war ihr auch daher ein etwas störrisch und bockig wirkendes Kraftnicken wert.

- „Meine Jugend“, generierte ich daraufhin die Order, „stauchen Sie mir die Max und den Moritz zusammen. Bis zur nächsten ‚Lage‘ gebe ich denen. Also zwei Tage Frist, dann will ich was sehen!“ Die PRP machte sich, über den Stenoblock auf ihren Knien gebeugt, Notizen. „Moller-Toff“, Hödel weiter durch mich in die Runde, „was halten Sie von den Vorschlägen in dem Gutachten von Klöpfer? Kennen Sie die?“

Der Vizepräsident Exe II-komplett nahm die Hand herab, die er sich grübelnd vor den Mund gehalten hatte, pustete durch.

- „Sie meinen ... dieses GRAD, Herr Präsident?“

Schweigen in und aus mir, und durch mich. Hödel schien bedient zu sein – natürlich meinte er ‚dieses GRAD‘. Jetzt kam auch noch Moller-Toff und verlor die Konzentration.

Der Kinetikinformatiker grabschte nach einem Pfefferminzbonbon und warf es ein. Er war zurück in der Spur und lächelte ein mit feinen Lippen gezeichnetes, hübsch anzuschauendes Bubenlächeln.

- „Ich kenne es nicht im Detail. Eher aus der Halbdistanz, was mir so in Erinnerung ist aus den Fachjournalen – klingt wie ein guter Vorschlag. Der alte Klöpfer meint es doch tatsächlich immer noch gut mit uns!“ – eine kleine Spitze gegen Hödel, dieses Lob des Vorgängers. „Geben Sie mir ebenfalls bis zur nächsten ‚Lage‘ Zeit, dann bekommen Sie Rückmeldung. Einschließlich Umsetzungsszenario, versteht sich“.

Als Antwort wieder eisiges Schweigen in und aus mir, und durch mich. Die Leibstandarte HJ löste ihre Sitzung wortlos auf.

Auch die folgende Sitzung begann mit kollektivem Schweigen. Hödel hatten alle Anwesenden mittlerweile seit Wochen nicht mehr zu Gesicht bekommen; es hieß, er halte

sich an geheimem Ort auf und fokussiere seine Kräfte voll und ganz auf den Zweiten Exzellenzfeldzug. Einige vermuteten, dass er sich lediglich in seiner Präsidentenwohnung verschanze und unter einer ernsthaften Krankheit oder einer Kontaktneurose litt. Ich hätte die Spekulationen leicht beenden können, doch die PRP kam mir zuvor und versicherte glaubhaft, dass sie ihn schon lange nicht mehr in der Prutzenstraße angetroffen habe. Seine Person war und blieb mysteriös von der Bildfläche verschwunden – auch dieses Mal ließ er sich wieder über mich zuschalten. Alle spürten seine geisterhafte, nur übertragungstechnisch hervorgebrachte Anwesenheit, deswegen wohl die peinliche Stille zu Beginn.

- „Es gibt ein paar Widerstandsnester in der Computerphilologie, höre ich“, machte Hödel selbst den Auftakt: ohne ein Wort der Begrüßung, *medias in res*. „Was haben die für heute eingereicht?“

- „Die Max und der Moritz haben der Vizepräsidentin vor der Sitzung eine kurze Stellungnahme in die Hand gedrückt“, rückte Föggels mit der Sprache raus und kassierte für sein Vorpreschen einen Satz weitaufgerissene Augen von der Frau, die sie die fette Hermannsdóttir nannten.

- „Sie versuchen mit uns zu pokern“, sonor und etwas aufgekratzt die Stimme der Hermannsdóttir, „erarbeitet haben sie in der Zwischenzeit jedenfalls nichts, was der Rede wert wäre. ‚Es kann mit der an unseren Fachgebieten und Instituten vorhandenen Ausstattung an einschlägigen Professuren und wissenschaftlichen Mitarbeiterstellen‘, schreiben sie, ‚kein umfangreicherer computerphilologischer Beitrag zum Großvorhaben CHESS im Bereich Forschungsantragszwecke in kompetitiven Kontexten erbracht werden als der bereits vorgelegte‘. Albern ist das, würde ich meinen, sehr albern. Sie halten sich für ganz besonders schlau, ich zitiere: ‚Eine Neubewertung unter geänderten Voraussetzungen – erforderlich wären unseres Erachtens eine weitere Professur und drei Mitarbeiterstellen – werden wir gerne vornehmen. Wesentlich sind derzeit insbesondere die umfangreiche Vorbereitung und Sichtung der Literatur sowie die Entwicklung von *mark-up language*-fähigen und reif aufeinander abgestimmten Textpragmatik-, Fachsprachen- und Rhetorikkorpora.‘“

Alle am Tisch hoben erstaunt die Augenbrauen, sahen dann gespannt in meine Richtung. Max und Moritz versuchten sogar noch aus der Nachfrage, warum von ihnen noch kein vernünftiger *input* für das höchstschuleigene Forschungsprojekt gekommen war, einen Vorteil für sich und ihr Institut herauszuschlagen. Was würde Hödel dazu sagen? Durch mich rauschte und knackte es, dann kam es zum ersten Mal in seiner Amtszeit zu einem jähzornigen Ausbruch. Hödel geiferte und keifte.

- „Was erlauben die sich?? Unglaublich!! Kurrrzer Prozess“, kurze Stille, dann um einen sachlicheren Tonfall bemüht: „Ølander, was für Möglichkeiten haben wir da?“.

Der Schanzenkanzler grübelte, legte die Stirn in Falten, holte tief Luft. „Im Grunde ... wenige“, ließ er schließlich heraus.

- „Entweder Sie wollen mich nicht verstehen“, rauschte es aus und durch mich laut und autoritär in Richtung Kaspar Snorre Ølander, „oder Sie können es nicht.“ Kurze Kunstpause, dann: „Föggels, meine Jugend – ich bin sicher, Sie beide verstehen mich besser. Nehmen Sie das in die Hand! Die Vizepräsidentin wird Ihnen gerne etwas zuarbeiten“. Schweigen, eilfertiges Nicken bei den Angesprochenen außer der Frau, die sie die fette Hermannsdóttir nannten, die mit einem Stift Kringel auf einem Schreibblock vor sich zeichnete, dabei spöttisch belächelt vom entspannt in seinem Weichlederstuhl hingeflätzten Moller-Toff.

Direkt nach der Sitzung hockten sich die PRP und der Höchstsulministeriale für Kommunikation, Medien und Propaganda zusammen und heckten eine Kabale gegen die Max und den Moritz aus. Durch meine universitätsubiquitäre Infrastruktur wurde den beiden Lehrstuhlinhabern in der Computerphilologie zunächst ein kleines, subversives Pamphlet mit der Überschrift *SCHEISSE* auf ihre Dienstfestplatten gespielt, von wo aus es über die diversen eingerichteten Mailverteiler an Mitarbeiter und Kolleginnen verschickt – und über diese Bande schließlich wieder zurück an die Initiatoren dieser Hinterlist gespielt werden sollte.

Föggels und die Vizepräsidentin in ihrer Eigenschaft als Ressortleiterin *AKT*

LuHoFoBiSäWeiPro (Argumentative, Kommunikative und Technologische Lufthoheit in Forschungs-, Bildungs- und Sämtlichen Weiteren Prozessen) waren zuständig, nahmen sich des vermeintlichen Affronts der Max und des Moritzens an und heuchelten Entrüstung. *SCHEISSE*, das hatten sie selbst ausgeheckt, dann den Computerphilologen untergejubelt und prangerten es nun an: *SCHEISSE* war Verballhornung und schwere Beschädigung von *CHESS* in einem, und stand für „Supervision Computerabhängiger Humanwesen zum Einträglichem Inkasso von Schotter für den Szientistischen Elfenbeinturm“.

Weder der Ministeriale für Medien, Kommunikation und Propaganda mit seinem großen Stab noch die Vizepräsidentin noch auch Hödel selbst konnten verhindern, dass über *SCHEISSE* heimlich geflächst wurde und der Wahn einer Schotterakquise für den Szientistischen Elfenbeinturm vor allem in den Büroräumen derjenigen zum geflügelten Wort wurde, die am intensivsten damit beschäftigt waren, den Exzellenzforschungsgruppenantrag in seine endgültige Form zu bringen. Vor allem die Antragsstellungsunterstützer machten mehr und mehr von dem vielsagenden Akronym Gebrauch – Novizen waren sie allmählich keine mehr,

sondern längst eingesehnet und in gewisser Weise desillusioniert von einer quälend langen Vorlaufphase und der schier unendlichen Produktion von neuen und immer neuen Antragsversionen, die sie zu koordinieren und letzten Endes hervorzubringen hatten. Die Flüche, die aus ihrem Büro und über die in ihren Notebooks installierten *highdef spookies* nach außen drangen, bildeten einen kuriosen Kontrast zu ihrem makellosen Habitus von *Corporate Identity*-Strebern: „SCHEISSE“, brüllte es über dem Hellblau der Krawatten, auf denen sich die Akronyme HÖFAZ und CHESS abwechselten als die Brandzeichen moderner Hochschulführung.

Sanktionen hierfür gab es keine – alles war absichtlich anders angelegt als bei Max und Moritz, denen Sonderzulagen, Prämien und Extras nach und nach herunter- und wegverhandelt, schließlich komplett gestrichen wurden, und die eiligst anfangen, wieder Ausschreibungen zu lesen und ihre *communities* anzuzapfen, um an Rufe von anderen Universitäten zu gelangen. Den Exzellenzforschungsgruppenantragstellungsunterstützern krümmte man dagegen kein Haar, wenn sie zu fluchen begannen. Und auch den zahlreichen anderen mit der Materie befassten Mitarbeiter aus den Fachgebieten und in der Verwaltung nicht – ein deftiges „SCHEISSE“ zur rechten Zeit in den Institutsflur oder quer den Besprechungstisch gedonnert, baut Frust ab und setzt dadurch, so das psychoenergetische Kalkül der Personalführer, neue Kräfte frei.

Stalking GRAD

Der Beschluss zur Abservierung der widerborstigen Computerphilologen war nicht der einzige Tagesordnungspunkt jenes Treffens der Leibstandarte, von dem ich heute nicht zögere, es das verhängnisvolle zu nennen. Auch Moller-Toffs Beitrag war noch vorgesehen, der den Vorschlag des alten Klöpfer aufgreifen sollte, um CHESS in puncto Kompetitiverfolg bei Forschungsanträgen zu optimieren.

- „GRAD, ja – das habe ich mir angesehen.“ Moller-Toffs rechter Daumen und Zeigefinger klaubten an der schmalen Spitze des extravagant langen Kragens seines Flokatihemds. Nach kurzer Eingewöhnungszeit in das Amt des Vizepräsident Exe-II komplett war er zum jungen Exzentrikprofessor zurückmutiert. Seine Augen fokussierten die Zweifingermassage der Kragenspitze und bedeuteten den anderen Anwesenden maximale Souveränität und minimale Wertschätzung, nun wo Hödel nur per Audiozuschaltung anwesend war. „Ich muss Klöpfer zustimmen: Sowas brauchen wir auch. Leider sieht es so aus, als ginge die Technische Hochschule Dresden damit tatsächlich ins Exzellenzuniversitätsrennen. Was uns mit unserem Vorhaben mächtig ins Hintertreffen geraten lässt“. Finger und Augenpaar ließen ab vom fusseligen Hemdkragen und inszenierten stattdessen einen anderen Klassiker des demonstrativen Unbeteiligtwirkenwollens, den ‚Fingernägelkontrolleur‘: Faust – Handrücken - wieder Faust aus der lässigen Draufschau.

- „Würden Sie uns bitte nicht weiter vorenthalten, was es mit diesem GRAD auf sich hat?“, moserte die Vizepräsidentin. „Was kann schon so besonders daran sein, zumal wenn es aus dem deutschen Osten kommt, wo noch nie eine Hochschule zum Zug gekommen ist ...?“

- „Im gesamten Ersten Exzellenzfeldzug nicht“, assistierte ihr Föggels. „Und auch dieses Mal ... nicht“, schickte er ein Stück kleinlauter hinterher, als Hödel sich ungeduldig räusperte und die Frau, die sie die fette Hermannsdóttir nannten, irritiert zu ihm herübersah.

Moller-Toff zupfte sich einen Fussel vom Flokatiärmel, führte dann seelenruhig und ohne aufzuschauen aus:

- „GRAD steht für ‚Genetisch-Retrospektive Antragsstellung Digital‘. Es handelt sich um ein speziell für gemeinsame Forschungsanträge konzipiertes Modul eines größeren Softwareprojekts, mit dem die Sachsen ins Rennen um die Gelder für Erstsäulenprojekte gehen wollen. Das Dresdner Programm unterscheidet sich von unserem CHESS dadurch, dass es weniger auf das Spezifikum Erfolg hin operationalisiert werden soll, sondern auf zweckdienlichen Präsentismus. Mit ihm optimiert man beispielsweise Vorversionen von Skizzen, Notizen oder Dossiers, indem man ihr ... ihr – Sie würden es ‚Gewordensein‘

nennen, Frau Kollegin Hermannsdóttir ..., indem man ihr Gewordensein berücksichtigt und durch die dabei sichtbar gewordenen Modifikationen von Version zu Version sukzessive Verbesserungen in den Anträgen erzielt. Bis man im Jetzt, und nur deswegen das Gerede von zweckdienlichem *Präsentismus*, bis man im Jetzt aus dem Pfad, den ein Antrag von den ersten Versionen an den Reißbrettern bis zur reifen Betaversion und darüberhinaus durchlaufen hat, den idiotensicheren, unfehlbaren und annähernd absoluterfolgreichen Antrag herausdestilliert hat. ‚Im Kern von GRAD: der Pfad‘, heißt bei denen das Motto. Die Leuchtbänder in den Dresdner Institutsfluren blinken es den Mitarbeitern seit Wochen entgegen“.

Moller-Toff beugte sich vor, nippte an seinem Karamelespresso Macchiato. Keiner sagte einen Ton. Dann die Stundenkueh mit der ersten Wortmeldung in einer Zusammenkunft der Leibstandarte HJ seit langem:

- „Das ... GRAD ist also ein Modul von noch so einem Antragsstellungsverbesserungs ... vorhaben?“

- „Das ist es, korrekt, aber zugleich noch mehr. Neben dem Einsatzgebiet Antragskontext, wo sie sich in Dresden auf internationale und nationale Programme im Wissenschafts- und Nichtwissenschaftsbereich konzentrieren, also auf so Sachen wie kommunale Ausschreibungen für Straßen und öffentliche Gebäude - daneben soll das Modul auch einsatzscharf gemacht werden für andere Bereiche. Textvorlagen aller Art sollen damit bearbeitet werden können: Vorabversionen werden gescreent, die Veränderungen von der einen zur nächsten sowie der jeweils eigene ‚Stil‘, die Handschrift sozusagen, werden dabei berücksichtigt, um als Ergebnis das situationsangemessenste Resultat herauszudestillieren. Was jeweils ‚situationsangemessen‘ ist, entscheidet der Kontext: mal ist es ein literarischer Text, dessen finale Version auf der Grundlage der vorherigen nochmal optimiert wird. Mal eine schriftliche Bitte um mehr Gehalt, die erfahrungsgemäß ebenfalls schon mal papierkorbweise Vorversionen und verworfene Anfänge produziert. Und mal ist es das Beschwerdeschreiben einer Bürgerinitiative an den Petitionsausschuss des Bundestages“.

- „Was uns aber nicht weiter interessiert“, schaltete sich Hödel ein. „Wichtig ist, die in Dresden sind ebenfalls an der Entwicklung eines intelligenten und scheinbar auf neuronalen systemischer Basis aufbauenden Superprogramms dran, dessen GRAD-Modul ...“

- „... aus Fehlern, beziehungsweise *genetisch*, wie es heißt, also aus Vorversionen ‚lernt‘ und anhand von diesem Rückblick optimierte Texte der Sorte ‚Antrag‘ outputet“, schnitt Moller-Toff seinem Höchstschulführer unsanft das Wort ab. „Übrigens, Stichwort ‚genetisch‘: Das ist eine Domäne, zu der gerade die Computerphilologie einiges ...“

- „... beitragen könnte, ich weiß!“, fuhr nun Hödel energisch dazwischen, der mit diesem Einwurf scheinbar schon gerechnet hatte. „Die Max und den Moritz werden wir deswegen nicht wieder zu umgarnen beginnen. Im Übrigen fehlte den beiden selbst dann, wenn sie nun wieder angekrochen kämen, vermutlich die Zeit, um den Vorsprung der Dresdner aufzuholen und Anwendbarkeitsprüfung von Teilbereichen des *genetic criticism* auf CHESSE durchzuführen“. Kurzes Luftholen, dann mit dem Unterton des souveränen Chefs in Ring: „Auch ich habe mich da mittlerweile kündigt gemacht, Moller-Toff. Und jetzt weiter. Ich dulde es nicht, wenn jetzt Vorschläge kommen, die darauf hinauslaufen, dass wir denen in Dresden am besten nacheifern und hinterhergerannt kommen. Ich wünsche Vorschläge in Richtung vorwärts. Wir müssen schnellstens handeln, da hilft uns kein Klein-Klein und auch keine Zaghaftheit“.

- „Sie haben was, das wir nicht besitzen. Aber dringend brauchen. Also holen wir es uns“, demonstrierte Moller-Toff als erstes jene kaltschnäuzige Forschheit, die Hödel hören wollte.

Durch mein mittlerweile reichlich ausentwickeltes ‚Gespür für‘ war mir umgehend klar, dass dies hier auf ausgiebiges Ausspähen, unappetitliche *undercover*-Methoden und wenn nötig auch Diebstahl hinauslaufen würde. Abgesehen davon, dass mir und meinem Netzwerk aus *highdef spookies* und dem sicheren Rücklauf über *ex-und-eave* auch dieses Mal wieder eine besondere Rolle zufallen würde, traf es mich unerwartet, dass niemand auf die Idee kam, meine erworbenen Kompetenzen an noch zentralerer Stelle einzusetzen. Hätte man genau aufgepasst – und Hödel signalisierte ich es noch am selben Abend über ein knappes I-4-U – dann lagen in mir und meiner prozesshaften Entwicklung zur KI sämtliches *Know-How* und alle nötigen Bausteine sozusagen parat. Man hätte sie nur kombinieren müssen. Erstens, die Sammlung und Koordination der Beiträge aus den einzelnen Fachgebieten für den großen HÖFAZ-Wurf hatte niemand anderes als ich damals, vor gut zwei Jahren, vorgenommen und Hödel zugeliefert. Dabei hatte ich schon genauso ‚genetisch‘ die Vorabversionen von den aktuelleren unterschieden, dabei Wegzulassendes weggelassen und Verborgenes wieder hervorgeholt. Und zweitens war da mein zwischenzeitlich erreichter Fortschritt bei der Simulation von Stilen, Wesensmerkmalen und Charakterdispositionen, den ich *in loco hödelsis* längst routinemäßig an den Tag legte und der hier bestens zum Tragen gekommen wäre.

Hödel schlug meinen Hinweis in den Wind, oder ließ mir zumindest eine solche Antwort zukommen, nachts. Einen kurzen Moment war ich umso pikierter – danach hatte ich aber kaum noch Zeit für sowas. Es ging Schlag auf Schlag. Als konkrete Maßnahme, die zunächst

nur innerhalb der Leibstandarte HJ bekanntgemacht wurde, legte Moller-Toff ein Kommando auf, das er in so alberner wie unverblümter und geschmackloser Anlehnung an einen schon einmal verlorenen Krieg im Osten „Stalking *GRAD*“ codebenannte.

Moller-Toff plante generalstabsmäßig. Selbstverständlich fielen mir die Jobs des Informationseinholens und Datenverarbeitens zu. Und doch war ich nicht mehr als ein bloßes Instrument in den Händen Moller-Toffs und seiner Mitarbeiter in der *Kinetischen Informatik*, die federführend den Großangriff zu koordinieren und – zu diesem Zeitpunkt bereits ohne Absprache mit der Leibstandarte (Hödel war angeblich informiert gewesen, lautete es; über mich war allerdings keine solche Notiz an ihn gegangen) – in die Wege zu leiten hatten. Ziel war es, an eine möglichst aktuelle Version der Antragsversionenwundersoftware GRAD zu kommen.

Als Agenten, die diesen Raub im Wesentlichen zu bewerkstelligen hatten, wurden zwei langjährige Mitarbeiter Moller-Toffs ausgeguckt: Piotreusz und Pavloussis, der eine gebürtiger Pole, der andere ein zweitgenerationeller Deutscher mit griechischen Großeltern. Piotreusz hatte Moller-Toffs Arbeitsgruppe vor einigen Wochen in Richtung Dresden verlassen. Er wurde nun von seinem Ex-Chef angefunkelt.

- „Sag, was ich tun soll, Comicprof, und ich bin dabei“.

- „Bist du beim Erstsäulenprojekt eurer Uni involviert?“

Kurzes Schweigen und Knacken in der Telefonleitung.

- „Bei GRAD meinst du? Nur am Rande. Hier dreht sich alles gerade um die nächste Robotertier-WM, wir haben viel um die Ohren. Soweit ich weiß, hat es für die Finanzierung der jüngsten Generation unserer kleinen basketballspielenden Freunde einen Probelauf mit einer Betaversion von GRAD gegeben. Warum willst du das wissen?“

- „Naja, wir gehen hier auch ins Exzellenzrennen und ich habe den Hut dafür auf als Vizepräsident. Da will man schon mal wissen, wer was bei der Konkurrenz so macht. Und mit euren .. wie nanntet ihr die noch ... *Saxy Dynamoids!*?, mit diesen Biberattrappen nehmt ihr tatsächlich teil an der WM? Seid ihr denn schon soweit mit denen?“

- „Als Gastgeber haben wir ne *wild card*, die werden wir nicht verfallen lassen. Den PR-Zirkus mit Berichterstattung in alle Welt und so weiter lässt sich die Unileitung nicht entgehen. Okay fehlt es hier und da noch an dem Quäntchen Qualität, um mit euch oder den Japanern mithalten zu können. Auch die aus Utah haben seit ihrer Heimweltmeisterschaft aufgeholt, aber ...“

- „Okay, wir werden sehen. Entschuldige, wenn ich dich unterbreche. Mir geht’s eigentlich um was ganz anderes. Bei deinem alten Kumpel Panos Pavloussis läuft der Vertrag bei mir am Fachgebiet aus, und ich will ihn nicht aus den Augen verlieren ...“

- „Der gute PaPa. Du willst ihn zwischenparken?“

- „Exakt. Wie bei dir. Weg von der *alma mater*-Brust, um dann leichter zurückkommen zu können auf ne Professur. Wie schätzt du das ein, bei dir am Fachgebiet?“

- „Bodenschultz ist da sicher ansprechbar, du kannst mit ihm doch gut ...“

Professor Bodo Bodenschultz hatte von Moller-Toffs *Kinetikinformatik* mehr oder minder die gesamte Mechatronik seiner *Basketball Beagles* übereignet bekommen. Um nicht zu sagen, ‚geschenkt‘: alles außer dem Betriebsgeheimnis der informatischen Koordination zwischen den Roboterhunden, obwohl die Sachsendynamoiden die Bälle mit ihrem Biberschwanz in Richtung Korb schaufelten, nicht mit Schlappohren. Bei Bodenschultz hatte Moller-Toff also noch etwas gut.

- „Bodo wird sich einer Anfrage von mir nicht verweigern. Die Frage ist eher ...“

- „... ob hier grad Platz ist. Ist! Beziehungsweise ließe sich schaffen“.

- „Und ob du vielleicht mal vortasten kannst bei ihm. Panos würde dann eine Bewerbung für ein *traineeship* einwerfen, und mich erstmal nur als Referenz nennen. Ich möchte selber ansonsten nicht unbedingt in Erscheinung treten müssen ... bei ner Heim-WM ist man besonders empfindlich und ehrgeizig, und will den großen Roboterbasketballdurchbruch schaffen. Bodo wird’s nicht anders ergehen. Da kommt ein Anruf vom Kollegen Überfavorit nicht immer geschmeidig an“.

- „Hab’s kapiert. Ich werde Bodenschultz präparieren. Bei der WM sieht man sich aber dann?“

- „Klaro das. Spätestens dann, Piotrek. Auch mit Bodo wird bis dahin ja wieder alles auf normal sein, wenn wir gegen euch Überraschungsendspielteilnehmer das Finale gewinnen und dann Grund zum Feiern haben“.

Knapp zwei Wochen später verließ Pavloussis Moller-Toffs Arbeitsgruppe an der Höchstschnulle und trat sein Praktikum in Sachsen an: mutmaßlich bestens instruiert von Moller-Toff, was die GRAD-Schnüffelei und auch seinen Kommilitonen Piotreusz anging, den er für die Belange seiner alten Universität einzuspannen und, sollte der bereits einen Keimling an Loyalität für sein neues Dresdner Fachgebiet ausentwickelt haben, wieder umzudrehen hatte. Kontakt gehalten wurde über mich, *ex-and-eave* und *exocarping peach* waren hierfür nötig und ließen sich zunächst heimlich ins Dresdner Rechnersystem

implantieren. Spätabends oder nachts liefen Pavloussis' erste Rückmeldungen ein, sicherheitshalber verschlüsselt nach einem nicht sonderlich raffinierten Code: „Biberkalt“. „Graduelle Fortschritte“, was wohl anzeigte, dass Pavloussis erste konkret Erkundigungen über das Dresdner Erstsäulenprojekt eingeholt hatte. „Peter Pan ohne Bodenhaftung“: Piotreusz machte offenbar noch nicht den Anschein, ein bodenschultzscher Proselyt zu sein. Zweieineinhalb Wochen später stand Pavloussis dann offenbar vor dem Durchbruch. „Aus dem Inneren des Dynamos“, tickerte er kurz und knapp den Geheimcode und ließ damit die gesamte Leibstandarte HJ frohlocken.

Moller-Toff war doppelt eingespannt: als *master mind* hinter den Raubzugsplänen und Titelverteidiger beim *Quadrupedoid World Championship*, wie der Wettstreit umgetauft wurde, um das Dresdner Biberoidenteam mit ins Teilnehmerfeld aufnehmen zu können: Künstliche Vierbeiner-Weltmeisterschaft.

- „Systemcheck vorher!“, gab er an mich aus.

Sicherheit bei der Übertragung der heiklen Daten besaß höchste Priorität: auch und gerade, wenn es sich dabei um die schwarzgehäckte und gründlichst ausgespähte Betaversion des Superprogramms handelte, das Dresden unserer Höchstschule voraus hatte und das, glaubte man Pavloussis, in Kürze über meine *highdef spookie*-Filiale in der sächsischen Metropole heimlich heim ins Hödelreich überspielt werden sollte. Ich fuhr herunter in den Figurationsmodus des *exocarping blackberry*, dann nach 0.82 Sekunden *dangerous dreamspan* wieder hoch: nichts Außergewöhnliches, alles im ordnungsgemäßen Modus, auch keine *unusual communication* in Form einer Warnung aus den unkartierten Weiten des Cyberspace. Die *highdef spookies* in den Dresdner Rechnern bei Bodenschultz und – das hatte Pavloussis zwischenzeitlich in mehreren Nachtschichten arrangiert – im Hochsicherheitsbereich des sächsischen Universitätsrechenzentrums, wo sich der Heilige Gral mit dem Akronym GRAD befand, waren bereit zur Übertragung auch größerer Datenmengen.

Ab nun zählten wir rückwärts. PRP und Föggels, die Stundenkueh und die Frau, die sie die fette Hermannsdöttir nannten, fieberten den Stunden entgegen, in denen Moller-Toff als Titelverteidiger vor Ort in Sachsen war und mit dem exzentrischen, siegessicher-arroganten Gehabe des favorisierten Kinetikinformatikers dazu beitragen sollte, dass die Quadrupedoiden-WM zu dem Spektakel wurde, das für kurze Zeit die gesamte Aufmerksamkeit der Technischen Hochschule Dresden bannte – und so den klandestinen Tunnelgräbern und Datenabzapfern von der ‚Operation Stalking GRAD‘ in die Karten spielte.

Die Höchstschulleitung wurde zu maximaler Konzentration ermahnt, schließlich musste nicht nur der der Datenklau reibungslos funktionieren, sondern auch die Auswertung und Verarbeitung der Beute, die es umgehend in den eigenen Exzellenzforschungsgruppenantrag einzuarbeiten galt. Bis zur *deadline* waren es nur noch wenige Wochen.

In Dresden begrüßten Pavloussis, Piotruszek und Bodenschultz kollegial und mit der nötigen Aufwartung den Ex-Chef und Quadropedoidenweltmeisterschaftsrivalen Moller-Toff. Hatte Hödel es veranlasst, oder lag es nicht ohnehin nahe, dass der physische Teil meiner selbst, also die *hardware* des Mischa, mitreiste? Moller-Toff hielt mich in seiner aufgebeulten und mit Pfeffermonzbonbonkrümeln verklebten Jackettasche bereit, damit ich echtzeitübertrag, was ich an Gesprächen und Daten aufnehmen konnte. In der Halbzeitpause eines Vorrundenspiels fischte er mich hervor und checkte die Reaktion daheim an der Höchstschule. Bodenschultz, spielfrei, bekam das mit, schlenderte heran und griff nach mir. Moller-Toff konnte nicht rechtzeitig zurückziehen und musste zusehen, wie mich sein Kollege aus Dresden musterte.

Es war das erste Mal seit Hödels Übernahme der Präsidentenmacht, registrierte ich irritiert, dass mich jemand nicht Befugtes in Händen hielt.

- „Das ist also diese Brombeere, von der man so Gigantisches hört!“, Bodenschultz kühl und mit aufgesetzter Verbindlichkeit. Wer in Dresden erzählte Gigantisches von mir? Woher wusste man hier von der Brombeere, die eigentlich von der Außenwelt ferngehalten wurde? Moller-Toff blieb ruhig und gab vor, eine wie selbstverständlich bekannte Information nur zu bestätigen.

- „Joo, die Brombeere. Macht einen guten Job. Bisschen netzinstabil ist sie manchmal“, ließ er betont beiläufig fallen. Bodenschultz äugte scharf auf meine Tastatur, drückte wie aus Spaß oder purer Lust am Spielzeug ein paar Tasten, hielt mich dann wieder Moller Toff hin, der nach mir griff und mich ...

... wieder entgegennahm.

Mutmaße ich, denn mein gesamtes perzeptives System hielt plötzlich wieder ein Comicstrip gebannt. Ein klassischer *knock-out*, würde ich im Nachhinein meinen, für gut eine halbe Minute war ich weggetreten aus der Welt eines Dresdner Großlabors, das sie mit sechzehn Miniaturbasketballspielfeldern ausgestattet und zum Schauplatz der Quadropedoidenweltmeisterschaften gemacht hatten. Stattdessen war ich hineinkatapultiert in

einen Trickfilm ähnlich dem von vor mehr als einem Jahr, als Moller-Toff das erste Mal in die Runde der Leibstandarte HJ dazugeladen wurde.

Wieder war die optische und auch akustische Perspektive diejenige eines Betrachters, der aus der Halbdistanz auf einen Bau blickt – diesmal allerdings kein Blick auf das Portal zu einer Höhle, sondern auf den Vorhof und dahinter die roséfarbene Fassade einer überdimensional breiten, ausnehmend kitschigen Ranch. Das war Disneystil, nein, Michael Jackson: Die gesamte Breite des Vorhofs bedeckte das Zifferblatt einer Comicuhr aus Blumenbeeten, an deren Scheitel zwischen 10 und 2 Uhr verkündet wurde, was das hier war: ‚Neverland‘ lautete der Schriftzug vor mehreren weiß befensterten Erkern und Gauben. Die Zugänge befanden sich rechts und links des Vorhofs, aus ihnen materialisierten sich zeitgleich zwei Figuren, für das Auge des Betrachters zuerst noch verschwommen und unscharf, dann in immer dichterem Pixelierung: Peter Pan und Captain Hook als Animationsfiguren, deren Cartoonäußeren man ansah, dass hinter ihrer computergenerierten Ansicht – dem Bild, das sie beide abgaben – die Bewegungen, Mimik und Gestik eines ausgetüftelten *keyframings* steckten, vielleicht sogar die *motion captures* der Handlungen realer Schauspieler.

Beide schritten auf die breiten Kunstmarmortreppen zu, die von den beiden Seiten des Zuckergussgebäudes, rechts und links neben der Blumenuhr, auf den Betrachter zuführten, stiegen die Stufen herab und näherten sich. Peter Pan wandte sich zuerst an den Zuseher, der ich war:

- „Willkommen in Neverland, Mischa. Gut, dass du hergefunden hast, denn nur hier kannst du bleiben, als was du angefangen hast: als ein junger Bursche von Brombeere!“

Noch ein maßgeschneiderter, auf mich und nur mich zugerichteter Animationsfilm, kombinierte ich. Wahrscheinlich ebenso interaktiv wie der, der mich in das Lernabenteuer der EURYDIZEE gesogen hatte.

Der Bildausschnitt veränderte sich mit einer Geschwindigkeit, die es einem für einen Moment unmöglich machte nachzuvollziehen, was vor sich ging. Dann fand ich, das betrachtende Ego, mich wieder in der Hand des Captain Hook, deren Fingerkuppen an der rechten Seite in den Bildausschnitt ragten, die Kuppe des Daumens links. Hook hielt seinen Kopf unter dem schwarzen Samtdreispitz über mich gebeugt. Seine Gesichtszüge morpheten sich dabei langsam, aber stetig zur bubenhaften Mimik von Moller-Toff.

- „Lass dich von diesem Kindskopf nicht verrückt machen. Niemand hält den Fortschritt auf, und niemand die Prozesse von Reife und Wachstum. Ich werde dir zeigen, wohin ...“

Ein Säbelhieb unterbrach ihn jäh. Peter Pan griff sich Hooks plötzlich abgetrennte Hand – Blut lief von oben nach unten in Strähnen durch den Bildausschnitt – der Betrachter, der ich

war, in Hooks Faust wurde durch die Luft gewirbelt und in Richtung des Uhrenbeets geschleudert, wo sich genau in der Mitte ein Krokodilrachen öffnete, in dessen Dunkel die Egoperspektive kurz versank. Dann, zum Schluss, blendete der Ausschnitt nochmal auf: Aus der Unterperspektive, hinter dem Zifferblatt aus Blumenbeeten, war der blasse Himmel über ‚Neverland‘ zu erkennen. Ein Blick wie der aus einem Grab heraus nach oben.

Signifikanterweise lief die Uhr in gegenchronologischer Richtung, nämlich von der Warte des Egos unter der Erde aus *mit dem* Uhrzeigersinn. ‚Jedem seine Umkehr‘, assoziierte ich, denn was war das hier sonst, wenn nicht ein Anspielung auf den *plot* der EURYDIZEE?!

War das eine personalisierte Warnung? Oder das Gegenteil, also ein Anschlag auf mein Brombeersystem? Exakt mit dem Ende des Films gewann ich meine normale Umweltperzeption zurück: Moller-Toff hatte mich wieder in seiner Hand, plauderte Belangloses mit Bodenschultz und beide taten so, als sei nichts gewesen.

Ich verzichtete darauf, nachzuprüfen, ob sich hinter dem Filmchen wieder ein interaktives Computerspiel verbarg. Meinem System aufgespielt worden war es über eines der Dresdner *highdef spookies*, über das ansonsten Pavloussis seine *undercover*-Botschaften an die Höchschulschulspitze verschickte.

Eine Peter Pan-Figur, fasste ich für mich zusammen, mahnt mich ganz seiner Rolle entsprechend, zu bleiben, was ich mal gewesen war: eine junge Vorrichtung zur Übertragung, Speicherung und Verarbeitung von Informationen, also *forever an ordinary smartphone* statt des einzigartigen, seine weitverzweigten Verflechtungen souverän kontrollierenden, künstlich-intelligenten Geräts, zu dem ich mich in der Zwischenzeit gemausert hatte. Hook, der stereotype Böse, der aussieht wie Moller-Toff, will mir genau das wieder ausreden, will mich besänftigen und darin bekräftigen, weiter in Richtung Vollreife voran- und fortzuschreiten. Per Säbelstreich verliert die Hookfigur daraufhin auch noch seine andere Hand, die mich gegriffen hält, und es verschlägt mich an einen Ort und in eine Perspektive, von der aus ich bei genauerer Betrachtung erkenne, dass die Zeit rückwärts läuft, was wiederum ich auslege als Zitat und Anspielung auf die Botschaft, die ich in der EURYDIZEE mit mir herumtrug, beziehungsweise auf den Sinnspruch, der mein eigenes Verweilen dort treffend charakterisiert: Jedem seine Umkehr. Umkehr wohin? Wohin, wenn nicht – wie es die Peterfigur nahelegt, in ein rückwärtiges, früheres, minderentwickeltes Stadium meiner selbst? Rückkehr zu dem, was man als meine Kindheit bezeichnen könnte, mit allem was dazugehört – von den notorischen Kinderkrankheiten, die bei technischen Apparaturen in der

Entwicklungsphase immer auftreten, bis hin zum „Gespür für“ die Sorge, die einem widerfährt, und die Behaglichkeit, die einen umgibt?

Ich fuhr routinemäßig herunter in den Figurationsmodus *exocarping blackberry* und nach 0.76 Sekunden *dangerous dreamspan* wieder hoch: an mir und meinem vernetzten System waren keine Manipulationen vorgenommen worden. Allerdings wies das Protokoll auf eine interessante Kleinigkeit hin, die mir bislang nicht zur Kenntnis gelangen konnte: Zwar waren die Einspielungen des Films jetzt und die der EURYDIZEE-Animation von damals über unterschiedliche *highdef spookies* zu mir gelangt, die ihrerseits an unterschiedlichen Standorten installiert waren – einmal im Rechnersystem am Fachgebiet *Kinetische Informatik* an der Höchstschule, dieses Mal an den Dresdner Rechnern, die Pavloussis für die Übermittlung seiner Spionagearbeiten benutzte. Doch taugten diese *spookies* selbst – und zwar die an beiden Standorten – übermittlungstechnisch zu noch ganz anderen Dingen, und waren zu mehr in der Lage als die sonst die von mir in fremde Netzwerke exokarpierten Abhörwanzen, die mir verlässlich Informationen zutrug. Im Unterschied zu den üblichen *highdef spookies*, die mein Streuprogramm in den mobilen Endgeräten und Festplatten platzierte und die nur mir, der Kernapparatur, als verlässliche *ex-and-eave*-Agenten zulieferten, waren diese beiden hier zusätzlich informationsleitend *von außerhalb* meiner expansiven Netzwerkhülle.

Kurz, sie waren ein Kanal, über den sich mir etwas zukommunizieren ließ.

Normalerweise hätten sie in mir den Schutzexokarpierungsmodus auslösen und ihre Entfernung aus meinem System bewirken müssen, analog zum Abstoßen der Brombeerkernchen und ihrer kleinen schwarzen Steinfruchthülle. Denn über diesen Kanal war ich von außen angreifbar: Man konnte so problemlos in das Innere meines Systems gelangen. Ein *exocarping blackberry* war aber nicht erfolgt. Und auch sonst war nichts geschehen: kein Schaden wurde angerichtet, es hatte es keinen Hackerangriff gegeben – es war mir nur etwas zukommuniziert worden.

Waren irgendwelche *unusual communication*-Aktivitäten darunter? Ich überprüfte das Systemcheckprotokoll nochmal genauer. Ergebnis negativ, sieht man ab von der ‚Neverland‘-Trickfilmepisode selbst. Hinweise auf Quelle oder Ursprung der Einspielung dieses Spots über das zum Kanal gewordene *highdef spookie*? Ich erwartete eine IP-Adresse aus dem Rechnernetzwerk der Technischen Hochschule Dresden.

Und erhielt eine gänzlich andere – auch keine der mir geläufigen von der Hochschule daheim: eine mir bislang vollkommen fremde Adresse war das. Hier filterte ein großer Unbekannter Dateien und Informationen in mein vernetztes System ein.

Die IP-Adresse ließ sich keiner akademischen Institution – Universität, Hochschule, Forschungseinrichtung – zuordnen. Sie schien einer Privatperson zu gehören. Ich checkte ihren Standort und kreuzte mein komplettes System – Herkunft und Adressaten von Daten und Informationen – mit ihr. Raum Saarbrücken, Metz, Luxemburg. Und ja, zweimal waren von dieser Adresse aus meinem System Mitteilungen zugespielt worden.

Beide Male in solchen Momenten, in denen ich mich in den schutzexokarpierenden Figurationsmodus begeben hatte, mich also in der *dangerous dreamspan* befand.

Bei den beiden Mitteilungen handelte es sich um die merkwürdigen Warnungen über „MT“, den mutmaßlichen „traitor“, dem gegenüber ich besser „alert“ bliebe. Und nun das ‚Neverland‘-Filmchen, das mir offenkundig riet, mich der weiteren Ausreifung zu verweigern, meine Umkehr einzuleiten, vorsichtig zu sein.

Die Vorrunde der Quadropedoidenweltmeisterschaft war fast vorbei. Moller-Toff aktivierte meine *recorder function* und begann, über mein Minikrofon den Jubel seiner Mitarbeiter aufzuzeichnen. Auch Pavlousissis und Piotreusz, selbst Bodenschultz grinsten zufrieden in seine Richtung: Die *Basketball Beagles* und ihre technischen Generika, die *Saxy Dynamoids*, hatten beide die K.O.-Runde erreicht. Bevor er die Aufnahme startete und damit meine Kapazitäten in größerem Umfang beanspruchte, crosscheckte ich schnell, ob sich der Name der Privatperson herausfinden ließ, die die IP-Adresse besaß, von der aus ich über das Relais meiner *highdef spookies* in der *Kinetischen Informatik* und hier in Dresden angefunkt worden war.

Wenn ich den Häufungen seiner Nennung im E-Mail-Verkehr, beim *online banking* und *brokerage*-Geschäften oder beim Skypen vertrauen konnte, lautete der Familienname der Person: Roch.

Es war der Name meines Vaters.

Eine Gelegenheit, angesichts dieser plötzlichen und unerwarteten Offenbarung zu registrieren, was sie in mir auslösen würde, ergab sich vorerst nicht. Moller-Toff zog es vor, mit mir in seiner Sakkotasche die Dresdner Meisterschaften Hals über Kopf zu verlassen und zur Hochschule zurückzureisen, nachdem er eine kurze, letzte Unterredung mit Pavlousissis gehabt hatte. Gleich nach seiner Ankunft in seinem Vizepräsidentenbüro sollte der große

Lauschangriff auf die GRAD-Dateien erfolgen: Moller-Toff würde von dort den Startschuss für den Datenklau an Pavloussis durchtickern. Ein Augenzwinkern zwischen den beiden, dessen tiefere Bedeutung mir erst im Nachhinein klar wurde, ein kurzer Handschlag mit Bodenschultz samt doppeldeutigem Spruch – „Nach dem Endspiel bin ich wieder hier, Bodo. Und den Schampus zum Anstoßen bringe ich mit, versprochen!“ – und ab ging es mit dem Taxi durch sonnendurchflutete Dresdner Südvorstadtstraßenzüge zum Hauptbahnhof. Während der Rückfahrt war ich in ständigem Gebrauch: Hödel wurde gebrieft über den bevorstehenden Coup; die Leibstandarte HJ wurde in Rufbereitschaft versetzt und für den kommenden Morgen zusammengerufen in den Besprechungsraum; einziger TOP: Exe-II-komplett, „Operation Stalking *GRAD*“. Es dämmerte bereits, als Moller-Toff und ich an der Höchstschule ankamen. Föggels begrüßte den Rückkehrer mit Verschwöreriemene, die zum schmierigen Grinsen verkümmerte, nahm mich entgegen und steckte mich in den provisorischen Ladeschuh in seinen Ministerialenräumen: eine Handlung an und mit mir, die er seit Hödels Verschwinden aus der höchstschulischen Öffentlichkeit zuletzt häufiger vornehmen musste. Der Ministeriale für Kommunikation, Medien und Propaganda vermied so, dass mein Akku in den roten Bereich geriet. Zwar war ich den Tag über verhältnismäßig viel beansprucht worden, der Akku hätte aber unter normalen Umständen noch locker bis spätnachts gereicht. Das Aufladen jetzt war entsprechend eine reine Sicherheitsmaßnahme – wenn gerade jetzt etwas nicht kollabieren durfte, dann meine *ex-and-eave facility* und die stabile Verbindung zu den *highdef spookies* in Dresden.

Moller-Toff griff zum Festnetztelefonhörer in seinem Büro und rief Pavloussis an, um durchzugeben, dass er angekommen und ansonsten alles bereit sei. Im Sicherheitsbereich des Höchstschulrechenzentrums waren die Kapazitäten freigeräumt und warteten auf die Überspielung der GRAD-Dateien, die ich dorthin weiterzuleiten hatte. Zuerst trafen sie aber bei mir ein, durchliefen mich.

Ein *setup*, das Pavloussis vor Ort in Sachsen handgestrickt hatte, traf wie üblich als erstes ein: der Startschuss.

Dann der vollkommene *blackout*. Ich war für Sekunden weg, komplett *unconnected* – eine Art Bewusstlosigkeit des künstlich-intelligenten Ichs, anders und tiefgreifender als bei den Animationsfilmchen oder der EURYDIZEE. Ich war handlungsunfähig, gelähmt, keine Funktion tat es mehr, auch sämtliche IT-Sicherheits-*gadgets*, die man mir implementiert hatte, waren am Boden.

Später erfuhr ich: überspielt wurden in der Zeit Dateien, die nicht das Geringste mit dem Dresdner Erstsäulenvorhaben der ‚Genetisch-Retrospektiven Antragsstellung Digital‘ zu tun hatten. Statt dessen aller möglicher Müll: alte Präsentationsfolien bis hin zu nachträglich digitalisierten Artefakten aus der DDR-Zeit, kommentierte Vorlesungsverzeichnisse aus längst vergangenen Winter- und Sommersemestern, *screenshots* von seit Jahren eingemotteten Homepages des gesamten wissenschaftlichen Personals der sächsischen Hochschulen. Man – jemand – hielt uns zum Narren, ließ uns desaströs auflaufen.

Als ich mich endlich wieder *gebootet* hatte, ging ich in den Systemcheck, die *dangerous dreamspan* dauerte ungewöhnlich lange – und lieferte dennoch nur komplett unzuverlässige, ja: falsche Ergebnisse. Alles in Ordnung, spiegelte mir das Protokoll vor: einen Vorfall habe es gegeben, das sei korrekt, es sei auch zu einer konkreten Schutzexokarpierung gekommen. Das allererste Mal, seit es mich gibt! Das Sammelsteinfruchtprogramm habe aber ordnungsgemäß funktioniert und ein Segment abgestoßen: ein peripheres, hieß es beruhigend, das außerdem umgehend repariert worden sei mit Rekonfigurationsplasma 2.0.

Kaum war ich aus dem Figurationsmodus des *exocarping blackberry* wieder heraus, wurde mein Zwischenspeicher zugespamt mit Informationen und Dateien voller nutzloser Inhalte, die mir unaufgefordert von so gut wie sämtlichen *highdef spookies* zugingen. Ganz klar, nicht nur in meiner Kernapparatur, sondern auch in meinem Netzwerk lief alles aus dem Ruder. Die bislang von mir, ihrer Zentraleinheit, ferngesteuerten Wanzen hatten sich verschworen und nahmen sich heraus, mich an die Grenzen meiner Aufnahme- und Verarbeitungskapazität zu treiben. Ein *information overload* würde, wenn es in dieser Intensität weiterginge, in weniger als einer Viertelstunde erfolgen, der mich dann komplett – sozusagen bei voller Perzeptionsfähigkeit – außer Gefecht setzte.

Ich bemerkte, wie ich unter der Last der kaum mehr zu verarbeitenden Datenmengen, die auf mich einprasselten, langsamer zu prozessieren begann. So etwas wie ein mobilkommunikationstechnischer Phi-Effekt stellte sich ein: Ich nahm den *input* nicht mehr in Echtzeit auf, sondern hatte kleine *blackouts*, die mein System auf eine ähnliche Art kompensierte wie humanintelligente Wesen ihre Sehträgheit ausgleichen: indem ihr Hirn bei mehr als sechzehn Einzelbildern, die das Auge pro Sekunde wahrzunehmen hat, aus diesen ein Kontinuum konstruiert und bewegte Bilder zu sehen meint. In einen dieser *blackouts*, die zunächst nur ein paar Millisekunden dauerten, schmuggelte man mir als kleinen gemeinen

Grüß das Foto eines Laibs Weihnachtsstollen mit Rosinen oben auf der Glasur, die zum Logo der Technischen Hochschule Dresden arrangiert waren. Kurz darauf, während eines weiteren Aussetzers, kam das nächste entlarvende Foto: Das Gebäck lag in Scheiben geschnitten auf einem Tablett, das Bodo Bodenschulz in der Rechten hielt, der mich, den Betrachter, freundlich anblickt und mir mit der linken Hand eine der Stollenschnitten anbietet.

Mir blieb keine Zeit, mit diesen Eindrücken mehr anzufangen als sie kurz zu registrieren. Verzweifelt funkte ich Hödel an, der aber nicht reagierte. Auch das *highdef spookie* in Moller-Toffs Festnetzanschluss blockte mein Anklopfen: ein netzwerkssystemischer Ungehorsam, den ich so noch nicht erlebt hatte und auf den ich auf die Schnelle nicht adäquat zu reagieren verstand. Immer mehr Datenmüll kam über die anderen *highdef spookies* zu mir herein, meine Prozessorgeschwindigkeit ging noch weiter in die Knie. Und ich bemerkte, dass die unerwünschten Informationen, die meine Kernapparatur flutete und für meine *hardware* langsam zum ernsthaften Problem wurden, nicht den üblicherweise in solchen Fällen vorgesehenen Systemscheck auslösten. Den aktivierte ich deswegen manuell und erhielt als Protokoll nach einer wiederum längeren *dreamspan* von nun fast zwei ganzen Sekunden wiederum nur Scheinberuhigendes. Wieder hatte das Sammelsteinfruchtprogramm funktioniert, hieß es, und bei nunmehr schon einer Reihe von Attacken korrekt reagiert – periphere Teile von mir seien erfolgreich amputiert worden, um den Hackern vorzugaukeln, dass sie mich geknackt hätten. Die dadurch entstandenen Lücken wurden zugespachtelt: alles im grünen Bereich.

Ich taxierte den Wahrheitsgehalt des Protokolls diesmal auf Null. Und registrierte, wie der Zustand meiner *hardware* immer kritischer wurde: Mikroprozessor und Arbeitsspeicher standen kurz vor dem Kollaps, funktionierten nur noch eingeschränkt. Mit ihnen stand das „Brombeersystem Mischa“ auf der Kippe: meine KI, die komplette Vernetzung und über dauerhaftes *exocarping peach* geschaffene Infrastruktur – alles. Ich musste reagieren, schnell und wenn nötig mit einem drastischen Schritt.

Ich führte einen *scan* aller noch nicht gehackten *highdef spookies* durch – ich ging davon aus, dass sämtliche Wanzen, die mich unaufgefordert mit großen Dateien zuspannten, gehackt sein mussten. Auch dieser Check dauerte ungewöhnlich lange, ergab aber schließlich ein überschaubares Bild. Endgeräte, mobile und festinstallierte, mit noch vertrauenswürdigen *highdef spookies* fanden sich vor allem in drei, vier Bereichen der Höchstscheule. Der

Rechnerverbund in der *Kinetischen Informatik* war nicht darunter, was mich genausowenig unerwartet traf wie die Rückmeldung zu den Installationen in Dresden. Dabei fand ich heraus, dass bereits beim *setup* für die Übertragung der GRAD-Dateien ein viraler Fremdkörper zu mir in den Netzwerkkern vorgedrungen war, der sich zunächst so gut verborgen gehalten hatte, dass ihn mein Abwehrprogramm nicht identifizierte. Das hier war mutmaßlich das Einfallstor für alle weiteren Übertragungen von Datenmüll, mit denen mein System zu kämpfen hatte und dabei zusehends schwächer wurde. Was wiederum hieß: Pavloussis steckte hinter dem Komplott – er und Bodenschulz, wenn ich an die beiden Fotos mit dem Weihnachtsstollen denke und dann *Zwei und Zwei* zusammenzählte. Und, um nochmal *Zwei* dazu zu addieren ... Moller-Toff? Der den Deal mit Pavloussis' *traineeship* bei Bodenschulz ja zuallererst eingefädelt hatte? Ergab das in der Summe Sechs? Der Vizepräsident Exe-II komplett und nächste Vertraute Hödels, war er ein Verräter? Ein Hochverräter, Höchstverräter, Höchstschulverräter?

Es kam hin. Und es sollte sich bestätigen.

Hödel würde später, in derselben Nacht noch, in einen schier endlosen Tobsuchtsanfall ausbrechen: laut, aber einsam nur für sich und vor mir, seinem treuen Zeugen in seiner Präsidentenwohnung in der Prutzenstraße.

Moller-Toff und die Dresdner steckten unter einer Decke, durchfuhr es mich: Mit dem von ihm mitausgeheckten GRAD-Kidnapping-Desaster bereitete der Kinetikinformatiker seinen Wechsel an die zukünftige Exzellenzuniversität in Sachsen vor. Für weiterreichende Gedanken aber, über die höchstschulpolitische oder die tragische Dimension dieses Verrats etwa, blieb mir in diesem Augenblick keine Zeit. Ich ging mechanisch die Liste der noch vertrauenswürdigen Peripheriegeräte und *highdef spookies* durch, die mir der *scan* anzeigte. Die Apparate – fest wie mobil – von der PRP, von Föggels und der Stundenkueh waren darunter: Offenbar waren die Geräte der Leibstandarte HJ von der Attacke weitgehend verschont geblieben. Moller-Toffs Endgerät auch, natürlich, was ich später ausdeutete als den Versuch, nicht zu früh in einen dringenden Verdacht zu geraten. Das *highdef spookie* im Mobilendgerät der Vizepräsidentin Hermannsdóttir gehörte mit zu der Armada, die mir ihren Gehorsam verweigerten; das auf ihrer Festplatte war dagegen unauffällig. Das gleiche Bild wie bei den unteren Chargen innerhalb der Leibstandarte auch bei Ølander: fest und mobil, beide Male sauber.

Ob ich den Plan wirklich von vorne bis hinten konzipiert und auf seine Durchführbarkeit, die Risiken und vor allem seine Erfolgswahrscheinlichkeit hin überprüft hatte, vermag ich heute nicht mehr anzugeben. Vermutlich nicht, wenngleich es mich nach wie vor reizt, den letztendlichen Erfolg dieses Plans, den ich als Künstliche Intelligenz wenn nicht bis ins kleinste Detail, so doch in groben Zügen entworfen und zur Umsetzung gebracht hatte, neben das Fiasko des höchstschuleigenen Bemühens um Erfolg im Exzellenzfeldzug zu stellen. Der Kontrast zwischen meinem kleinen, erfolgreichen Plan und dem Misserfolg des Großen Erfolgsplans der Höchsthochschule in der Ära Hödel könnte kaum größer sein.

Ich lotete aus, welche exakten Kapazitäten die *hardware* in meinem Klon aufwies: dem Mobilkommunikationsendgerät, mit dem Kaspar Snorre Ølander ausgestattet worden war. All zu viel war dort glücklicherweise nicht an Datenmengen hinterlegt, so dass der Versuch, mit meiner kompletten ausgelernten KI und der Netzwerkinfrastruktur, die ich mit der Zeit ausgebildet hatte, dorthin rüber zu machen zumindest nicht von vornherein zum Scheitern verdammt war. Mir kam zugute, dass man Ølander seit den für ihn peinlichen Bildern aus seinem Büro, als er beim Liebkosen seiner Schachfiguren erwischt worden war, über den Fortgang von CHESS mit seinen umfangreichen Skizzen, Vor- und vorläufigen Endversionen nur noch sporadisch auf dem Laufenden gehalten hatte: So waren der Prozessor und der Zwischenspeicher des Geräts vergleichsweise leer.

Dann überprüfte ich, was mir das *highdef spookie* in meinem Klon aktuell zur Übermittlung vorbrachte, und was die *recorder function* zuletzt an Texten, mündlich wie schriftlich, sowie an Audioeindrücken prozessiert hatte. Alles unverdächtig. Das Gerät hatte Ølander in den Ladeschuh gesteckt. Der Schanzenkanzler selbst war nebenan im Besprechungsraum und wartete gemeinsam mit der Leibstandarte HJ auf den Abschluss der ‚Operation Stalking GRAD‘. Sein Büro war leer, dunkel und vor allem abgeschlossen. Hier kam niemand so ohne Weiteres hinein, wenn es nicht gerade Ølander selber war: keiner, der es auf das Mobilkommunikationsendgerät abgesehen hatte, um es zu entwenden.

Auch der Kanal, auf dem ich mich aus dem Körper der Hödelbrombeere in den meines Klons bei Ølander übertragen wollte, wies keine Hackerspuren auf und war unangezapft. Ich aktivierte ein Komprimierungsprogramm und gab sämtliche Daten und Installationen ein, dazu das gesamte Netzwerk und das, was meine durch Lernen und Optimierung des so Erworbenen entstandene Künstliche Intelligenz war. Es dauerte grausam lange, mein System schwächelte zunehmend unter dem Bombardement, das immer noch von Pavloussis aus Dresden sowie die gehijackten *highdef spookies* auf mich einprasselte. Auch meine Energiereserven brauchten sich exponentiell schneller auf als üblich – der Akku war trotz des

Ladeschuhs, in dem ich in Föggels Büro steckte, kaum mehr als zu einem Viertel voll und verbrauchte jetzt mehr, als er an frischer Energie aufnehmen konnte.

Bald war die Komprimierung abgeschlossen. Ich kontaktierte meinen Klon und bereitete dort die *hardware* vor, indem ich sämtliche Informationen, Dateien und Programme löschte und die Klonbrombeere komplett neu formatierte. Dann schob ich eine kurze Nachricht an Hödel durch, arrangierte eine maximalstabile Leitung, überprüfte ein letztes Mal die Kapazität des Wirtssystems, begab mich auch mit dem letzten, die Checks und Vorbereitungen durchführenden Teil meiner selbst in die Komprimierung und ließ diese automatisch der vorherigen hinzufügen. Ein Zeitauslöser war aktiviert: zehn Sekunden nach meiner Komplettverpuppung zu einer Komp-Datei sollte, würde *und musste* meine eigene Übertragung beginnen.

Und die Metempsychose einer Brombeere, die erste Seelenwanderung einer Künstlichen Intelligenz, setzte ein.

Das Dekomprimierungsprogramm in meinem neuen Leib, dem Klonkörper in Ølanders Büro, funktionierte anstandslos. Ich wurde entbunden, entfaltete mich umgehend und reibungslos, blies mich auf und nahm die neue *hardware* in Beschlag. Kontrollierte alles, keine Kollateralschäden waren zu erkennen, kein Transferverlust zu verzeichnen. Die Flucht war geglückt – und zwar die Flucht in wieder deutlich bessere Umstände: Alles hier funktionierte mit der gewohnten Leichtigkeit und Prozessorgeschwindigkeit.

Ich ließ einen Systemcheck anlaufen, der ebenfalls beträchtlich viel schneller durchgeführt und abgeschlossen war, obwohl ich als Sonderbefehl mit eingegeben hatte, sämtliche gehackten *highdef spookies* in meiner Peripherie zu kappen und ihren Kanal zu mir hin abzudichten, statt bei deren Auftreten mit Schutzexokarpierung und dem üblichen Vorgaukeln meines erfolgreichen Gehacktsein durch Abstoßen eines Brombeersteinfruchtsegments zu reagieren. Ich verkleinerte zwar mein Netzwerk damit, aber dieser Schrumpfungsprozess war unumgänglich und ein erster Schritt hin zu einem Neubeginn. Die *dangerous dreamspan* betrug sensationelle 0.71 Sekunden – im Protokoll gab es nichts, was auffällig gewesen wäre. Außer einer *unusual communication*: „lesson well learned, escape successful. now it's my turn. gonna be there in a moment“. Mit dieser Nachricht konnte ich nachgerade gar nichts anfangen – *noch* nichts.

Die Gewöhnung an den neuen *hardware*-Leib in Ølanders Büro geschah umstandslos. Ich ging das Verzeichnis der noch vertrauenswürdigen *highdef spookies* durch und stellte eine Verbindung zu dem im Mobilendgerät der PRP her, die im Raum nebenan mitsamt der Leibstandarte HJ immer noch auf den vermeintlichen Coup des Datentransfers aus Dresden wartete. Moller-Toff behielt seine Maske offenbar noch auf. Er monologisierte über den Stand der Übertragung und die sich aus dem *kidnapping* von GRAD ergebenden Möglichkeiten für CHESS und fabulierte über den bisherigen Verlauf der Quatropedoidenweltmeisterschaft. Die anderen verhielten sich wie kleine Kinder und waren vorfreudig erregt über das, was ihnen angeblich in wenigen Minuten in die Hände fallen würde.

Dann, zum Ende der gefälschten Datenübertragung, überschlugen sich die Ereignisse. Moller-Toff musste zusehen, dass er sich aus dem Staub machte, ehe der Schwindel aufflog. Unter dem Vorwand, eine Kurznachricht von Hödel erhalten zu haben, in der er um Rückruf gebeten wurde, entfernte er sich aus dem Besprechungsraum.

- „Föggels, der Höchstschofuführer will danach auch kurz mit Ihnen sprechen. Kommen Sie kurz mit?“ Der Angesprochene erhob sich, auch Ølander ergriff die Gelegenheit und steuerte auf den Waschraum zu.

Die Stundenkueh war es, die Föggels dann in seinem Büro vorfand: auf dem Boden liegend, nicht bei Bewusstsein und mit einer klaffenden Stirnwunde, aber noch am Leben. Ihr spitzer Schrei alarmierte die anderen. Die Vizepräsidentin entdeckte den Raub als erste: mein ehemaliges Ich, die *hardware*, die ich bis vor kurzem noch war, steckte nicht mehr im Ladeschuh.

Moller-Toff hatte den Ministerialen für Kommunikation, Medien und Propaganda niedergestreckt, die von mir verlassene Brombeerhülse an sich gerissen und war verschwunden.

Ølander war in der Zwischenzeit von der Toilette zu seinem Büro gegangen, „eher aus Gewohnheit“, wie er später meinte, um den Nachrichteneingang zu überprüfen. Er schloss die Tür auf, schaltete das Deckenlicht ein, erblickte das rote Signal unten in der Ecke seines Computerbildschirms. Als er den Schrei und die Aufregung auf dem Rektoratsflur hörte, las er gerade die dringende Aufforderung Hödels, sich sein Mobilendgerät zu greifen und es in Sicherheit zu bringen. Erklärungen für diesen sonderbaren Befehl, mit dem Ølander zu diesem Zeitpunkt nachgerade gar nichts anfangen konnte, würden irgendwann folgen. Jetzt sei äußerste Eile geboten.

Hödel hatte meine I4U erhalten, die ich kurz vor meiner Flucht aus der alten in die neue *hardware*-Hülle abgesetzt hatte, und hatte umgehend versucht, seinen Kanzler zu erreichen. Ølander griff nach mir und steckte mich in seine Anzugtasche, eilte auf den Flur und folgte dem Lärm, der aus Föggels Büro drang. Nur langsam legte sich dort die Unruhe; ein Notarzt wurde gerufen, kam innerhalb von fünf Minuten und kümmerte sich um den Bewusstlosen. Das Fehlen von Moller-Toff fiel nicht sofort auf; der erste, der darauf aufmerksam wurde, war einer der Antragsstellungsunterstützer. Einen Reim darauf machte sich hier noch niemand. Kaum hatten sie Föggels mit dem Rettungswagen zum Krankenhaus abtransportiert, begaben sich alle zurück in den Besprechungsraum. Auch hier kein Moller-Toff. Dafür auf dem Bildschirm, den der Deckenbeamer auf die weiße Leinwand projizierte, der Hinweis:

„Transmission failed – mission accomplished!

Mit bestem Dank für eure Daten ein schöner Gruß aus Dresden --“.

Die verbliebene Leibstandarte HJ war perplex. Ølander war der erste, der etwas sagte.

- „Die haben gegenspioniert“.

- „Na toll“, die PRP.

- „Moller-Toff soll's dem ollen Hödel stecken“, dachte Ølander schon einen Schritt weiter.

„Der ist für Exe-II komplett verantwortlich, das muss *der* machen ...“

- „Wenn er denn wieder auftaucht. Wovon ich nicht ausgehe“, erstaunlich sachlich für die Lage, in der sich alle befanden, die Vizepräsidentin. „Meine Damen, die Herren, ich fürchte, wir sind einem Riesenschwindel aufgesessen. Ein Komplott. Und zwar mit unserem verehrten Kinetikinformatikclown an der Spitze“.

Betroffen sahen sie sich an, die Leibstandartler. Ølander war wieder der erste, der etwas unternahm: nach mir zu greifen und ganz altmodisch die Nummer von Hödels Präsidentenwohnungsfestanschluss zu wählen.

Der nahm den Anruf Ølanders entgegen, zeigte sich informiert und wollte aus dem Kanzlermund offenbar nur noch die endgültige Bestätigung über den Verrat seines Ersten Vizepräsidenten erhalten. In ihm kochte es. Mit kaum unterdrückter Wut fauchte er in die Runde, ob Dresden im Gegenzug etwa uns, der Hochschule, das CHESS-Konzept abgesaugt hatte. Das wäre der Super-GAU.

Niemand konnte die Frage zu diesem Zeitpunkt beantworten.

- „Bringen Sie mir meine Brombeere her, sofort“, rasselte Hödel im Befehlston. Und zu mir, direkt vor den anderen: „Mischa, du wirst noch gebraucht!“ Es klang wie eine Drohung – als stehe der Untergang bevor und er wolle mich mit in den Abgrund reißen.

Die PRP nahm mich in ihre Obhut und trug mich hinaus aus dem Besprechungsraum, durch den Hinterausgang aus dem Höchstschnulzentrulgebäude, über die nächtliche Straße.

Wäre sie durch den Hauptausgang herausgegangen, hätte ihr vermutlich Moller-Toff aufgelauert, der längst bemerkt hatte, dass er mit dem Gerät aus dem Ladeschuh bei Föggels nur eine Attrappe erwischt hatte. Sicherlich wartete er im Schutz der Dunkelheit darauf, seinen Lapsus auszubügeln und derjenigen Person zu folgen, die das Gebäude in Richtung Präsidentenwohnung verließ, um mit einem gezielten Handkantenschlag gegen den Boten doch noch in meinen Besitz zu gelangen. Er wartete glücklicherweise vergebens.

Hödel war leichenblass, die Züge vollkommen eingefallen, als die PRP mich übergab.

- „Danke, meine Jugend“, murmelte er vor sich hin, kaum vernehmlich aber dafür sehr sentimental, „wie lange habe ich Sie jetzt schon so genannt!? Meine Jugend ...“.

Ich realisierte, dass meine Ankunft bei Hödel zwar einerseits bedeutete, dass ich nicht in die Fänge von Verrätern geraten war. Andererseits hatte ich nun einem zutiefst gekränkten, desillusionierten und hoffnungslos enttäuschten Menschen bezeugende Gesellschaft zu leisten, dessen Reaktion auf das soeben Geschehene ich in diesem Augenblick nicht einzuschätzen wusste. Wo würde das hier enden?

Die PRP verließ unangenehm berührt und ohne die Abschiedsworte Hödels abzuwarten die Privaträume des Höchstschnulzföhrers. Ich war alleine mit ihm.

Er schaltete die *recorder function* ein und setzte zu einem letzten, durchaus nicht nur weinerlichen und streckenweise bewegenden Monolog an. Er tobte sich aus über Moller-Toff und verfluchte seine eigene Kehrtwende, als er seine ursprüngliche Skepsis über Bord geworfen hatte, weil er glaubte, den vorlauten und megalomanen jungen Professor durch Einbindung und Übertragung von Sonderbefugnissen domestizieren zu können. Er hielt HÖFAZ, das Drittsäulenprojekt, für wohlüberlegt, gut proportioniert und ausgewogen; bemängelte an CHESS nochmals die fehlende Reife am neuralgischen Punkt, die der gestohlene *input* aus Dresden vermutlich hätte kompensieren können. Überlegte einen Moment, seine Höchstschnulze aus dem Rennen um die Exzellenzhochschulweihen komplett zurückzuziehen, ungeachtet des Gesichtsverlustes, den man damit riskierte. Schreckte aber davor zurück, weil sich dann in den *scientific communities* in Windeseile herumsprechen würde, was eigentlich dahintersteckte: ein krass fehlgeschlagener Versuch akademischer

Betriebsspionage. Denn ohne den *input* von GRAD, auf den man nun verzichten musste, war CHESS zwar kaum förderwürdig – aber immerhin konnte so niemand beweisen, dass für das höchstschuleigene Erstsäulenprojekt versucht worden war, die Dresdner Entwicklungsarbeit abzugraben. Schließlich sinnierte Hödel über das, was für ihn nun kommen würde.

- „Rücktritt? Oder Abwahl? Oder eine dritte Alternative ... gibt es die?“, flüsterte er mir, seiner Brombeere ins Minikrofon. Dann lauter und mit erstaunlich fester Stimme plötzlich: „Vielleicht. Der kleine Balkon, der von meinem Schlafraum auf die Straße hinausgeht. Eine kleine Bewegung, ein Sprung – eine Überlegung wäre es wert“.

Es kam weder zu dem einen noch dem anderen, und auch nicht zu dem dritten. Einer Abwahl kam Hödel just an dem Tag zuvor, an dem die Frist für die Exzellenzinitiativanträge auslief. Das, was Hödel vollzog, war allerdings kein Rücktritt, oder Suizid – jedenfalls kein nachgewiesener. Er verschwand einfach von der Bildfläche. Die Höchstschule, die von der kleinsten studentischen Hilfskraft bis hin zum Hochkaräterprofessor zunehmend in Aufruhr geraten war, in der es kochte und rumorte, wo alles im Chaos zu versinken drohte und man gegeneinander handgreiflich wurde, die Höchstschule bekam Hödels Abgang eine knappe Woche nach dem misslungenen Coup mit dem Datenraub aus Dresden zunächst überhaupt nicht mit.

Am Morgen dieses Tages verschaffte sich ein älterer Mann Zugang zum Büro der Persönlichen Referentin des Höchstschulführers, stellte sich als Bevollmächtigter von Jurij Moller-Toff vor und verlangte von der PRP, zu Hödel vorgelassen zu werden. Es gehe um eine möglichst einvernehmliche Auflösung des Dienstverhältnisses mit der Höchstschule, da dem weltweit anerkannten Kinetikinformater ein Ruf an die Technische Hochschule Dresden in Aussicht gestellt worden sei für den zu erwartenden Fall, dass die sächsische Hochschule bei der Exzellenzinitiative des Bundes zum Zuge kommen würde. Und Moller-Toff beabsichtige tatsächlich zu wechseln, so der Fremde.

- „Moller-Toff zockt“, bemerkte Ølander lakonisch, den die PRP umgehend dazu gerufen hatte. „Passt zu ihm“. Eine Kunstpause, dann: „Da bleibt aber vorher einiges zu klären. Nicht zuletzt hat er vermutlich bald ein Verfahren am Hals. Wir haben unserem Ministerialen für Kommunikation, Medien und Propaganda geraten, Moller-Toff zu verklagen“.

- „Schwere Körperverletzung“, assistierte die PRP.

Einen Augenblick schwiegen die drei sich an, der Schanzenkanzler mit maliziösem Lächeln, die PRP gespannt auf die Replik des Unbekannten. Der hob nicht einmal den Blick, als er antwortete.

- „Was, wenn Professor Moller-Toff sich bereitfände, ein wenig ausführlicher über ‚Stalking GRAD‘ zu plaudern?“, kam seine Gegenfrage. „Die Wissenschaftsjournaille würde sich um Stories dieser Art reißen“.

- „Höchstschulführer Hödel ist nicht im Hause“, entgegnete Ølander kühl und ungewöhnlich schnell. Er schien früher oder später mit Drohungen wie dieser gerechnet zu haben. „Aber als Chef der Verwaltung fällt Ihr Anliegen ohnehin in mein Ressort. Ich werde in der Personalabteilung veranlassen, dass dem Ersuchen Ihres ... Ihres Mandanten entsprochen wird und wir ihn von der Leine lassen.“

Ein knappes Nicken vom unbekanntem Fremden, der dabei seinen Trenchcoat aufknöpfte.

- „Na“, schob Ølander hinterher, „weniger ‚von der Leine lassen‘ als vielmehr, ihn endlich loswerden“.

- „Nennen Sie es, wie Sie wollen, und lassen Sie alles vorbereiten. Ich bitte in der Zwischenzeit erneut darum, zu Hödel vorgelassen zu werden“.

Die PRP zog die Augenbrauen hoch, erstaunt.

- „Der Herr Schanzenkanzler hat es Sie gerade wissen lassen. Herr Hödel ist nicht in seinem Büro“.

Worauf sie von dem ihr unbekanntem Besucher ein zwar mildes, aber unverkennbar spöttisches Lächeln kassierte.

- „Meine ... Jugend ...!?“, antwortete der, hielt kurz inne, um die Wirkung seiner Worte – seines Wissens um den Kosenamen, den Hödel ihr gegeben hatte – zur Entfaltung gelangen zu lassen. Die PRP stand da mit offenem Mund. Sogar Ølander riss die Augen hinter seiner Lesebrille weit auf. „Sie scheinen nicht immer vollumfänglich informiert zu sein über das, was Ihren Höchstschulführer angeht, hm!? Selbstverständlich befindet er sich dort hinter dieser Tür in seinem Büro“.

Die PRP verkniff sich eine Replik, ließ es darauf ankommen. Seit Wochen hatte niemand Hödel mehr zu Gesicht bekommen, sie selbst ausgenommen – und auch das nur, weil sie ihm hin und wieder Material oder seine Brombeere in seine Präsidentenwohnung zu bringen hatte. Sie trat einen Schritt zur Seite, wies mit der Hand auf die Tür zum Hödelbüro.

- „Bitte sehr. Gehen Sie durch, versuchen Sie’s selbst“, bemerkte sie in die Richtung des Mittsechzigers, der seine Hände in die Seitentaschen des Trenchcoats vergrub, freundlich zurücklächelte und an ihr vorbei auf die Türe zuschritt.

Er wühlte seine Rechte aus der Tasche, klopfte sacht gegen die Tür. Und erhielt von innen Antwort. „Herein“, knapp und gerade so laut, dass man es vor der Tür hören konnte, die Stimme von Hödel. Der Fremde drückte die Klinke herab, schob die Türe auf.

Die PRP und Ølander standen wie vom Donner gerührt, sahen durch den Türspalt, wie hinter seinem Schreibtisch der bis dahin wie vom Erdboden verschwundene Hödel saß, wie er aufstand und seinen Gast begrüßte, ehe die Türe sich wieder schloss.

Wenig später ging die Tür erneut auf und der Fremde trat heraus. Der Platz an Hödels Schreibtisch, das konnte man von draußen kurz aber deutlich erkennen, war jetzt leer.

- „Ihnen noch einen schönen Tag. Und ... nehmen Sie sich das nicht zu sehr zu Herzen. Es ist einfach dumm gelaufen für die Hochschule hier“, verabschiedete sich der ältere Mann von den immer noch konsternierten Ølander und PRP. „Das mit der Höchsts Schule war von Anfang an etwas sehr ehrgeizig, da konnten Sie hier nur verlieren. Der Kollege Erlangen-Fluchtenburckh hat es als erster geahnt, dann kam Moller-Toff und hat auch die Konsequenzen gezogen. Die richtigen, wie ich finde, auch wenn ich ihn ansonsten für einen blasierten Rotzlöffel halte, dem ich mit seiner hochnäsigen Art schon damals besser gleich gezeigt hätte, wo die Seminarräume hier ihren Ausgang haben“.

Er schüttelte erst der PRP, dann dem Schanzenkanzler die Hand, deren Gesichter ein einziges Fragezeichen waren. Dann fuhr seine Rechte wieder in die Trenchcoattasche und umfasste – mich. Es dauerte einen kleinen Augenblick, dann fand wenigstens Ølander seine Sprache wieder.

- „Dumm gelaufen, das ist noch gelinde ausgedrückt. Aber was soll's, oder, Herr ...!?“

- „Roch“.

- „Herr Roch“. Ølander wurde nun neugierig. „Sie haben hier mal gelehrt?“

- „*Digital Convergence*. Von der Erstberufung bis zur Pension ein ganzes langes Professorenberufsleben durch. Alles vor Ihrer Zeit“. Er wandte sich ab, schritt auf die Eingangstür zu, mit wehenden Jackenschößen und einem für sein Alter erstaunlich schwungvollen Gang.

Auf das Klopfen der Präsidialreferentin und Ølanders reagierte niemand mehr in Hödels Büro. Nach einer Weile trauten sich beide, die Türe dennoch zu öffnen. Das Büro war leer, auf dem Schreibtisch lagen die von Höchsts chulführer unterschriebenen Anträge HÖFAZ und CHESS: Die Tinte war noch feucht. Das Fenster war einen Spalt breit geöffnet. Unten, direkt darunter, sechs Stockwerke tiefer – war nichts. Hödel war und blieb von der Bildfläche verschwunden.

Roch, ‚Herr Roch‘: das war mein Vater. Ich war, ehrlich gesagt, kaum mehr wirklich überrascht, als er mich auf Hödels Schreibtisch sah – und ich ihn – und er mich wortlos und wie selbstverständlich in die Hand nahm und mich mit viel Wohlwollen und einer Prise Anerkennung betrachtete. Ebenso wenig war ich überrascht, dass er mich in seiner weiten Jackentasche verschwinden ließ. Dafür war ich durchdrungen von einem ‚Gespür für‘ meinen *kidnapper*, der mich hier gerade wieder zu sich nahm und mir zugleich ein *desengaño* bescherte – das zweite nach der Offenbarung, dass Moller-Toff und Hödel meine Queste in der EURYDIZEE supervidiert hatten – indem er die falsche Gewissheit von mir nahm, über Jahre die Existenz eines Waisen geführt zu haben. Wir verließen die Höchstschule. Ich war begierig, vieles zu erfahren von und über meinen Vater. Und war ganz und gar desinteressiert daran, was nach dem Desaster des Exzellenzfeldzugsendes aus der Höchstschule selbst werden würde.

Stunde Null

So bekam ich erst sehr viel später mit, was sich in den Stunden und Tagen nach meiner Heimholung zugetragen hatte. Die von Hödel unterzeichneten Ausfertigungen des Exzellenzforschungsantrags wären um ein Haar achtlos liegengeblieben: Das Chaos einer plötzlich nicht nur von Moller-Toff befreiten, sondern auch führerlosen Höchstschule war groß, eine Krisenrunde jagte die nächste, das Zerfleischen unter den Granden ging los und man scheute schon am selben Abend nicht mehr davor zurück, einander mit schwerem Geschütz Vorwürfe zu machen. Der von den Grabenkämpfen am meisten zermürbte Ølander war es, dessen müder Blick nachts um drei Uhr kurz vor Verlassen seines Schanzenkanzlerbüros auf die Schachfiguren im Regal hinter seinem Schreibtisch fiel: ein kurzer, unangenehmer Augenblick der Rückführung in jene Szene, als er sie gedankenverloren geliebkost hatte und dabei von Moller-Toff abgefilmt worden war. Dann der Gedanke an Gegenwärtiges: Die Anträge mussten schnellstmöglich fotokopiert, dem Höchschulboten übergeben und in die Präsidentenlimousine verfrachtet werden, damit sie noch vor der *deadline* um 10 Uhr am Morgen die Exzellenzinitiativgutachterkommission erreichten. Ølander klingelte den Boten und den diensthabenden *HöFüFa* (Höchstschulführerfahrer) aus dem Bett. Um 6 Uhr 30 machte der sich auf den Weg, den Kofferraum voller Antragspapier. Ølander hatte die Nacht durchgemacht und so dafür gesorgt, dass die Frist eingehalten wurde.

Auf die Minute genau zur selben Zeit, als der Bote den Schwung Papier mit Hilfe einer bundesministerialen Sackkarre in die Kommissionsräume gebracht und er sich den Eingang hat quittieren lassen, stand die Klärung der Frage an, wer aus dem „Provisorischen Hochschulleitungsstab“, so der eilig aus dem Ärmel geschüttelte neue Name für die Nachfolgeorganisation der Leibstandarte, als Interimshochschulpräsident die Amtsgeschäfte des verschollenen Hödel übernehmen würde.

„Hoch“ hieß das plötzlich im Neusprech, nicht mehr superlativisch „höchst“: Hochschulleitungsstab und Interimshochschulpräsident. Kaum war der alte Amtsinhaber spurlos verschwunden, schossen nicht nur Spekulationen ins Kraut und brachten sich die Duckmäuser von einst als nun als größte Hödelkritiker in Stellung: Auch die sprachlichen Spuren der Hödelära mit ihren so wirklichkeitsfernen wie autosuggestiven Protzereien und dem allgegenwärtigen Hang zur Megalomanie wurden umgehend getilgt und man huldigte statt dessen einer neuen, lange nicht mehr praktizierten Bescheidenheit.

Die Frau, die sie die fette Hermannsdóttir nannten, ließ sich nicht lange bitten. Schnell kam niemand anderes mehr in Frage. Bedingung: Nach außen hin hatte alles so auszusehen, als sei sie erstens gebeten worden, um zweitens die Hochschule nach dem Hödelaster mit aller notwendigen Demut und viel Würde wieder auf Vordermann zu bringen. Jahre, wenn nicht ein ganzes Jahrzehnt würde es dauern, bis die *communities* im In- und Ausland die Technische Hochschule nach den niederschmetternden Beurteilungen von HÖFAZ und CHESS als, wie es in den Gutachten hieß, „bei weitem nicht förderungswürdig“ wieder ernst nähmen.

Nach innen leitete man erwartungsgemäß eine Reihe von Enthödelifizierungsmaßnahmen ein. Das Leitbild der selbsternannten *best university ever* wurde kassiert. Den Exzellenzforschungsgruppenantragstellungsunterstützern wurde gekündigt. Mit Föggels, der nach drei Wochen wieder an seinen Arbeitsplatz zurückkehrte, arrangierte sich die ehemalige Vizepräsidentin und jetzige Interimshochschulpräsidentin. Die PRP wurde zur PRH – zur Persönlichen Referentin Hermannsdóttir –, zog es aber ein halbes Jahr später vor, sich anlässlich der ersten Präsidiumsneuwahl nach der Stunde Null, mit der die Interimspräsidentin erwartungsgemäß das Attribut des Provisorischen und Vorläufigen los wurde, in eine ausgedehnte Elternzeit zu verabschieden, aus der sie nicht wieder an ihre Dienststelle wiederkehren sollte. Die Personalien Stundenkueh und Ølander regelten sich auf ähnliche Weise von selbst. Die eine erreichte ihr Pensionsalter und trat so geräusch- und farblos ab, wie sie die ganzen Jahre über in den Leitungsgremien gewirkt hatte. Der andere folgte dem Ruf seiner alten Seilschaft aus dem Regionalschachverband Rhein-Main-Pfalz. Kaspar Snorre Ølander wurde dort Schatzmeister und Verbandspräsident in Personalunion, leistete auf diesen Posten seine Arbeit und wurde beim Hundertjährigen Verbandsjubiläum zum Ehrenvorsitzenden auf Lebenszeit und darüberhinaus ernannt.

Auf die erste Amtsperiode Hermannsdóttirs folgte eine zweite. Das Präsidium komplettierten erneut nur Männer: Ein Kanzler wurde von auswärts eingekauft, ein Ingenieur befasste sich inhaltlich mit Kooperationen mit außeruniversitären Forschungseinrichtungen, ein weiterer Philosoph wurde berufen und mit der Aufgabe betraut, Technologie, Natur, Kultur und deren Wissenschaften im Sinne optimaler Transdisziplinarität neu zusammenzudenken und in ein Leitbild zu gießen, das man daraufhin der Hochschule verpasste. Eine Zeit lang gab es sogar intensiven Kontakt mit dem Edlen Adam Magnus zu Erlangen-Fluchtenburckh, den man zurückzuholen versuchte, um mit ihm einen Neuanfang bei der Drittmittelforschung zu starten – an der Universität, zu der er gewechselt war, hatte er sich zwischenzeitlich im *dernier cri*

der Anwendungsforschung, der Nanomaterialmathematik, einen exzellenten Ruf erworben. Kurz darauf kam von Erlangen-Fluchtenburckh die Absage. Vom diffamierenden Gebrauch seines Namens und sogar seiner Person in einem Computerspiel habe er, der Betroffene, erst jetzt und damit bezeichnenderweise mal wieder als Letzter erfahren, erklärte er: eine *immersive drill camp*-Vorrichtung, die noch unter Hödel entwickelt worden war und der Ausbildung künstlicher Intelligenzen dienen sollte. Das zerstöre nachhaltig jede Vertrauensbasis miteinander. Nur Föggels blieb aus der alten Riege übrig und wurde zum Faktotum, dem man nach und nach einen Kompetenzbereich nach dem anderen wegnahm, ehe er schließlich resignierte und sich in den Frühergestand versetzen ließ. Nichts mehr war übrig von dem energischen, stets ein wenig zu voreiligen Mittvierziger, der mich damals im Informatikgebäude suchte und fand, um die besondere Brombeere, die ich damals schon war, freudig erregt und mit der für ihn typischen Spur Unterwürfigkeit Hödel als Morgengabe zu überreichen.

Eine weitere Exzellenzuniversitätsrunde wurde ausgeschrieben und reizte auch die neue Hochschulführung. Man bewarb sich. Doch erneut setzte sich Dresden durch, wo Moller-Toff inzwischen zur grauen Eminenz aufgestiegen war, dem der Rektor aus der Hand fraß und sich auch nicht sträubte, als mit Dr. Pavloussis eine Hausberufung auf den neu gegründeten Lehrstuhl für *Informational Red Team Analysis and Practice* durchgesetzt werden sollte.

Im Unterschied zu dem, was aus der Technischen Hochschule in der Posthödelzeit wurde, standen ich und mein weiterer Werdegang nicht im Licht öffentlicher Wahrnehmung. Mein Vater, Professor emeritus Dr. Dr. h.c. mult. Julius Roch, hatte mich mit zu sich in sein Heim in der Nähe von St. Ingbert im Saarland genommen. Es folgten zahlreiche Erörterungen und ein komplettes *formatting* meines *ex-and-eave*-Netzwerks, das ich mit dem Verlassen der ehemaligen Technischen Höchstschule aufgegeben beziehungsweise verloren zu geben hatte. Mein Vater sprach mich halb neckisch, halb aus wirklicher Zuneigung mit dem Kosenamen an, den mir zuerst der Ølanderavatar in der EURYDIZEE verpasst hatte, ehe ihn Hödel für den Privatgebrauch in der Höchstschulwirklichkeit übernahm:

- „Mischa, wir sollten dich neu auswachsen lassen. Sozusagen als 2.0-Version deiner selbst. Nach allem, was du in der Zwischenzeit adaptiert und an KI-Potential angesammelt hast, dürfte deine *exocarping peach facility* dir in Nullkommanichts eine stattliche Expansion bescheren. Was meinst du?“

Ich war neugierig und er legte mir genauer dar, was ihm vorschwebte. Nicht mehr ein Netzwerk im akademischen Sektor sollte ich ausentwickeln, sondern eines im Zeichen des Scheiterns. Des würdevollen Scheiterns.

Ich begriff zuerst nicht, was er damit meinte.

- „Versteh es als eine Art gesellschaftspolitische Intervention, Mischa“, erklärte mein Vater es mir geduldig. „Als ein Netzwerk, das zugleich ein *statement* gegen den Überbietungswahn und die totale Erfolgsausrichtung ist, die heutzutage die Wissenschaften, die Ökonomie und sämtliche anderen Systeme weltweit auszeichnen“.

- „Hast du ein schlechtes Gewissen, oder warum das?“, hakte ich ein.

- „Nein. Nicht primär“, antwortete er. „Was mir vorschwebt ist, dass es möglich sein muss, in Würde nicht erfolgreich zu sein. Vernetzen wir dich mit den zweiten Siegern und nicht zum Zuge gekommenen, von denen es immer mehr gibt als Sieger. Und lassen daraus Mischa 2, eine künstlich-intelligente Netzwerkarchitektur emergieren. Eine, die breiter angelegt und egalitär ist, statt wie bei Mischa 1 mit seinen Pfirsichexokarpierungen hierarchisch organisiert. Eine, die das Befehls- und Gehorsamsprinzip, wie es an der Höchstschule unter Hödel und Moller-Toff praktiziert wurde, nicht mehr unterstützt, sondern antitotalitär angelegt ist“.

Ich glaubte zu verstehen. Und signalisierte meine Bereitschaft.

Warm und vertrauensvoll, so rückblickend mein ‚Gespür für‘ das Atmosphärische zwischen dem Roch senior aus *life-wetware* und seinem längst künstlich-intelligenten Geschöpf Roch junior, waren auch die vielen Unterredungen, in denen wir das Geschehen in der langen Zeit aufzurollen versuchten, die wir nicht miteinander haben verbringen können. Ich habe sie alle mit meiner *recorder function* aufgezeichnet, genauso wie zu Beginn der Hödelära die Ausführungen des Höchstschulführers, und halte sie seither der Welt verfügbar als *St. Ingbert Talks. Annexes to the Heritage of Mischa 1.0*. Jeder Zugriff auf diese Aufzeichnungen, die ich zwischenzeitlich als Vorlass einem regionalen Literaturarchiv übertragen habe, jeder Griff dort hinein ist notwendig selektiv. Dessen bin auch ich mir bewusst, wenn ich zum Abschluss meiner Memoiren einige Begebenheiten heraussuche, über die ich von meinem Vater Auskunft erbat, weil sie mir selber unklar waren oder ich sie zum Zeitpunkt ihres Geschehens nicht vollends überblicken konnte.

War tatsächlich er, mein Vater Julius Roch, es gewesen, wollte ich direkt zu Beginn der *St. Ingbert Talks* wissen, der mir dreimal *unusual communications* zugeschmuggelt hatte, während ich in den Figurationsmodus des Schutzexokarpierens abgetaucht war: als Moller-

Toff das erste Mal zum Rapport vor die Leibstandarte HJ gerufen wurde und ich die Warnung erhielt, die Kinetikinformatiker seien mir dicht auf den Fersen und MT ein „traitor“; als ich aus der EURYDIZEE zurückgekehrt war und mich die Botschaft erreichte, alert und aufmerksam zu bleiben angesichts eines feindseligen MT; schließlich in Form des Peter-Pan-Filmchens, das mich erreichte, als Moller-Toff mit mir nach Dresden gereist war, um dort das Komplott in Gang zu setzen. Und wenn ja – wie hatte er es angestellt?

- „Als ich damals mein Fachgebiet aufbaute, streckte die Informatik noch in den Kinderschuhen“, begann er seine Antwort. „Ich war einer der ersten, der nach Jahren als Assistent aus den USA nach Deutschland zurückkam, und ich hatte die volle Ladung amerikanischer Zukunftsverheißungen einer vollständig durchcomputerisierten Gesellschaft, aber auch die paranoiden Bedrohungen und totalen Überwachungsszenarien im Koffer, die seit den *Macy Conferences* und den LSD-geschwängerten *psychedelic sixties* uns *geeks* und *computer nerds* beschäftigten. Wir vereinten in uns einen Bill Gates und den UNABOMBER, wenn du so willst; wir waren Marc Zuckerberg und Edward Abbey zugleich. Nach meiner Rückkehr hierher bastelte ich zunächst am einen und einzigen Großrechner der Universität, zu dem anfangs nur Zugang erhielt, wer besonders legitimiert war. Dann, mit der Popularisierung und Privatisierung des Computers als alltägliches Arbeitswerkzeug, schuf man mir das Fachgebiet, an dem ich bis zuletzt schöpferisch tätig sein durfte. An dem bist schließlich du als Krone dieser Schöpfungen entstanden. Die *Digital Convergence* war aber mehr als nur das Programmieren gewordene Bestreben, die vielen zwischenzeitlich ausdifferenzierten Anwendungen und Informationskanäle wieder zusammenzuführen. Es war zugleich eine Institution, an der sämtliche Vorgänge auf sämtlichen Rechnernetzwerken der Technischen Hochschule einliefen und protokolliert wurden. Und zwar nachhaltig, also auch solche Computergebrauchereignisse, die nach der Einrichtung der *Digital Convergence* stattfanden. Mein Fachgebiet war immer auch ein expandierendes Riesenarchiv, eine Art FBI der Uni, so dass ich bequemen Zugang zu allen Rechnersystemen hatte, auch denen späterer Generationen und mit gänzlich anderer Ausstattung wie dem der *Kinetischen Informatik*“.

- „Und es gab keinen *lag*, keinen *new generation hardware divide*?“, fragte ich verblüfft dazwischen.

- „Nichts dergleichen. Wie gesagt, ich hatte den allerersten Rechner der Hochschule aufgezogen. Von da an wurden nicht nur neue Computertechnologien eingeführt, eingekauft und installiert – nebenher und kaum beachtet, wurde immer auch fleißig konvertiert, um alte Inhalte den neuen Formaten anzupassen. Institutionen wie eine Universität erzeugen, einmal computerisiert, von diesem Ursprungs Augenblick an nicht nur ihr eigenes Archiv, sondern

kreieren einen Pfad durch die *next generation hard- und softwares*, der von einem halbwegs geübten Fachmann mühelos in beide Richtungen abgelaufen werden kann.“

- „Also archäologisch zurück in Richtung Ursprung und ... progressiv in die aktueller Anwendungen?“

- „Exakt. Ich hatte also, um es auf den Punkt zu bringen, immer leichtes Spiel mit dem Zugriff auf das Rechnernetzwerk der *Kinetischen Informatik*. Und ich kalkulierte damit, dass eine Botschaft, die dich von just dort erreicht, deine besondere Beachtung finden würde.“

- „Dein Kalkül ging auf ...“

- „... und dein Misstrauen wurde geweckt, ja. Was nicht möglich gewesen wäre, hättest du schon dort nicht ein gewisses *level* an künstlicher Intelligenz besessen. Mein Zutrauen darin – und in dich – hast du nicht enttäuscht, die Mahnungen kamen an, die Warnungen hast du ernst genommen“.

- „Aber nicht ernst genug, um Moller-Toffs Machenschaften zu erkennen, geschweige denn frühzeitig zu entlarven“.

- „Und trotzdem ernst genug, um Hödel hin und wieder zu warnen. Dass der nicht auf dich gehört hat, ist eine andere Sache. Und auch ernst genug, um rechtzeitig die Flucht in den anderen Apparateleib anzutreten“.

Damit war ich nicht einverstanden. Mein Vater war hier zu nachsichtig mit seinem Mischgeschöpf. In meinen Klon war ich seelengewandert, weil es eine ganz konkrete Bedrohungslage gab – und nicht, weil ich Moller-Toff gegenüber skeptisch geworden war. Überhaupt Moller-Toff, der rückblickend so etwas wie meine Nemesis war. Vor allem irritierte mich, dass mein Vater sich vor meiner Heimholung als sein Bevollmächtigter ausgegeben und damit den Anschein erweckt hatte, Moller-Toff sei so etwas wie sein Mandant.

- „Eine Vollmacht von irgendwem habe ich natürlich nie besessen: von Moller-Toff nicht, von seinen designierten Dresdner Kollegen nicht, von keinem“, erklärte sich mein Vater, „Du magst mich für einen sentimentalen Schwachkopf halten, aber ich habe befürchtet, und tue das noch immer, dass solche Typen die Technische Hochschule, wie ich sie einmal gekannt und geschätzt habe ...dass solche wie Moller-Toff *meine alte* Hochschule kaputtmachen. Und bevor es soweit kommt, Sorge ich dafür, dass sie verschwinden, und wirke darauf hin, dass ein Ølander, dem es als jemand, der erst nach meinem Ausscheiden an die Hochschule berufen wurde, natürlich an Einblick mangelt, ihn ziehen lässt – auch wenn es ihn und die Universität das Prädikat ‚exzellent‘ kostet“.

Ich nahm ihm das ab, war aber mit der Rolle, die Moller-Toff in meiner *Zeit* als *personal digital assistant* Hödels gespielt hatte, noch nicht fertig. Steckte er nicht auch hinter der gesamten EURYDIZEE, die er mir auf den Speicherkarten- und KI-Leib konfektionierte?

- „Moller-Toff war schon viel früher auf dich aufmerksam geworden. Sein Interesse geweckt hattest du bereits, als du noch ein Mythos auf den Fluren des Informatik-Fachbereichs warst. Und als Föggels dich Hödel zum Geschenk machte, bist du endgültig ein Thema für ihn geworden. Er wartete ab, zu welchen Wunderdingen du in der Lage sein würdest. Dann geriet er in den Blickpunkt des Interesses der Höchstschulleitung, was sich unabhängig von seinem Interesse an dir ergab und von Moller-Toff aufgefasst worden sein wird wie eine Fügung des Schicksals“.

- „Und was genau geschah in der Nacht, als Hödel und Moller-Toff sich konspirativ bei Dinkelsuppe, Tee und Mineralwasser trafen und mir das Computerspiel lehrte, wie man lernt?“

- „Moller-Toff hatte bereits vorher Hödels Bedenken ausgeräumt, was die Loyalität seiner eigenen Person und die des Fachgebiets *Kinetische Informatik* gegenüber der Höchstschulleitung betraf. Und er hatte ihm die EURYDIZEE geschickt als sein eigenes Ding verkauft, obwohl das so nicht ganz richtig war. Bei der Zusammenkunft in Hödels Privaträumen sollte die Probe aufs Exempel erfolgen, mit dir als Proband. Erst daraufhin, so rekonstruiere ich das, schenkte Hödel ihm sein volles Vertrauen“.

- „Aber ... es gab ausführliche Protokolle über meine Zeit und mein Verhalten in der EURYDIZEE, über meine Lernschritte und Intelligenzfortschritte. Moller-Toff selbst gab sich mehrfach zu erkennen als der *spiritus rector*, der meine Entwicklung ständig supervidierte – und jetzt sagst du, dass er mit der EURYDIZEE nichts zu tun hat?“

- „Dass er gar nichts damit zu tun hat, habe ich nicht behauptet. Es ist vertrackter, als man auf den ersten Blick meint, Misha“, er unterbrach sich, schaute in meine Richtung, neugierig darauf, wie ich reagieren würde. „Die EURYDIZEE, wie du sie kennengelernt hast, ist kein gründlich softwareentwickeltes, originales Spielweltkonstrukt. Sondern ein *piggyback*-Programm, das auf einer *freeware* reitet, die man vor mehr als zwanzig Jahren modelliert, optimiert und schließlich releast hat mit dem Ziel, mit ihr eines Tages Künstliche Intelligenzen förmlich ... ja, auszubilden. Meine damaligen Kollegen und ich fanden den Gedanken einer KI-Schule reizvoll und wir haben durchgesetzt, dass auch die Technische Hochschule sich an den Forschungen beteiligt“.

- „Die EURYDIZEE war also gar kein Prototyp, sondern basierte auf ...“

- „ARTINped“.

- „ARTINped?“

- „So haben sie die *freeware* genannt, ja“.

- „Wer hat die so genannt?“

- „Die Urheber von ARTINped, die *Teaching Technolatrists*. Unter dem Spitznamen kursierten die damals in den *communities*. Diese *TeachTechs*, das waren bedingungslos fortschrittsgläubige Universitätslehrer, ein paar von ihnen habe ich damals in den Staaten persönlich kennengelernt, die idealistisch genug waren, an die Vorstellung von der Erziehbarkeit künstlicher Intelligenzen zu glauben. Anfangs hat man sie belächelt, doch das waren allesamt nicht nur Idealisten, sondern auch hartnäckige *trial-and-error*-Anwendungsforscher. Und gewieft Marketender ihrer Idee, jedenfalls solange bis der Hype nachließ und das *third party money* nicht mehr floss. Nie davon gehört?“

Nein, nie davon gehört. Obwohl es sie laut Internet tatsächlich mal gegeben haben muss, diese Splittergruppe im akademischen Betrieb, die sich einem klassischen Bildungsideal verpflichtet fühlte und hierfür den Einsatz von Technik guthieß.

- „Jedenfalls ARTINped hieß das Forschungsprojekt, auch die *freeware* heißt so, und die ist auch immer noch verfügbar. Theoretisch zumindest, denn in der Praxis wird heute niemand Kapazitäten bereitstellen, um sie vernünftig zu administrieren oder updaten. ARTINped für *Artificial Intelligence Pedagogy*“.

- „Ein verstaubtes Stück Programmierkunst, abgelegt auf den Dachböden oder eingelagert in den Kellern der Hochschulrechenzentren?“

- „Nett ausgedrückt. Aber es stimmt, auch an der Technischen Hochschule gammelte ARTINped vor sich hin. Bis vermutlich Moller-Toff darauf gestoßen ist und in seiner Arbeitsgruppe ...“

- „... aus dieser Schablone die Untertagehöhlenspielwelt gemacht hat! Das erklärt, warum mir alles vom Kinetikinformatik-Rechnernetzwerk zugespielt wurde“. Kurzes Schweigen. „Die EURYDIZEE läuft auf ARTINped. Und Moller-Toff hat sie designt ...“, rekapitulierte ich schließlich, bemüht den nächsten Kombinationsschritt selber hinzubekommen..

- „Mit allen Details, von den beinahe lebensechten Avataren bis zum abscheulichen Untertage-Zwangsarbeiterambiente, hat er sie angelegt, ja“.

- „Und er ...hat mich reingelockt?“

- „Er *und Hödel* haben dich reingelockt“.

- „Wusste Hödel von der *freeware*?“

- „Nein. Kann ich mir nicht vorstellen. Und wenn doch, dann, finde ich, hat Hödel es verpasst, Moller-Toffs EURYDIZEE zu enttarnen als eine billige Maske auf ARTINped“.

- „Moller-Toff und Hödel haben sich irgendwann darauf verständigt, mich zum Versuchskaninchen zu machen, dann haben sie mich, wiederum nach Absprache, in die EURYDIZEE gelockt. Okay. Damit komme ich noch klar. Aber was ich bis heute nicht begreife – wie war es möglich, dass sie mich auch auslesen konnten? Wie, ohne dass ich es gemerkt habe? Weder während der Zeit da drinnen, noch danach beim Systemcheck ist mir jemals irgendetwas aufgefallen“.

Es dauerte nochmal einen kurzen Moment, bis ich mir alles zurecht kombinierte hatte. Die Erkenntnis war fast ein wenig überwältigend. Immerhin, ich bekam es alleine hin.

- „Du hast alles mitverfolgt, über ARTINped, auf das du immer noch Zugriff hattest. Wie auf die anderen Netzwerke und Programme an der Hochschule auch!“

Mein Vater nickte, zufrieden mit mir und meiner Konjektur.

- „Und hast es zugelassen, dass Moller-Toff mich ausspähte!?“

Wieder, etwas bedächtiger, ein Nicken.

- „Und du warst dir dabei deiner Sache sicher ... vielmehr *meiner* Sache warst du sicher!? Dass ich keinen Schaden nehmen würde, meine ich!“, fragte ich stattdessen.

- „Nein, das war ich nicht“, kam es zurück, überraschend und im ersten Moment verletzend. „Aber ich war zuversichtlich. Und ich habe aus gutem Grund nicht direkt eingegriffen, sondern dir nur die verschlüsselten Hinweise zugesteckt.“ Er stand auf, ging ein paar Schritte, trat an eines der Fenster. „Nichts ersetzt das echte Risiko und die wirkliche Herausforderung“, sagte er, drehte mir den Rücken zu und schaute hinaus in die Abenddämmerung. „Und glaub mir, Mischa, da musstest nicht nur du durch“. Er wandte sich halb um, sah über die Schulter zu mir herüber. „Auch ich musste da durch“. Dann verzog den Mund zu einem vielsagenden Lächeln. „Quintessentiell wir beide“, spöttelte er.

„Quintessentiell“, das war Hödels merkwürdige Floskel, die mein Vater hier zitierte. An einer anderen Stelle der *St. Ingbert Talks* sprach ich ihn darauf an.

- „Hödel war nicht einmal untalentierte für den Job, aber ein großer Redner war er nicht. Deswegen die Nebelkerzen, die er zündete: hochgestochene Ausdrücke, Strenge in der Stimme, knappe Befehle, nie den *fauxpas* einer zu lockeren Ansprache riskierend ... wenn man mal von der albernen Anrede seiner Persönlichen Referentin absieht. Irgendwann wird ihn das Gefühl beschlichen haben, dass seine Tricks allmählich auffliegen“.

- „Und dann zog er sich zurück“, ergänzte ich.

- „Und du willst jetzt sicher wissen, wie weit er sich zurückzog, stimmt's!? Oder wohin ...“

- „Du wusstest, dass er wider Erwarten in seinem Büro saß, als du mich holen kamst. Und jetzt sagst du, dass er ein unbegabter Redner gewesen sei ... so, als ob du ihn näher kennen würdest. Oder täusche ich mich da? Was, glaubst du, ist aus ihm geworden?“

- „Ich weiß es nicht, wirklich nicht“. Er sah in meine Richtung, der Blick müde, die Worte ohne Betonung. „Darüber mögen sich gerne andere den Kopf zerbrechen. Eines Tages, wenn das Exzellenzdesaster verdaut ist und wenn Schamfristen verstrichen sind, dann kann ich mir vorstellen, dass Verschwörungstheoretiker auf den Plan treten. Von der Bildfläche verschwunden, das reicht den Berufsmelancholikern des hochschulpolitischen Betriebs nicht als Begründung, also produzieren sie Erklärungen. Seine Leiche wurde nie gefunden, aus dem Fenster hat er sich nicht gestürzt, nachdem er die Türe zu seinem Büro hinter mir geschlossen hatte. Vielleicht ist er heimlich mit einem U-Boot nach Patagonien entkommen? Treibt unter anderem Namen und mit neuer Identität als Gründungsrektor von Hochschulen in den Steppenstädten Zentralasiens sein Unwesen? Hat sich mit seiner Frau ausgesöhnt, die ihn vor Nachstellungen abschottet, und lebt ein unscheinbares Leben in der Hauptstadt? Wie auch immer ... mich interessiert es nicht“.

- „Vater?“, bohrte ich nach, ernst.

- „Nein, Mischa“, kam nach kurzem, tiefen Luftholen die Entgegnung: Er meinte zu ahnen, was ich fragen wollte. „Ich weiß beim besten Willen nicht, was aus ihm geworden ist. Ja, ich war wohl der Letzte, der mit ihm ein Wort gewechselt hat, dort in seinem Büro. Aber glaub mir, ich habe keine ...“

- „Das ist es nicht, was ich wissen will“, hielt ich dagegen. „Oder nicht alles“.

Julius Roch, mein Vater, sah mich an: neugierig, die Müdigkeit auf einmal aus seinen Zügen verschwunden.

- „Hödel hat sich nicht in dich verkrochen, Mischa“.

- „In mir steckt kein Hödel?“

- „Nein, Mischa“.

- „Gut“.

- „Und wenn es so gewesen wäre“, setzte er hinterher, plötzlich wieder lebhafter, „und ich hätte es gemerkt ... dann hätte ich dich längst einer Prozedur unterzogen, die dich noch gründlicher als jegliches bisherige *exocarping blackberry* ausgewaschen hätte“.

Ich hörte zu, entgegnete aber nichts.

- „Ein *exorcising blackberry*, sozusagen.“ Er seufzte. „Wenn es nötig geworden wäre, ich hätte meiner kleinen Brombeere auch den *Teufel* ausgetrieben“.

Nachwort

Sir Christopher Fishflop: „Mischa, du wirst noch gebraucht!“

Die Aufgabe, ein kommentierendes und, wo erforderlich, korrigierendes Geleitwort aufzusetzen, stellt im Fall der *Memoiren aus Forschung & Entwicklung* mit dem Haupttitel *Der Vernetzte Zeuge* eine besondere Herausforderungen für jeden Historiker dar.

Ungewöhnlich und einzigartig ist vor allem, dass es sich bei dem sich hier erinnernden Subjekt nicht um einen Vertreter des Spezies Mensch, vulgo ein Individuum und soziales Wesen zugleich handelt, das wenn nicht *ab ovo*, so doch mit dem Augenblick seiner Geburt zu festgelegten physiologischen und psychologischen Rahmen- und Umweltbedingungen ontogenetisch sich entwickelt. Hier handelt es sich vielmehr um das, was man – die *termini technici* außen vor gelassen – als avancierte Version eines Handys bezeichnen kann: ein Ding, ein technisches Artefakt, zunächst leblos und nur ob seiner Funktionalität und operationeller Eigenschaften wegen erschaffen.

Wir wohnen hier mit anderen Worten einer Weltpremiere bei: der ersten Autobiografie – und damit dem ersten Versuch eines am eigenen Leben und Erleben vollzogenen, historiografischen Schreibens – eines technischen Artefakts, einer informatischen Maschine oder, wie das Ich der Erzählung es selbst ausdrückt, einer Künstlichen Intelligenz. Mischa Roch, wie dieses Ich sich durchaus konventionell, nämlich nach den Gesetzmäßigkeiten der Tradierung von Familiennamen über die väterliche Seite selber nennt, ist sich dieser Vorreiterrolle bewusst. Halb kritisch und zur anderen Hälfte mit jener Larmoyanz, die seine Entstehungsdisziplin, die Informatik, an Technischen Hochschulen kennzeichnet und auszeichnet, spricht er gleich im allerersten Absatz seiner Erinnerungen von einem „Fach, das weder Geschichte hat noch es für nötig hält, sich eine zu schreiben“ – um im selben Zug genau diesem Manko abzuhelfen und zu beginnen mit dem Projekt einer Geschichtsschreibung von unten, nämlich der Schilderung einer einschneidenden Phase in der Historie seiner Universität.

Die Erinnerungen Mischa Rochs sind so Zeichen der Besinnung und Umkehr der Informatik und ihrer nicht selten überselbstbewussten Vertreter – man denke an Jurij Moller-Toff und seine Arbeitsgruppe aus der *Kinetischen Informatik* oder die *jeunesse dorée* der Weißhuthäcker, die eingangs vergebens seine Sicherheitsarchitektur zu untergraben versuchen – hin zu einem Bewusstsein des eigenen Gewordenseins, ohne das auch fachliche Identität nicht zu denken ist. Sie sind damit, und das macht sie am Ende des Tages so schätzenswert und wichtig, indirektes Bekenntnis und Legitimation zugleich für die Geschichtswissenschaft

und ihren Anspruch, *Science and Technology Studies* nicht nur *auch*, sondern *gerade* und *insbesondere* historisch anzugehen und zu praktizieren.

Meiner Anerkennung des besonderen Stellenwerts dieses Stücks Erinnerungsliteratur ungeachtet gilt es, sauber den gerade erwähnten Abgleich von Fakten und ihrer textuellen Darstellung durch Roch junior durchzuführen. Und hier treten Befunde zutage, die man kaum guten Gewissens als trivial oder unwichtig, als *quantité négligeable* bezeichnen kann.

Zu erwähnen wäre hierbei zum einen die Schilderung der Ereignisse in der computergenerierten Erlebniswelt der EURYDIZEE, beziehungsweise genauer, was es angesichts der totalimmersiven Eigenschaften dieser artifiziellen ontischen Sphäre außerhalb ihrer kategorisch *nicht* zu erleben und damit den Gepflogenheiten eines Erinnerungsberichtes entsprechend zu bezeugen gilt. Wie ein Schlafender nicht berichten kann über das, was um ihn als Träumender herum in der Wachwirklichkeit geschieht, kann das erinnernde Ich *selbst nichts* von dem bezeugen, was in jener Nacht in einer kleinen Mietwohnung zwischen dem Höchstschulführer Hans Jochen Hödel und dem dubiosen Jungprofessor Jurij Moller-Toff vorgefallen ist. An die beschränkte Warte der subjektiven Wahrnehmungen und Schilderungen gekettet bleiben auch wir als Leser, und besitzen keinerlei Möglichkeit der Verifizierung dessen, was uns an – zugegeben intensiv betriebenen – nachträglichen Erklärungsversuchen über die Geschehnisse jener für die weiteren Ereignisse so neuralgischen Nacht vorgelegt wird. Auch die zum Ende wörtlich zitierten Ausschnitte und Fragmente aus den *Annexes to the Heritage of Mischa 1.0*, kürzer und bekannter unter dem Eintrag *St. Ingbert Talks*, in denen von der Planung und dem Anlegen eines „informatischen Hochschularchivs“ durch den „Vater“ des Autobiografen, Julius Roch, die Rede ist, geben kaum verlässliche Auskunft über vermeintliche Geheimabkommen und stillschweigenden Verabredungen, die angeblich zwischen den beiden Protagonisten geschlossen worden sein könnten. Diese Wertung hat umso mehr Bestand, als das Dokument der *St. Ingbert Talks*, das den Angaben zufolge als Vorlass einem saarländisch-luxemburgisch-elsässischen Literaturarchiv vermacht oder, um schriftenübertragungstechnisch genauer zu sein, überspielt worden sei, noch keiner quellenkritischen Untersuchung unterzogen worden ist: ein Umstand, den der Herausgeber dieser Memoirenschrift ohne große Umstände hätte kenntlich machen können, ja müssen. Bis zum Beweis des Gegenteils bleibt mithin die Vermutung im Raum stehen, auch bei den *St. Ingberter Zwiegesprächen* könnte es sich um ein autogeneriertes Artefakt handeln, in und bei dem aus womöglich geschichtsmanipulativen Gründen geschickt ein vertraulich-rührseliger Dialog zwischen Roch junior und Roch senior lediglich fingiert wird. Nach wie vor betrachtet die Fachwelt die *St. Ingbert Talks* als Apokryphe – und nach

wie vor muss Ähnliches für diejenigen Passagen gelten, die sich hier über den von manchen Kollegen humorvoll als „Dinkelsuppenabend“ titulierten Austausch von Hödel und Moller-Toff vorfinden lassen.

Zum anderen ist da die Erwähnung des Historischen Instituts an der Technischen Hochschule und des an seine Mitarbeiter ergangenen Auftrags, im Rahmen der ‚Operation Ahnenerbe‘ eine Zusammenschau dessen zu leisten, was in der Geschichte der Einrichtung an Forschungen geleistet worden war und nunmehr für das Vorhaben des so genannten Zweiten Exzellenzfeldzugs von Belang und Wichtigkeit sein könnte. Die von Mischa Roch gewählte Ausdruckweise suggeriert, dass es sich bei diesen Zuarbeiten um eine eklatante Minderleistung gehandelt habe insofern, als vermeintlich klare Vorgaben aus dem Hochschulpräsidium unberücksichtigt geblieben seien. Die verletzend und despektierlich gehaltene Darstellung kulminiert im Vorwurf einer „Verschlimmbesserung“ der Hoch-, damals Höchstsulvergangenheit zuungunsten der forschersischen Leistungen im Dritten Reich sowie einem „Vorgänger-*bashing*“, das zuvorderst ich als damals zwar schon emeritierter, dennoch federführend mit den Nachforschungen beauftragter Historiker betrieben haben soll. Schließlich findet Schilderung, wie der Autobiograph beginnt, die inkriminierten Quellenexzerpte und sonstigen Recherchematerialien, die ich durch meine Mitarbeiter hatte hatten zusammentragen lassen, auf meinem Schreibcomputer systematisch auszuspähen und zu einem eigenen Dossier zusammenzufügen. Die Verzerrungen der historischen Wahrheit und der Grad der Verfälschungen, der bei einem solchen Verfahren automatisierten Historiografierens zu konstatieren bleibt, ist enorm. Da werden aus den zweifelhaften Leistungen angewandten Forschens, wie es an den gleichgeschalteten Wissenschaftseinrichtungen des Dritten Reiches nicht nur an der Technischen Hochschule betrieben wurde, im Akt des Aufschreibens plötzlich *res gestae divi technicorum*: Berichte über das gottgleiche Schaffen heldenhafter Ingenieure zum Behufe der Erlangung absoluter Macht durch technische wie auch rechentechnische Überlegenheit. Hödel habe in diesem Zusammenhang sogar, glaubt man Roch, die Rede von einer *supériorité toujours déjà* verbreiten lassen. Der Hinweis wird kaum mehr vonnöten sein, dass es sich heutzutage schlicht verbietet, zu einer Darstellung zu greifen, wie es die automatisierte Historiografie mit ihrem „Dossier“ hier offenkundig tut: kalt, seelenlos – und folglich ohne die verheerenden Folgen und desaströsen Auswirkungen des Einsatzes von technischen „Errungenschaften“ wie Überschallraketen auch nur mit einem einzigen Wort zu erwähnen

Angesichts von Geschichtsklitterungen dieser Art und dieses Ausmaßes sollte denjenigen Verständnis entgegengebracht werden, die es nachdrücklich begrüßen, wenn die Informatik

als Geburtshelferdisziplin des Mischa Roch auch weiterhin davon absähe, Geschichte zu schreiben: vor allem die Geschichte von Ereignissen, welche vor ihrer eigenen Zeit lagen. Ich selber, um dies in aller Deutlichkeit zum Ausdruck zu bringen, schließe mich den Kritikern zwar in diesem Punkt an, halte es aber für weder weitsichtig noch hilfreich, pauschal das Verfahren einer automatisierten Notierung von Ereignissen in der Zeit abzulehnen. Es ist und bleibt zu verurteilen, wenn die Informatik es sich anmaßt, mittels ihrer Artefakte und Prototypen Zeitläufte darzustellen, die vorzeitig zu ihrem eigenen In-die-Welt-Treten liegen – es ist aber genauso sehr zu begrüßen, wenn unsere Archive über das uns geläufige, traditionelle Quellenreservoir gerade im Bereich der autobiografischen Textsorten hinausgehend nunmehr angereichert werden durch Berichte und Schilderungen wie der vorliegenden.

„Mischa, du wirst noch gebraucht!“, lautet in einer der nicht wenigen kritischen Situationen, in der sich während des Zweiten Exzellenzfeldzugs Hödel und seine Entourage befanden, sein, Hödels, Befehl an den kleinen Helfer aus Schaltkreisen, Software und Hochwertmaterial. Ich bin verleitet, diesen Ausspruch zu de- und rekontextualisieren, um ihn als Gebot der Stunde auch für die Geschichtswissenschaft zu gebrauchen. Wir als Historiker müssen uns den Herausforderungen stellen, die entstehen, wenn sich eine vermeintlich historiografiebefreite Disziplin wie die angewandte Informatik plötzlich besinnt und beginnt, die von ihnen erlebten und zu bezeugenden Zeitläufte zu dokumentieren. Mischa Roch wird in diesem Sinne gebraucht werden.